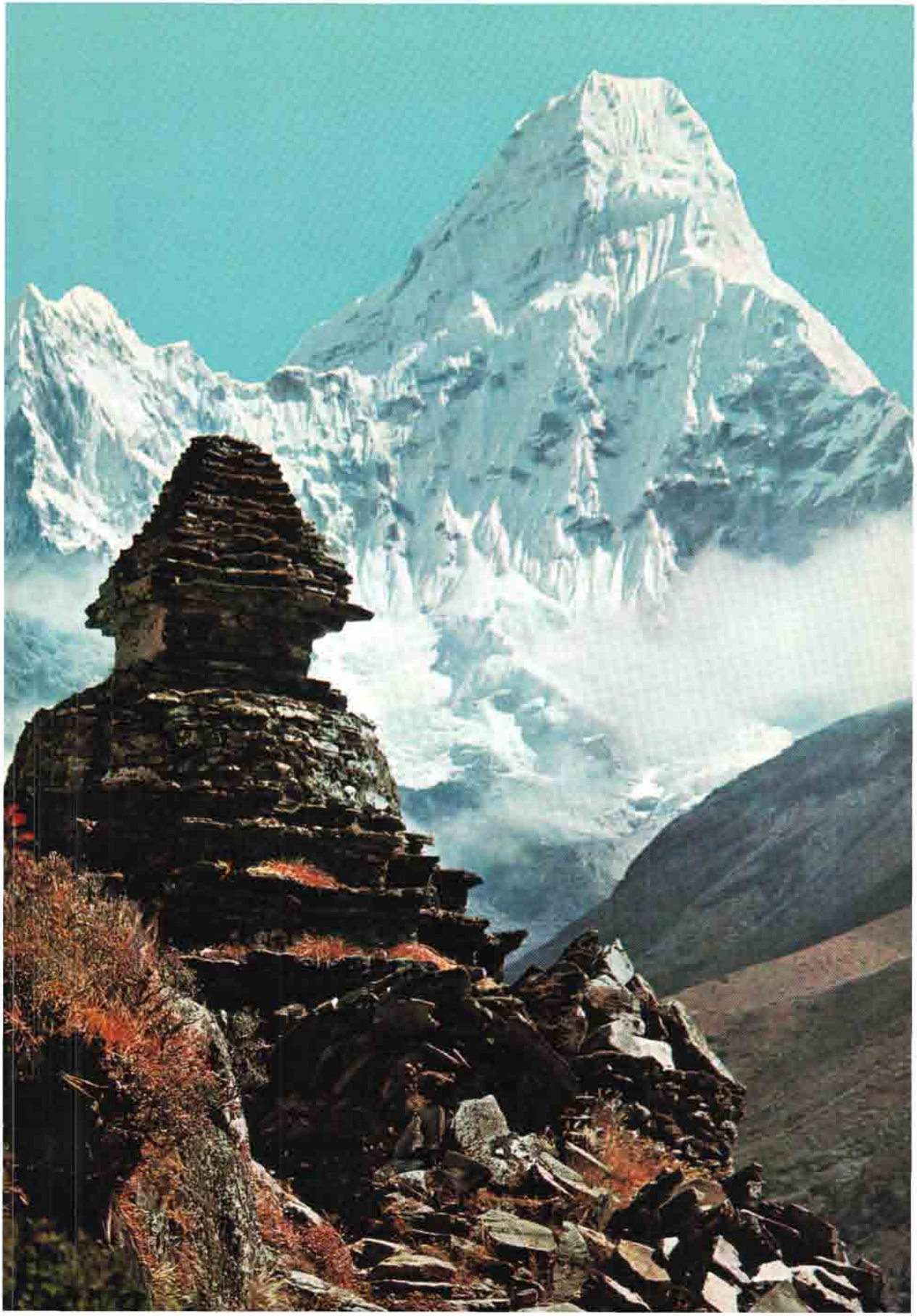


Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins 1966

(Alpenvereinszeitschrift, Band 91)

Geleitet von

Werner Heißel (OeAV) und Fritz Schmitt (DAV)

(10.901/91/2.Exp.)

Nachdrucke, auch auszugsweise,
aus dieser Zeitschrift sind nur mit vorheriger Genehmigung durch den
Österreichischen Alpenverein gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen
bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung
für Form und Inhalt ihrer Angaben

Titelbild und Schutzumschlag
zeigen den Blick von der Ortschaft Pangpoche (3985 m)
auf die 6856 m hohe Amai Dablang
(Photo Erwin Schneider)

Drucktechnische Gesamtausführung einschließlich Bindearbeit:
Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Buchroithner & Co.,
Innsbruck, Erlerstraße 5-7

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. Wilhelm Schweiger, Die Hornbachkette	7—14	I—III
2. Ernst Enzensperger, Das Allgäu in der nachklassischen Entwicklung des Bergsteigertums	15—22	IV
3. Georg Frey, Der Hochvogel	23—26	VII
4. Georg Maier, Winterbergsteigen in den Allgäuer Alpen	27—32	VII
5. Heinz Palme, Abseitige Winterziele im Allgäu	33—36	
6. Volker Jacobshagen, Vom geologischen Bau der Allgäuer Alpen	37—46	V, VII
7. Thaddäus Steiner, Die Namen der Allgäuer Bergwelt	47—58	V, VI
8. Günther H. Gauß, Vogelzugbeobachtungen im Wetterstein	59—65	VIII
9. Sepp Wallner, Gosautal und Gosaukamm	66—71	IX, X
10. Kurt Dellisch, Frühjahrsschifahrten in den Julischen Alpen	72—75	IX
11. Gunther Langes, Die Nordwestkante der Cima della Madonna, Schleierkante	76—84	XI
12. Hermann Sendele, Über die Hausgemeinschaften (Mithausereien) in Matrei in Osttirol	85—90	
13. Richard Goedeke, Bergfahrten in der Bosconerogruppe	91—95	XII
14. Hans Schymik, Felix von Cube zum Gedenken	96—101	IV
15. Hans Thoma, Bergland in Nordostanatolien. Portrait eines vergessenen und wiederentdeckten Gebirges	102—114	XIII, XIV
16. Gerald Gruber, Hinduraj — Hindukusch 1965. Bergfahrt zur Buni-Zom-Gruppe	115—127	
17. Kurt Diemberger, Im Reiche des Tirich Mir. Österreichische Hindukusch-Kundfahrt 1965	128—137	XVI, XVII
18. Stefan Rausch, Deutsche Chitral-Expedition 1965	138—146	XV
19. Ludwig Greissl, Deutsche Himalaja-Expedition 1965	147—160	XVIII, XIX
20. Günter Hauser, Ergebnis der Vermessungsarbeit der Deutschen Himalaja-Expedition 1965 im Expeditionsgebiet	161—165	
21. Walter Hellmich, Forschungsunternehmen Nepal—Himalaja	166—171	
22. Werner Bierdämpfel, Bergfahrten im Hochland von Mexiko	172—176	XX
23. Ulrich Mann, Alpinismus und Erziehung	177—187	
Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen, Lehrschriften, AV-Führer, Karten	188—191	

Bilder

Titelbild — Blick von der Ortschaft Pangpoche (3985 m) auf die 6856 Meter hohe Amai Dablang (Aufn. Erwin Schneider).

Tafel I — Die Hornbachkette vom Großen Krottenkopf (Aufn. Hans Schymik).

Tafel II — Die Hornbachkette von Osten; von links Bretterspitze, Urbeleskarspitze und Wasserfallkarspitze (Aufn. Hermann Arnold).

Tafel III — Wolfebnerspitzen von der Hermann-von-Barth-Hütte (Aufn. Fritz und Eugen Heimhuber).

Tafel IV — Bild links oben: Felix von Cube 1904 in Korsika (Aufn. Hans Schymik).

Bild rechts oben: Felix von Cube im Alter von 87 Jahren (Aufn. Hans Schymik).

Bild links unten: Josef Enzensperger (Aufn. Ernst Enzensperger).

Bild rechts unten: Bergführer Johann Baptist Schraudolph aus Einödsbach (Aufn. Ernst Enzensperger).

Tafel V — Trettachspitze-Westwand (Aufn. Fritz und Eugen Heimhuber).

Tafel VI — Schneck von Norden; links davon der Große Wilde (Aufn. Fritz und Eugen Heimhuber).

Tafel VII — Bild oben: Der Hochvogel, einer der schönsten Allgäuer Berge (Aufn. Franz Milz).

Bild unten: Höfats von Norden (Luftaufnahme).

Tafel VIII — Bild oben: Steinschmätzer im Flug. Eine automatische Kamera war aufgestellt, um einzelne Zugvögel zu photographieren. Hier ist der Vogel in den auslösenden Infrarotstrahl geflogen und hat vor sich ein angestrahltes Hindernis entdeckt. Um landen zu können, streckt er die Beine aus (Aufn. Günther Gauß).

Bild links unten: Fuß eines Baumfalken mit einem eloxierten Aluminiumring mit der Inschrift „Vogelwarte Radolfzell" und der Ringnummer (Aufn. Finczynski).

Bild rechts unten: Beringter Baumfalke. An einem Ständer trägt er einen farbigen Zelluloidring, am anderen einen eloxierten Aluminiumring. Farbringe in wechselnden Kombinationen ermöglichen es, das einzelne Tier zu erkennen, ohne es zu fangen und damit immer wieder zu stören (Aufn. Finczynski).

Tafel IX — Bild oben: Der Gosaukamm von Gosau (Aufn. Sepp Stahrl).

Bild unten: Mangart (links) und Lahnscharte von den mit Auto erreichbaren Almböden aus. Die übliche Abfahrt führt über den rechten Schneestreifen.

Tafel X — Niederes Großwandeck und Däumling von SO (Aufn. Sepp Stahrl).

Tafel XI — Cima della Madonna mit der Schleierkante (zum Beschauer), Palagruppe (Aufn. Flli Pedrotti).

Tafel XII — Bild links: Blick von der Rocchetta Bassa zum Westpfeiler der Rocchetta Alta mit den unteren zwei Dritteln des neuen Anstiegs (IV—V). Dahinter die Nordwestkante (Aufn. Richard Goedeke).

Bild rechts: Rocchetta Alta di Bosconero-Südwand (IV+ und V—) von der Rocchetta Bassa (Aufn. Richard Goedeke).

Tafel XIII — Nordostanatolien: Der Gletscher westlich des Kaçkargipfels vermittelte einen schwierigen Neuanstieg zum Gipfel des Großen Kaçkar (Aufn. Hans Thoma).

Tafel XIV Blick vom nordöstlichsten Gipfel, den die Teilnehmer der Kundfahrt 1965 bestiegen, über den stark verkürzten Alti-Parmak-Grat hinweg zum Kaçkar-Tepe (rechts) und zum links im Hintergrund aufragenden Großen Kaçkar (Aufn. Hans Thoma).

Tafel XV Hindukusch. Falak Sar (5918 m) mit der Aufstiegsroute über den Ostgrat zum Hochlager und weiter über den Nordgrat zum Gipfel (Aufn. Stefan Rausch).

Tafel XVI Hindukusch. Hauptgipfel der Nordgruppe des Tirich Mir (Tirich-Nord) mit Hochlagern und Aufstiegsroute über den Nordsporn (Aufn. Kurt Diemberger).

Tafel XVII Bild oben: Tirich-Nord, Tirich Mir (7700 m) und Westgipfel, gesehen aus nordwestlicher Richtung, von der Gul-Lasht-Zom-Gruppe (Aufn. Kurt Diemberger).

Bild unten: Im Tal des Chitralflusses mit Blick auf die Oase Barennie und den Zanipaß (Aufn. Kurt Diemberger).

Tafel XVIII Himalaja. Gangapurna (7426 m) vom Lager V (6850 m). Der Aufstieg erfolgte über den links emporziehenden Grat (Aufn. Erich Reismüller).

Tafel XIX Bild oben: Gangapurna vom Glacier Dôme (7142 m) (Aufn. Erich Reismüller).

Bild unten: Machapucharè (6997 m) von einem 5700 Meter hoch gelegenen Lager aus (Aufn. Erich Reismüller).

Tafel XX Bild oben: Mexiko. Blick in den 300 Meter tiefen Krater des Popocatépetl (Aufn. Werner Bierdämpfel).

Bild links unten: Popocatépetl vom Aufstieg zum Ixtaccihuatl (Aufn. Werner Bierdämpfel).

Bild rechts unten: Gipfelgrat des Popocatépetl (Aufn. Werner Bierdämpfel).

Beilagen

1. Karten

a) Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen (Ostblatt) 1 : 25.000, überarbeitete Neuauflage 1966. Gemeinsam herausgegeben vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein.

b) Karte des Khumbu Himal (Nepal) 1 : 50.000 mit der Achttausender-Gipfelflur Cho Oyu—Mt. Everest—Lhotse—Makalu.
Die Kosten dieser vom Forschungsunternehmen Nepal-Himalaja sehr entgegenkommend zur Verfügung gestellten Beilage trägt der Gesamtverein.

2. Panorama

Übersicht des Hohen oder Östlichen Hindukusch zwischen dem Tirich Mir und der Lunkho-Gruppe in einer Ausdehnung von rund 100 Kilometern, aufgenommen von Dr. Gerald Gruber, Graz.

Urbeleskarspitze mit Kaufbeurer Haus
Zeichnung von S. Amerstorfer

Die Hornbachkette

WILHELM SCHWEIGER

„Der letzte Ausläufer der Hornbachkette bietet mit seinem imposanten Plattensturze eines der prächtigsten Schaustücke des Lechtales." So schrieb *Ernst Enzensperger* in der Zeitschrift 1908 über die Klimmspitze. Jeder, der von Reutte im Außerfern nach Weißenbach und weiter ins Lechtal fährt, sieht diesen Berg als Pyramide über breitem, gerundetem Sockel mehr als eineinhalbtausend Meter aufragen. Man sollte meinen, der Berg und das, was hinter oder neben ihm anschließt, hätte die Bergsteiger schon früh gelockt. Das aber konnte er nicht so ohne weiteres. Im Westen, wo sich das Allgäuer Gebirge weit von Norden her im Illertal öffnet, ließ sich die Erschließung leichter an. Straße und später Eisenbahn nach Oberstdorf führten näher an den Hauptkamm der Allgäuer Alpen heran, älteste Sektionen des DuOeAV, wie Kempten, Memmingen, Immenstadt, auch Augsburg, hatten Bahnverbindung zu den Quelltälern der Iller schon vor fast hundert Jahren. Schwierig und lang dagegen war eine Reise vom Außerfern ins Lechtal. Sie ist es noch heute außerhalb der Saison für den, der auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen ist. Noch vor vierzig Jahren glich das Lechtalsträßlein fast noch einem besseren Feldweg. Hatte es doch in der Mitte seines grauen Bandes auf weite Strecken seinen beruhigenden Rasenschopf. Vor siebzig Jahren rollte viermal in der Woche die einspännige Postkutsche von Reutte ins Tal, eine andere mit einem Muli von Steeg heraus. Seit 1897 bestand die bescheidene Straße. Zum Teil bekam sie erst nach dem zweiten Weltkrieg eine Asphaltdecke und wurde in den letzten Jahren in manchen Teilstücken auf neuer Trasse gebaut oder verbreitert und begradigt. So berührt z. B. heute die Bundesstraße das Dorf Elbigenalp nur mehr am Ostrande. Eine moderne Umfahrungsstraße wurde etwa auf dem alten „Gießweg" gebaut. Ob dieser Flurname mit der Glockengießerei in Häselgehr, die heute noch besteht, in Verbindung zu bringen ist, erscheint möglich. Die überdachten Holzbrücken mit den lose liegenden, rumpelnden Bohlen haben zweckmäßigen Betonbrücken weichen müssen, so vor einigen Jahren die Martinauer Lechbrücke direkt am Fuß der Klimmspitze, 1965 die zwischen Stanzach und Vorderhornbach und im gleichen Jahr leider die ganz schmale, überdachte Gufelbrücke über den Jochbach in Hinterhornbach, deren ungeschlachte Tragbalken wohl noch hundert Jahre gehalten hätten.

Die hinter der Klimmspitze nach Westen ziehende Hornbachkette hat so die Zeiten der touristischen Erschließung der Allgäuer Alpen nahezu verschlafen. Es hat ihr auch nichts genützt, daß an ihrem Fuß das schöne Dorf Elbigenalp liegt, früher einziges Pfarrdorf des Tales und Heimat berühmter Menschen. *J. A. Koch* ist in Obergiblen im Jahr 1786 geboren und wurde als Schöpfer des „Schmadribachfalles" und des „Berner Oberlands" einer der berühmtesten Landschaftsmaler seiner Zeit. *Anton Falger*, ein Freund Senefelders, brachte seiner Heimat als Professor der Bayerischen Akademie der Künste Ruhm. *Anna Knittel*, Porträt- und Blumenmalerin, war hier zu Hause. Mit neunzehn Jahren hat sie an der Saxerwand einen Adlerhorst ausgenommen und damit den historischen Hintergrund für Roman und Film „Die Geierwalli" gegeben. Die Königinmutter *Marie von Bayern* (1825—1889) war über zwanzig Jahre lang Sommergast in Falgers Haus. Die zu ihrer Zeit bekannten Persönlichkeiten haben das Dorf Elbigenalp am Fuß der Hornbachkette ebensowenig in weiteren Kreisen bekanntmachen können wie sein sehr reichhaltiges Beinhaus im Untergeschoß der Martinskapelle.

Außer der Lechtalstraße besteht nur eine einzige Verbindung, die zur Hornbachkette führt, die Straße von Stanzach bzw. Martinau nach Hinterhornbach. Heute ist sie teilweise geteert, an vielen Stellen neu trassiert, und man kann an ihrem Endpunkt beim neuen Alpengasthof „Hochvogel" manche Autos stehen sehen. Die Weiterfahrt nach Westen zur Petersberger Alp, schon fast am westlichen Endpunkt der Kette gelegen, ist nicht erlaubt. Wie nördlich der Kette das Hornbachtal, so zieht an ihrem Südfuß das Bernhardstal nach Westen hinein. Das für Kraftfahrzeuge verbotene Holzabfuhrsträßlein führt in ihm nur bis zum Rautersteg, 1263 Meter. Beide Täler und Straßen ziehen vom Lechtal aus fast genau westlich, so den Hauptzug der Hornbachkette aus dem Gebirge herausschneidend. Sie schließen ins Haupttal mit tiefen Schluchten an, und die Straßen müssen, wie bei allen Seitentälern des Lechs, zuerst über die Klammhöhe steigen, um dann fast eben in die Täler hineinzuleiten.

Der Nordabfall der fünfzehn Kilometer langen Hornbachkette mit seinen mächtigen Hauptdolomitwänden, die auf Fleckenmergeln sich aufbauen (großes Hornbachfenster), ist ebensowenig wie sein Südabfall zum Bernhardstal für die Anlage von sogenannten mechanischen Aufstiegshilfen, d. h. von Schiliften und Bergbahnen, geeignet. Deshalb werden die Hänge und Kare der Hornbachkette wohl immer ihre winterliche Einsamkeit bewahren. Der „Zettler" (AV-Führer Allgäuer Alpen, 5. Auflage) führt zwar auf Seite 192 einige wichtige Hinweise für alpine Tourenläufer an, und *R. von Chlingensperg* hat in der Zeitschrift 1940 Noppenspitze, Klimmspitze und Bernhardseck mit Rothornspitze als Schifahrten beschrieben, doch bedeuten diese beschränkten Möglichkeiten nicht, daß sich Hinterhornbach oder Elbigenalp zu Wintersportorten üblicher Prägung entwickeln werden. Die Bewohner des Lech- und Hornbachtales widmen sich auch ohne Lifte dem Schilauf und führen alljährlich einen zünftigen Abfahrtslauf im Haglertal durch.

Zwei Erscheinungen der Neuzeit werden wohl das Hornbachtal ein wenig verändern. Die trotz einiger technischer Hilfsmittel immer noch sehr schwere bäuerliche Arbeit führt dazu, daß Alpen nicht mehr befahren, Bergmähder nicht oder selten abgeerntet und daß Bauernhöfe, jahrhundertealte Heimat vieler gesunder Generationen, verlassen werden. Das Leben im Tal als Industrie- oder Facharbeiter ist leichter und lohnender. Interessenten mit der nötigen Kapitaldecke lösen Bauernfamilien ab, um für ein paar Wochen oder Monate im Jahr „einfaches Leben" zu spielen. Die Folgen einer solchen Überfremdung sind denjenigen vergleichbar, die durch chemische Düngung von Bergwiesen eintreten: Die alpine Flora wird zerstört. Ein großer Teil dessen, was jahrhundertelang den Charakter der Alpentäler prägte: Einrichtung und Form des Bauernhauses, der „Billen" und Alphütten, Streckenführung und Zustand der Wege und Steige, Arbeitsgeräte, Trachten, Bräuche, sogar Umfang der Alpen und Waldteile, die Zäune, Marterl und Stege, ja die Sprache der eingesessenen Bevölkerung, all das und mehr verändert oder verliert sich in einer mechanisierten Arbeits- und Fremdenverkehrswelt, im Verfolg beruflicher und sozialer Umschichtung. Kein Zweifel, daß die Alpentäler dadurch kulturell ärmer, zivilisatorisch und finanziell reicher werden. Als Exempel sei hier ein Satz aus *Hermann von Barths „Wegweiser"*, Seite 408, angeführt: „Das Wirtshaus in Hinterhornbach bietet seinem Gaste außer Tiroler Wein und Kaffee nur aus Mehl und Wasser gekochte Nahrung." Überfremdung und Veränderung sind nun im einzigen besiedelten Tal der Hornbachkette, im Hornbachtal, noch nicht so weit fortgeschritten wie in anderen Gebirgstälern. Zwar werden auch hier die „kräftigen Gestalten der Bergbauernsöhne" uns kaum noch begegnen. Die Alten aber, arbeitsgebeugte Gestalten, das runzlige Frauengesicht vom Kopftuch umrahmt, das des Mannes mit dem zahnlückigen Mund, in dem die Tabakspfeife hängt, begegnen uns hier noch häufiger als anderswo. Sie sind die Bergheuer und Alphirten, die Holzfäller und „Mächler", solange sie noch leben. Wenige der Söhne aber bewirtschaften den Bergbauernhof weiter. So hat die Einwohnerzahl Hinterhornbachs in den letzten Jahren erheblich abgenommen.

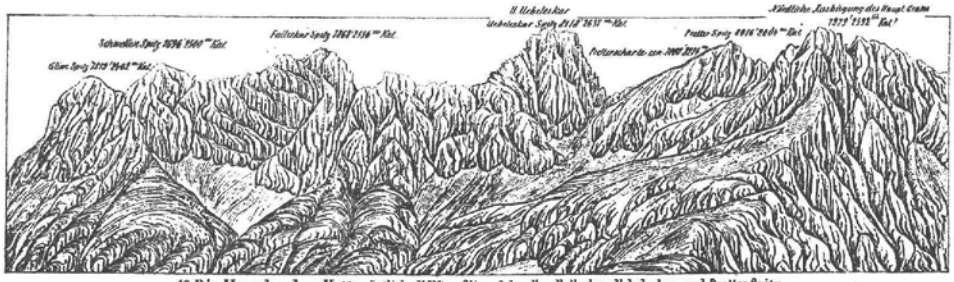
Wenige Männer waren es in der Hauptsache, die Berge und Täler der Hornbachkette dem Alpinismus erschlossen:

Professor *Dr. Otto Sendtner* hat 1848—1853 viele Besteigungen in der Hornbachkette wie in den gesamten Allgäuer Alpen ausgeführt. Seine barometrischen Messungen waren von verblüffender Genauigkeit. Sein *„Allgäuer Tagebuch"* ist leider in Verlust geraten. Dagegen zeigte sich sein Artikel „Das Allgäu" in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 244 vom 1. September 1853 äußerst langlebig. Denn Anton Spiehler schreibt 1893: „Ganze Absätze kann man noch unverändert in heutigen Reisehandbüchern antreffen ... der Verfasser aber ist nahezu vergessen." Ein Stilprobe Sendtners sei hier angeführt, weil sie klar und einfach aussagt, was mancher heutzutage nicht mehr kann: „Wer nun höher hinaus will, den muß ich einer anderen Führung übergeben" (folgen Empfehlungen zweier Oberstdorfer Führer, Schaafhittl und Ruedorfer). „Einen guten Rat gebe ich auf den Weg. Im übrigen Bayern und weiter umher ist die Mehrzahl der Berge ohne besondere Anrichtung zugänglich. Sogar mit städtischer Beschuhung kann man hinauf, nur kommt man dann meist ohne Sohlen herab. Das geht nicht so im Allgäu. Da handelt es sich um sorgfältige Wahl der Bekleidung. Grund dazu geben die abschüssigen Graslehnen: sie haben schon manches Leben gekostet, und doch sind sie gefahrlos, wenn der Fuß dazu eingerichtet ist. Unentbehrlich sind daher die grobgenähten Schuhe mit dikken Sohlen, Nägeln und Griffen, die Steigeisen und der Bergstock ..." Sendtner wie auch Bergmeister C. W. Gümbel von Sonthofen waren wohl die ersten, die die Allgäuer Alpen in ihrer Gesamtheit kannten und die touristischen Schwierigkeiten beherrschten.

1835 bis 1844 war bereits durch Kommissäre Tirols bzw. Vorarlbergs und Bayerns eine 1:10.000-Aufnahme der Grenze zwischen beiden Ländern durchgeführt worden, in deren Verlauf wohl die meisten Grenzgipfel, kaum aber solche der Hornbachkette betreten worden waren. Dagegen hat die vom militär-geographischen Institut ausgeführte Triangulierung 1851 bis 1855 mit Sicherheit Klimmspitze, Bretterspitze und Großen Krottenkopf im trigonometrischen Netz bestimmt und durch Stein- oder Erdpyramiden gekennzeichnet.

Freiherr Hermann von Barth: Ernst Enzensperger bezeichnet ihn als einen „weit vorgeschobenen Vorläufer eines Bergsteigergeschlechts, das vielfach erst nach langen Jahren wieder die Anknüpfung an die Überlieferung seines großen Vorgängers findet". „Einen Bergeroberer im großen Stile Payers, an Kühnheit und Wagelust aber noch über diesem und den zu gleicher Zeit in den Ostalpen steigenden englischen Alpenpionieren stehend" nennt ihn *Wilhelm Lehner* in *„Die Eroberung der Alpen"*, 1924. Wer in seinem autographierten *„Wegweiser"*, Seite 456, liest, wie er die Ersteigung der Klimmspitze (bei Barth „Glimspitze") bis in kleinste Details schildert, der stimmt *H. Moritz* zu, der im V. Jahresbericht der Sektion Hochland des DuOeAV 1907 schreibt: „Hermann von Barth bildet einen Markstein in der Entwicklung des Alpinismus nicht nur in touristischer Beziehung, auch in stilistischer." Außerdem urteilt H. Moritz ebendort: „Die Wissenschaft ist an ihm zu kurz gekommen", und *Richard Kiepert* schreibt in „Deutsche Aufnahmen in Angola": „Mit ihm starb ein Forscher, der — wie das vorliegende Bruchstück seiner Arbeiten beweist — zu den höchsten Erwartungen berechtigte." Hermann von Barth verdanken wir die geographische Bestimmung der Hornbachkette als Teil des Allgäuer Hauptkammes, den er „Allgäuer Centralkette" nennt. „Ihre in unveränderter Stärke und Höhe in gleicher östlicher Richtung sich weiter erstreckende Fortsetzung muß in hydrographischer Beziehung als Seitenzweig erklärt werden, da dieselbe nur noch einen Zufluß des Lechs, den Hornbach, von dem Haupttale des Flusses selbst scheidet. In orographischer Beziehung zeigt indeß dieser Seitenzweig weit größere Verwandtschaft zur Centralkette als deren eigene Fortsetzung und wird derselbe, welchen wir mit dem Namen Hornbacher Kette belegen, mit der Centralkette zusammen als der eigentliche Hauptstock der Allgäuer Alpen zu betrachten sein" (Wegweiser, Seite 281). Barth hat

die Hauptgipfel der Hornbachkette meist als erster Bergsteiger betreten. Seite 395 bis 462 des autographierten „Wegweiser" enthalten seine zumeist heute noch als Normalanstiege gebräuchlichen Routen der „Marchspitze (von Barth irrtümlich Ilfenspitz genannt), Pretterspitz, Urblskahr-, Fallekahr- (Wasserfallkar) und Glimspitze". Seine Touren in der Hornbachkette führte Barth aus am 24./25. August und vom 2. bis 6. September 1869. Die touristische Ausbeute einer Woche legte er in 67 handgeschriebenen Seiten nieder. Trotzdem war er mit dem Tempo seiner Erschließertätigkeit nicht zufrieden. Im „Wegweiser", Seite 399, schreibt er: „Ich für meinen Theil hätte, wären mir Rathschläge zur Seite gestanden, wie ich sie jetzt zu geben vermag, meine Besteigungen in der Hornbachkette genau in der Hälfte der Zeit zu Ende gebracht, die ich in der That darauf verwendete, obgleich keine meiner dortigen Parthieen fehlschlug." Hermann von Barth starb 1876 in S. Paolo de Loanda, Portugiesisch-Angola. Der die von Barth vermißten „Rath-



13. Die Hornbacher Kette, östliche Hälfte. - Glim-, Schwellen-, Fallerkar-, Urbeleskar- und Pretter Spitz von Norden gesehen. Aufnahmspunkt: Auf dem Lechler Kamm, Grat, ungefähr ½ St. vom Jochspitz entfernt. Höhe ca. 6500' 2111 m

Zeichnung von Hermann von Barth („Aus den Nördlichen Kalkalpen", 1874)

schläge" in Form von „Führern" schuf, war *Anton Waltenberger*. Sein „Führer durch das Allgäu" erlebte 1962 die 20. Auflage und war noch vor einigen Jahrzehnten, besonders vor dem Erscheinen des „Hochtourist", das Standardwerk für das Allgäu. Waltenberger war mit Barth befreundet. Dieser hat Waltenberger vor seiner Ausreise nach Afrika seine alpinen Manuskripte und Skizzenbücher zur freien Verwertung übergeben. Barth selbst hat im Vorwort zu Waltenbergers Wetterstein-Monographie die besondere Eignung Waltenbergers für die Herausgabe von Gruppenführern unterstrichen. Waltenberger schreibt in seiner „*Orographie der Allgäuer Alpen*", 2. Auflage, 1881, über die Hornbachkette: „In der Hornbachkette ist der Dolomit am bedeutendsten zu Gipfeln und Graten entwickelt; gegen zwölf kühne Spitzen, die aus weitgedehnten Karrenfeldern aufragen, mit einer durchschnittlichen absoluten Erhebung von nahezu 2400 Metern sehen wir hier in einer drei Meilen langen Kette aneinandergereiht. In gewissem Sinne kann die mächtige Hornbachkette als unmittelbare östliche Fortsetzung des Hauptzuges Widderstein—Mädelegabel der Allgäuer Alpen bezeichnet werden, und wären nicht geographische Gründe vorhanden, so könnte man in Anbetracht der Streichungslinie und mächtigen Erhebungen ihrer Gipfel den Zug Widderstein—Glimspitze als Hauptkamm betrachten, welchem eine Reihe kürzerer Kämme und Untergruppen vorgelagert sind. Unter allen Umständen findet sich die im allgemeinen von West nach Ost streichende Richtung, welche die höchsten Kämme in den Nördlichen Kalkalpen zumeist einhalten, in den Allgäuer Alpen am schärfsten im geradlinigen Verlauf der Hornbachkette ausgeprägt. . . . Außer dem Hauptzuge kommen Gipfelerhöhungen von 2400 Metern und darüber nur in der Hornbachkette, hier aber bereits in der ganzen Reihe dieses gewaltigen Zuges, vor . . . Aus den vorhergehenden Betrachtungen lassen sich folgende allgemeinen Schlüsse ziehen: 1. Die Haupterhebungen der ganzen Allgäuer Gruppe liegen im Süden und Südosten in einer von Ost nach West streichenden Linie, welche die Punkte Biberkopf, Mädelegabel,

Oefnerspitze und Urblskarspitze verbindet." Damit hat auch Waltenberger die vorher geäußerte Ansicht Barths bestätigt: *Die Hornbachkette ist die östliche Hälfte des geographischen Hauptzuges der Allgäuer Alpen.*

Mit größter Gründlichkeit hat der am 18. Juli 1891 verstorbene Reallehrer *Anton Spiehler* aus Memmingen gearbeitet. Weit verstreutes, verstecktes Material hat er mit seinen eigenen Erfahrungen zu fast absolut sicheren Aussagen verarbeitet. In der *„Erschließung der Ostalpen"* umfaßt sein Beitrag „Die Allgäuer Alpen" die Seiten 38 bis 95, darunter der Abschnitt „Die Hornbachkette" fast zehn Seiten. Auch Chr. Wolff hat wie Spiehler nicht nur auf bekannten und neuen Wegen fast sämtliche Gipfel der Kette bestiegen, sondern auch in seinen Aufzeichnungen die ganze Gruppe erschöpfend behandelt. Leider sind die Manuskripte *Chr. Wolffs* nicht veröffentlicht und nur kurze Abschnitte zur Bearbeitung verwendet worden. Anton Spiehler (und neben ihm Chr. Wolff) war der geistige Schöpfer jenes großzügigen Höhenwegnetzes, das dem Allgäu die ersten Früchte einer neuen Zeit des Alpinismus bescherte. Das Allgäuer Beispiel wurde damit Vorbild für viele Gebiete der Ostalpen.

Die letzten beiden Bergsteiger, die sich in eingehenderen Arbeiten mit der Hornbachkette befaßten, waren *Felix von Cube* (Zeitschrift 1904)* und *Ernst Enzensperger* (Zeitschrift 1908). Sie haben die touristische Erschließung zu einem gewissen Abschluß gebracht und die bisherigen Unsicherheiten in der Nomenklatur bereinigt.

Was an Erschließungstätigkeit im 20. Jahrhundert noch zu leisten war, bezog sich in der Hauptsache auf neue Führen im Fels. Diese Entwicklung darf heute als abgeschlossen gelten, selbst wenn da und dort neue Varianten eröffnet werden.

Was die Erschließer bergsteigerisch und literarisch leisteten, wird von uns Heutigen in Umfang und Schwierigkeit kaum richtig gewertet. Ohne die geringsten geographischen Vorkenntnisse, ohne brauchbare Karten, ohne spezifische Literatur, ohne unsere oft prachtvoll angelegten und erhaltenen Wege, ohne andere Unterkünfte als „Billen", im besten Fall Hirtenhütten, und vor allem dem Unverständnis weiter Kreise der Öffentlichkeit preisgegeben, haben sie und nur sie allein den Grund gelegt für unser heutiges bergsteigerisches Erleben und für die Anbahnung besserer wirtschaftlicher Möglichkeiten der Bevölkerung der erschlossenen Gebiete.

Eines Mannes muß in dieser kurzen Übersicht noch gedacht werden: des Alpenvereinskartographen Ing. *Leo Aegerter.* Ernst Enzensperger hat seine erste Karte des Allgäus (westl. Hälfte 1906, östl. Hälfte 1907) ein Meisterstück genannt. Sie ist es bis heute geblieben. Die Neuauflagen 1963 und 1966 sind auch eine vornehme Ehrung des von ungeheurem Fleiß und hervorragendem Können erfüllten und auch in bergsteigerischer Hinsicht idealen und opferfreudigen Mannes. Wenn die Alpenvereinskarten in der Welt zu den besten Gebirgsdarstellungen gezählt werden, hat er einen Hauptanteil des Verdienstes daran.

Die Schicksale dreier der Erschließer der Hornbachkette weisen eigenartige Ähnlichkeiten auf: H. v. Barth stirbt 1876 im afrikanischen Angola; der Bruder Ernst Enzenspergers, Josef Enzensperger, stirbt als Teilnehmer einer Südpolexpedition 1903 auf den Kerguelen (die beiden Brüder waren häufig Tourengenossen in der Hornbachkette); nach Josef Enzensperger ist der Alpenvereinsweg vom Kaufbeurer Haus zur H.-v.-Barth-Hütte benannt; Felix von Cube, gest. 1964, wird von der Gemeinde Asco auf Korsika durch Benennung eines Berggipfels (Pic von Cube) und im Mai 1966 durch Errichtung einer Gedenktafel im Stranciaconetal geehrt.

Drei andere, mehr kuriose Zufälligkeiten, die allerdings nichts mit der Hornbachkette und auch nicht unbedingt mit der Erschließung des Allgäus etwas zu tun haben, seien hier mitgeteilt: Der Bergkommissär *Freiherr von Lupin* aus Memmingen übernachtete 1807 oder 1808 in acht Fuß tiefem Schnee auf dem Hochvogel. 1864 schreibt *Steudel:* „Herr

* S. Aufsatz S. 96 dieses Jahrbuches.

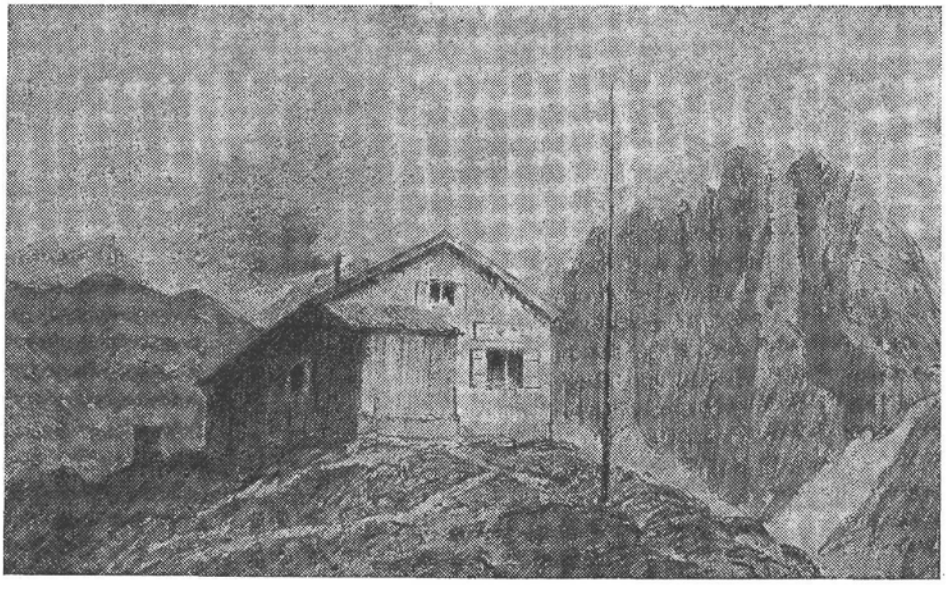
Weilenmann von St. Gallen ... hat auf dem Hochvogel sein Nachtlager aufgeschlagen und zwar — allein." Weilenmann war einer der wenigen Schweizer, der viele Berge der nördlichen und zentralen Ostalpen in den sechziger Jahren bestieg (Weilenmann-Rinne am Fluchthorn). Hermann von Barth verbrachte vom 19. auf 20. Juli 1869 die Nacht auf dem Hochvogel und stieg nach Hinterhornbach ab. (Siehe H. v. Barths Gesammelte Schriften, S. 454—485.)

Mit Gipfelbiwaks kann die Hornbachkette während der Erschließerzeit nicht aufwarten. Lediglich ein unfreiwilliges Nachtlager im Bretterkar, das Spiehler nach seinem Abstieg von der Noppenspitze gegen Norden beziehen mußte, ist aus dieser Zeit bekannt. F. v. Cube und E. Euringer wären 1903 in ihrem viertägigen Zeltlager im Seekar beinahe das Opfer eines Bergsturzes vom Südgrat der Urbeleskarspitze geworden, dessen Gesteinsmassen dicht vor ihrem Zelt zum Stehen gekommen waren. Über die Felsstürze an diesem Berg, deren F. v. Cube während seines Zeltlagers über ein Dutzend zählte, verbreitet sich Ernst Enzensperger in seinem Beitrag in der Zeitschrift 1908 ausführlich.

Die Schwierigkeiten der Zugänge zu Gipfeln und Scharten und die der Übergänge sind heute durch Weganlagen der Alpenvereinssektionen weitgehend behoben. Betrachten wir einmal den Bau der Gruppe von ihrer Abzweigung an den Öfnerspitzen im Westen an bis zur Klimmspitze im Osten! Die Hornbachkette besitzt, von der Marchspitze an nach ONO streichend, mit dem Knotenpunkt der Öfnerspitze sechzehn Gipfel über 2500 Meter, wenn man den großen Krottenkopf und den Ramstallkopf, im einzigen Seitengrat gelegen, mitrechnet. Sie sendet nach Süden nur einen bedeutenderen Seitenast, nämlich vom Großen Krottenkopf über Ramstallkopf, Strahlkopf, Rothornspitze bis zur Jöchelspitze, der wieder von der Rothornspitze einen Seitenast nach Osten sendet, das Bernhardseck. Dieses bildet mit dem Hauptgrat und dem eben erwähnten südlich streichenden Grat die Umrahmung des nach Osten ziehenden Bernhardstales, das zwischen Elbigenalp und Untergiblen die Wasser seines Baches in den Lech sendet. Ein ähnlicher, doch kürzerer südlich und südöstlich ziehender Seitenast löst sich etwa in der Mitte der Hauptkette von der Noppenspitze ab, biegt beim Luxnacher Sattel als Häselgehrer Berg gegen Osten und setzt seinen Fuß bei Häselgehr ans Lechufer. Hauptzug und Häselgehrer Berg schließen das Haglertal ein, ein fast wasserloses Hochtal. Die Südflanke des Häselgehrer Berges, eine steile Grasflanke, hat wohlweislich zum Schutz von Unterschönau und Häselgehr eine Krone aus Lawinenverbauungen erhalten, nachdem vor einigen Jahren sogar die Lechtalstraße überlahnt worden war. Der Hauptgrat schickt nach Süden weiter kürzere Kämme aus: Einen von der Marchspitze, der in Hermannskarspitze und -turm kulminiert, weitere von der Südlichen Ilfenspitze, der Östlichen Plattenspitze (mit Wolfebnerspitzen), von der Kreuzkarspitze (Nördlicher und Südlicher Söllerkopf, Rotwand), während man die von Sattelkar-, Wolekleskar-, Bretter-, Urbeleskar-, Wasserfallkar- und Klimmspitze südöstlich und südlich streichenden besser als Rippen bezeichnet. Immerhin bringt es die Südflanke der Hornbachkette damit auf dreizehn größere bis große eingelagerte Kare, von denen das Hermannskar den höchstgelegenen Karsee der Allgäuer Alpen, den Hermannskarsee (2216 m) birgt, wenn man den sehr kleinen Märzlesee an der Schwarzen Milz (2250 m) nicht mitrechnet. Nach Norden entsendet der Hauptgrat zwei längere und fünf kürzere Seitengrate und bildet in der Region des Hauptdolomits sieben weltverlassene Karmulden, von denen nur das Schönecker- und das Urbeleskar durch Weganlagen aus dem Hornbachtal leichter erreichbar sind.

In der Hauptkette sind drei Scharten als Übergänge durch Weganlagen für den Bergwanderer gangbar gemacht: die Marchscharte, die vom Märzle her über die March mit dem Birgerkar verbindet, die Schöneckerscharte, die den Weg vom Hornbachtal über die Faule Wand und das Schöneckerkar ins Balschtekar leitet, und die Schwärzerscharte, die vom Kaufbeurer Haus im Urbeleskar hinüber ins Seekar bzw. über das im Südostgrat der Bretterspitze eingeschnittene Grießschartel ins Gliegerkar führt. Diese Scharte ist Übergangsstelle des Enzenspergerweges über den Hauptkamm. Der Weg verbindet das

Urbeleskar mit sechs Karen der Südseite und endet erst im siebenten bei der Hermann-von-Barth-Hütte. Von hier aus setzt sich der Höhenweg durch Birger- und Hermannskar, über die Südliche Krottenkopfscharte zum Obermädelejoch und zur Kemptener Hütte fort, wo er an das im ganzen südnördlich verlaufende Höhenwegsystem der Allgäuer Alpen anschließt. (Der Name „Hermannskar" könnte vielleicht durch einen Satz bei *Anton Schmidl,* „Das Kaiserthum Oesterreich", eine Erklärung finden: „Im Algau, einer Seitenschlucht des Bernhardsthales, welches in das Lechthal mündet, stürzt ein Giessbach 250 Fuß hoch vom Aermerskar herab.") An markierten Wegen sind außerdem zu nennen: Der aus dem Sattelkar bzw. vom Luchsnacher Sattel abzweigende Abstieg durchs Hagler-



Die alte Hermann-von-Barth-Hütte. Zeichnung von Felix von Cube

tal nach Häselgehr, der Hüttenweg von Elbigenalp zur Hermann-von-Barth-Hütte, der aus dem Birgerkar durchs Birgertal ins Bernhardstal herabführende Weg, welcher im Bernhardstal den von Elbigenalp hereinziehenden, übers Karjoch zum Mädelejoch einerseits, über Gumpensattel und Bernhardseck andererseits führenden Steig trifft. Weiterhin kann man von der Marchscharte, will man zur Hermann-von-Barth-Hütte, den „Düsseldorfer Weg" in den Süd- und Westabstürzen der Ilfenspitze benützen. Auch der Weg von Elmen-Klimm auf die Klimmspitze ist größtenteils markiert. Außer dieser sind weitere drei Gipfel auf Weganlagen erreichbar: Der Große Krottenkopf, die Östliche Plattenspitze (von der Hermann-von-Barth-Hütte) und die Bretterspitze (vom Kaufbeurer Haus). Eine Reihe von Schafsteigen verbinden die nicht von Alpenvereinswegen berührten Südkare, und auch die düsteren Nordkare sind, teilweise mit erheblichen Höhenverlusten, auf Steigspuren und Jagdwegen auszugehen. Wer die Karte gut zu lesen versteht und einen ausgeprägten Orientierungssinn auch in unübersichtlichem Gelände besitzt, findet an vielen anderen Stellen von den Tälern in die Kare, über die Scharten und über die Rücken, die die Kare trennen.

Die beiden Unterkunftshütten des Alpenvereins bestehen seit der Jahrhundertwende. 1900 erbaute der Akademische Alpenverein München im Wolfebenerkar eine Hütte und gab ihr den Namen Hermann von Barths. Später kaufte die Sektion Düsseldorf des DAV

die Hütte. Sie enthält heute Übernachtungsmöglichkeiten für über vierzig Menschen. Die Sektion Allgäu-Immenstadt erbaute 1905 das unbewirtschaftete Unterkunftshaus im Urbeleskar und benannte es zu Ehren der Mitglieder aus Kaufbeuren, die sich um den Hüttenbau und im bergsteigerischen Sinn in dem Arbeitsgebiet der Sektion verdient gemacht hatten, Kaufbeurer Haus. Es bietet etwa dreißig Menschen Platz.

Sind so in der Hornbachkette verdiente Pioniere des Alpinismus durch Weg- und Hüttenbau in Erinnerung gehalten, so hat auch Spiehler hier eine bescheidene Ehrung erhalten, indem die westlich der Marchspitze eingeschnittene Scharte nach ihm benannt wurde. Wohl bringen die jüngeren Bergsteiger solcher Art Verehrung für längst Verstorbene meist wenig Verständnis entgegen. Die ernsthaften unter ihnen, die nicht nur in der Sturm-und-Drang-Periode Bergsteiger sind, und solche, denen auch die alpine Literatur der Erschließerzeit etwas zu sagen hat und die außerdem nicht der Meinung sind, das Bergsteigen beginnt erst bei V+, denen würde es wohl anstehen, wenn sie eine Möglichkeit fänden, für Sendtner oder Chr. Wolff eine Erinnerung in einfachster Form zu schaffen, und wär's nur durch die Benennung einer Bank oder eines Felsblocks in einem der vielen Kare.

In Waltenbergers „Allgäu" ist im touristischen Teil Nr. 13 ein lapidarer Satz zu lesen: „Die meisten Gipfel sind wenig besucht." Wer sich dieses Satzes erinnert, während er am Heilbronner Weg oder auf einer seiner nördlichen Fortsetzungen sich vorkommt, als marschiere er in einem militärischen Verband, der wende sich von der Kemptener Hütte einmal nach Osten. Welcher „Richtung" der Bergsteigerei er sich auch zugehörig fühlen mag, in der Hornbachkette wird jeder auf seine Rechnung kommen und sei er auch nur ein jochbummelnder Blumenphotograph. Was ihm und seinen Kameraden bis hin zu denen der schärfsten Richtung die Gipfel, Kare und Grate, die Wände und Scharten dort versprechen können, das ist Einsamkeit, Unberührtheit und große landschaftliche Schönheit, wie man sie in wenigen Alpengruppen in diesem Dreiklang findet. So wird es da oben noch einige Zeit bleiben, wenn auch im Tal nicht mehr nur Rotwein und aus Wasser und Mehl gekochte Nahrung angeboten werden wie zu Hermann von Barths Zeiten.

Anschrift des Verfassers: Wilhelm Schweiger, D-8958 Füssen, Theresienstraße 4/o.

Das Allgäu in der Entwicklung des nachklassischen Bergsteigertums

Erlebnis, Beobachtungen und Ausblicke

ERNST ENZENSPERGER

Als 1963 die Neuherausgabe des westlichen Teiles der „Alpenvereinskarte der Allgäuer und Lechtaler Alpen" erfolgte, schrieb *Fritz Schmitt* im Jahrbuch des gleichen Jahres zur Einführung eine das ganze Allgäu umfassende *„Allgäuer Bergsteigerchronik"*. Mit dieser erschöpfenden Behandlung der vielseitigen Geschichte des Bergsteigens im Allgäu ist dieses Gebiet vorbildlich und endgültig behandelt.

Für 1966 ist die Herausgabe des östlichen Teiles und damit der Abschluß der Kartenarbeit über das Allgäu vorgesehen. Es lag nahe, dem Jahrbuch auch diesmal wieder einen abschließenden Beitrag über das Gesamtgebiet beizugeben.

Die Natur des Landes, starke Einflüsse von außen und die Bereitschaft Einheimischer zu ihrer Annahme, verbunden mit bewußter Selbstbehauptung, schufen die Voraussetzung für eine reizvolle und eigenständige Stellung des Allgäus in der Entwicklung des Bergsteigertums. In jenen Schlußjahren des vorigen Jahrhunderts, in denen die klassische Zeit durch den Einbruch der „Führerlosen" ihr Ende fand, spielte das Allgäu im Kampf der Geister wie im Tatendrang der Jungen eine nicht unwesentliche Rolle. Die Revolution, die das Bergsteigen vom Privileg weniger zum Allgemeingut der Menschheit emporhob, in der die Hochtouristik erst ihren großen Aufschwung nahm, faßte hier feste Wurzel; gesunde Evolution in der Folgezeit sorgte für kräftiges Leben bis zur Gegenwart.

Das Glück des Miterlebens der Sturmjahre, die fortlaufende Beobachtung der Weiterentwicklung bei der ständigen Wiederkehr in die Bergheimat ermutigen mich zum Versuch, diesen Zusammenhängen in der nachklassischen Zeit nachzuspüren.

Wie war damals die Situation?

Hermann v. Barth, der durch seine kühnen, meist allein durchgeführten Bergfahrten einer späteren Entwicklung weit vorauseilte, war „der erste Hochtourist im Allgäu". Hier begann 1869 seine ruhmreiche Laufbahn.

Als im gleichen Jahr der „Deutsche Alpenverein" gegründet wurde und vier Jahre später durch die Verbindung mit dem „Österreichischen Alpenverein" der „Deutsche und Österreichische Alpenverein" seinen Siegeszug begann, ging die Entwicklung andere Wege. Die planmäßige Erschließung der Ostalpen war ihr Endziel; die „Sektionen" wurden die Träger dieses Wollens. Ihr Netz spannte sich schließlich weit über Deutschland und Österreich. Als wesentliche Aufgabe trachteten die Gebirgs- wie die Flachlandsektionen, die Bergwelt durch Hütten und Wege zugänglich zu machen. In wenigen Jahrzehnten standen die Tore zu ihr in den meisten Gebieten der Ostalpen durch die segensreiche gemeinsame Tätigkeit weit offen.

Stieg in gleichem Ausmaß der Besuch?

Noch galt das Evangelium, daß die Durchführung von Touren in der Hochregion nur in der Begleitung von Berufsführern gefahrlos sei. So blieb die Basis der Nutznießer trotz Weg- und Hüttenbau schon aus finanziellen Gründen verhältnismäßig schmal. Der Besuch galt wenigen Modebergen, wie der Mädelegabel, dem Hohen Licht, dem Hochvogel.

Erlebte die Hochtouristik neuen Aufschwung?

Ihre Jünger waren Träger des organisatorischen Ausbaus und der Erschließungsarbeit geworden. Ihre Kräfte waren dadurch gebunden; es gab wenig Zeit zu Taten im hoch-

touristischen Neuland. Anderseits trat ein neuer Typ von Hochtouristen immer stärker in den Vordergrund, die mit Hilfe berühmter Führer sensationelle Probleme in allen Teilen der Alpen zu lösen suchten. In ihrem zahlenmäßig beschränkten Kreis meldete sich neben Könnern von hohem Rand immer lauter eine Gruppe von Mitläufern, deren bergsteigerische Fähigkeiten im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Neigung standen, das Verdienst an hochklassigen Neutouren, die sie allein ihren Führern verdankten, in hochtrabenden Berichten ihren eigenen Persönlichkeiten zuzuschreiben.

Die Gebrüder *Zsigmondy, Purtscheller, Lammer,* die großen Vorkämpfer der Führerlosen, schlugen die erste Bresche in das angemaßte Monopolrecht des Führertourismus. Ihr Beispiel in der Tat, wie ihre Überlegenheit in der geistigen Auseinandersetzung zündeten.

In den bedeutendsten Hochschulstädten Deutschlands und Österreichs entstanden Akademische Alpenvereine. Sie wurden nicht nur Sammelstätten im Kampf um die Gleichberechtigung der Führerlosen, sie brachten auch Bewegung in die Stagnation der Hochtouristik in den heimischen Bergen.

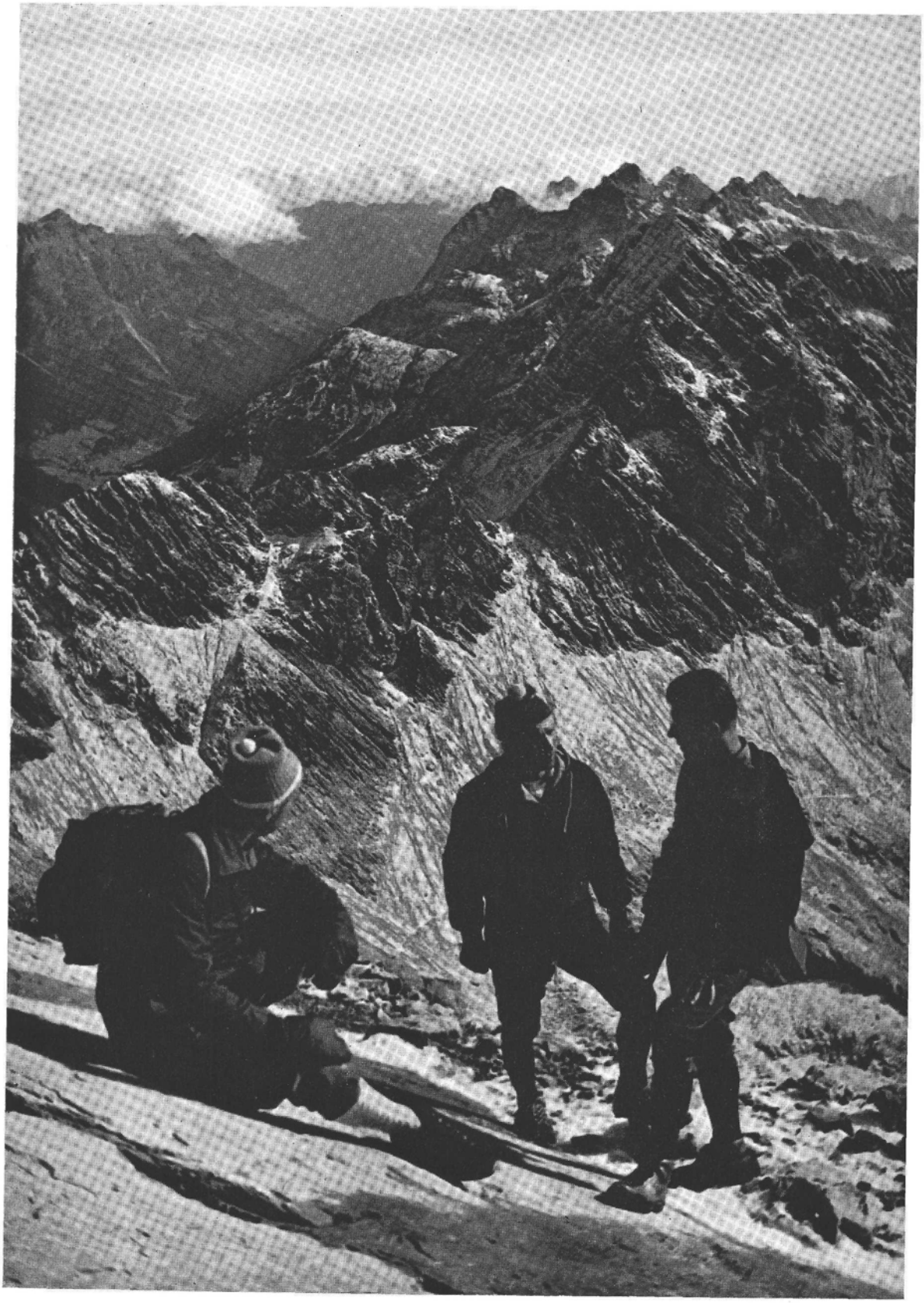
In dem alten Bergsteigerzentrum München wurde der „Akad. Alpenverein München" führender Mittelpunkt der Umstellung. Er fand einen wertvollen Bundesgenossen in der jungen Sektion „Bayerland", die sich 1895 als Sammelstätte aktiver Bergsteiger von der großen Sektion München losgetrennt hatte. In der bis zur Symbiose gesteigerten Verbindung beider Vereine wuchs der Vorstoß zur breiten Front der jungen tatenlustigen Hochtouristen über alle trennenden Schranken der Stände hinweg.

Der unbestrittene Führer der „Münchener Schule" wurde *Josef Enzensperger.* Das Allgäu aber war seine Bergheimat. In ihr erwachte und erstarkte seine Liebe zu den Bergen. Hier hatte aber auch die Erschließungsarbeit der frühzeitig entstandenen Sektionen Allgäu-Kempten (1871) und Allgäu-Immenstadt (1873) dank der überlegenen Leitung von gründlichen Kennern wie *Waltenberger, Spiehler* und *Dr. Modlmayr* durch Hütten und Zugangswege so günstige Verhältnisse geschaffen wie kaum in einem anderen Gebiet. Einfach, aber urbehaglich, zuweilen nur mit einem Raum für Aufenthalt und Nächtigung, lagen die Schutzhütten an den richtigen, wichtigen Stellen. Sie waren unbewirtschaftet. Man holte sich den Hüttenschlüssel in der Talstation, trug seinen schweren Proviant hinauf zu ihnen auf den in bewährter Allgäuer Wegführungskunst vorbildlich angelegten Anstiegswegen und schwelgte, oft tagelang Alleinherrscher, in der Überfülle ungelöster Probleme.

In dieses Dorado hochtouristischen Neulands trat der junge Akademiker mit den Ideen der „Münchener Schule" und erprobte sie. Doch ihm genügte nicht die Befriedigung selbstsüchtiger Wünsche. Wie er in der allgemeinen Fehde der „Führerlosen" gegen ihre Gegner eine scharfe Klinge schlug, verfocht er auch in seiner Bergheimat mit durchschlagendem Erfolg die Berechtigung ihres Standpunktes. In seiner Heimatsektion Allgäu-Immenstadt fand er 1894 vor einem kritischen Forum in einem Vortrag „Hochtouren in Fels und Eis" die überzeugenden Worte: „Uns dienen die Berge vor allem als Reaktion gegen die erschlaffenden und alles nivellierenden Einflüsse der modernen Kultur, die jeden frischen Tatendrang in die eisernen Ketten des gewöhnlich dahinlaufenden Lebens bannt. Wie in aller Welt sollen wir bei unseren heutigen sozialen Zuständen die ersten Tugenden des Mannes: Mut, Umsicht, Entschlossenheit üben, wo bietet sich ein besseres Feld der Betätigung derselben als im Hochgebirge?"

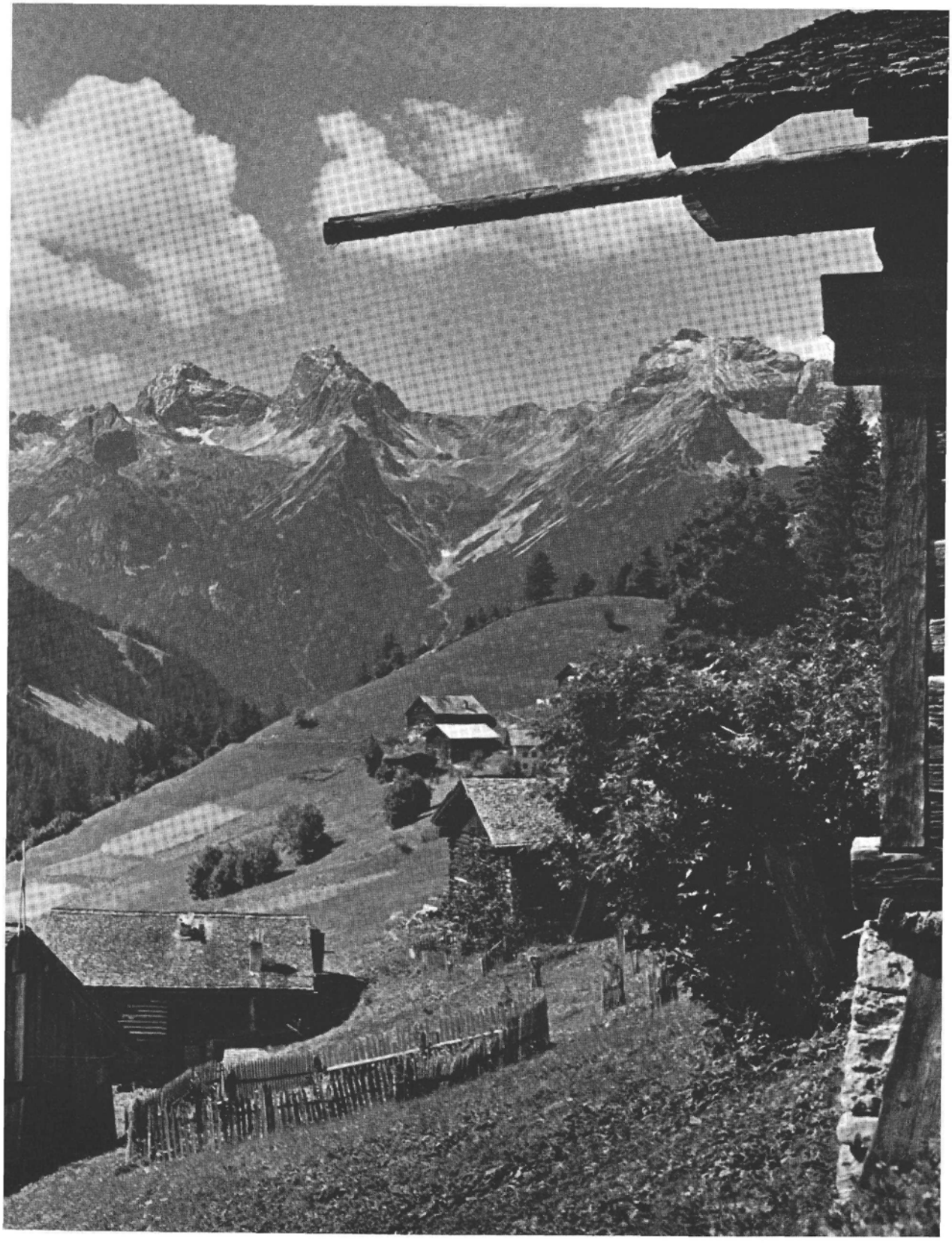
Blindes Draufgängertum lag ihm aber ferne. Nicht zum wenigsten in den heimatlichen Bergen erprobte er die Gesetze hoher sittlicher Verantwortung, die unter seiner Führung schließlich zum ungeschriebenen Ehrenkodex des AAVM[1] wurden. „Pflichten gegen den Gefährten bis zur Selbstaufopferung", das „Hören auf die warnende Stimme, die zur rechten Zeit in unserem Inneren ertönt", waren dessen ethische Grundregeln. Für die

[1] Akad. Alpenverein München.



Die Hornbachkette vom Großen Krottenkopf (Aufn. Hans Schymik)

Tafel I



Die Hornbachkette von Osten; von links Bretterspitze, Urbeleskarspitze und Wasserfallkarspitze (Aufn. Hermann Arnold)

bergsteigerische Praxis aber galt ihm als erstes Gesetz für die angehenden Jünger der Hochtouristik „langsames Heranreifen und Greifen nach schwierigen Touren erst nach gediegener Ausbildung". Diesen Weg war er mit seinem Freund *Karl Neumann* in beider Allgäuer Bergheimat gegangen. So manche späteren Leuchten am alpinen Himmel, wie *Hans Pfann, Ludwig Distel* und *Georg Leuchs*, hatten unter seiner Leitung ihre Laufbahn unter diesem Grundsatz begonnen.

Für die systematische Ausbildung zum Hochtouristen fand er kein besseres Land als die Allgäuer Bergwelt; in ihrem vielseitigen geologischen Aufbau bot sie bergsteigerische Ziele aller Geländearten und Schwierigkeitsgrade.

Als dankbarstes Objekt seiner alpinen Erziehungskunst aber stand ihm der vier Jahre jüngere Bruder in den gemeinsamen Ferien stets greifbar bereit. Mit dessen alpinen Lehrjahren sind die auf ein Quinquennium zusammengedrängte Glanzzeit der hochtouristischen Entwicklung Josef Enzenspergers und zugleich ein Höhepunkt der Hochtouristik im Allgäu so eng verbunden, daß das „Versuchsobjekt" es wagen darf, aus der Fülle der Erinnerungen an jene Zeit der „Marksteine" mit der Wärme des persönlichen Erlebens zu gedenken.

Wanderfreudige Eltern hatten in leichten Touren die Liebe zu und die Ehrfurcht vor den Bergen gelehrt, manch abenteuerliche Exkursion mit dem Jugendfreund *Fritz Heimhuber* weckte die Lust zu höheren Zielen. So gelang die erste hochalpine Erprobung im Sommer 1893 mit der Kletterei zur Trettachscharte aus dem Mädelegabelkar und über den Nordgrat auf die Mädelegabel zur Zufriedenheit des Lehrmeisters.

Die nächste Probe galt der Mädelegabel zur Weihnachtszeit. Seit der 1887 durch Wundt erfolgten Winterersteigung des Berges war eine solche nicht mehr geglückt. Ihre Schwierigkeiten lagen in den langen Anmärschen durch die von Lawinen bedrohten, tief eingeschnittenen Tobel.

Groß waren die ungewohnten Eindrücke: der abenteuerliche nächtliche Abstieg auf den Grund des Sperrbachtobels, das Durchwinden durch seine lawinenbedeckte Sohle, die kurze Rast im Morgengrauen in der Kemptener Hütte, das erschöpfende Stampfen durch den tiefen Schnee und endlich doch das Eintreffen am Fuß der Schneemauer, die den felsigen Gipfelbau im Winter bedeckt. Zu spät! Die Schneewand ist durch die heiße Mittagsonne völlig durchweicht. Dem Versuch, sie zu überwinden, setzt jäh eine unüberhörbare Warnung der Lawinengefahr ein rasches Ende. In sausender Abfahrt von der Bockkarscharte, vorbei am tief eingeschneiten Waltenbergerhaus zum „Wändle", das uns vom Bacherloch und Ausklang des Tages beim alten *Baptist Schraudolph* in Einödsbach trennt! Die maßlose Enttäuschung, als uns das nivellierende Winterkleid am frühen Abend die richtige Durchgangsstelle nicht finden läßt! Die trübe Stunde im Waltenbergerhaus vor den kärglichen Resten des Proviants mit der wenig tröstlichen Aussicht, am nächsten Morgen den ganzen langen Rückweg wieder antreten zu müssen! Und dann der Überschwang der freudigen Überraschung, als ausgerechnet an diesem Tag vier dem Bruder wohlbekannte Mitglieder des Turner-Alpen-Kranzls mit dem jungen *Franz Schraudolph* aus Einödsbach zur seltenen Winterfahrt auf die Mädelegabel eintrafen. So waren ein fröhlicher Abend in edler Gastfreundschaft und ein genüßlicher Abstieg am nächsten Morgen in der breiten Spur der Vorgänger doch noch ein glückliches Ende.

Das Jahr 1893 hatte mit der weisen Lehre von der Diskrepanz zwischen Wollen und Gelingen und der Macht der Zwischenfälle in den hohen Bergen geendet.

Höfats und Trettachspitze sind die Hochziele in den Allgäuer Bergen. Alle Wünsche und Pläne kreisten nunmehr um ihre ungelösten Probleme. Für den Lehrling in der Hochtouristik wurde 1895 das Jahr der Erfüllung. An den schwarzen Steilhalden des haltlosen Fleckenmergels, die so manchen fremden Kletterer von Ruf kläglich scheitern sahen, hatte er die Richtigkeit der weiteren Regel aus der brüderlichen Lehrfibel ausprobiert: „Trittsicherheit ist die Grundlage jedes Bergsteigens". Mit der Überschreitung der viergipfligen Höfats von Nord nach Ost wurde er mit den tückischen begrünten Felsen der

Aptychenschiefer und Hornsteine vertraut. Für alle Zukunft aber blieb ihm die berauschende Lust, auf luftigen Graten hoch über den Tälern und finsteren Wänden hinwegzuturnen.

Der Bruder war mit großen Erfolgen aus dem Wilden Kaiser und den Dolomiten in die heimatlichen Berge zurückgekehrt. Die Überschreitung der Mädelegabelgruppe mit dem Fragezeichen der Trettach-Südwand sollte die Krönung bringen. Der treue Begleiter auf schwierigen Fahrten, *Karl Neumann,* war der Gefährte, der „kleine Bruder" sollte die Feuerprobe bestehen. Als er nach den vierzig Metern der furchtbaren Einstiegswand

Kratzer und Trettachspitze. Zeichnung von Joseph Lipp

keuchend bei dem großen Bruder mit dem klassischen Ausspruch „Scheußlich, aber schön" auftauchte, als er nach dem Suchen und Finden des weiteren Durchstiegs des Glückes voll neben den Kameraden auf dem Gipfel saß, war er mit Leib und Seele dem Anruf der hohen Berge verfallen. Als er dann gar im „Alpenfreund" die Aufsehen erregende Schilderung der Bergfahrt las und ihre Klassifizierung als schwerste Kletterei der damaligen Zeit vernahm, wurde das Sichversenken in die klassischen alpinen Werke von *Zsigmondy, Dent* und anderer neben dem leidenschaftlichen Mitverfolgen des Höhepunktes der literarischen Fehde der „Führerlosen" eine schwere Konkurrenz für die Vorbereitung auf das Abitur.

Die frohe Mulusfahrt im Sommer 1895 ins Zauberland der Dolomiten hatte unter der überlegenen Führung des Bruders unvergeßliche Erlebnisse gebracht: Die fast restlose Sammlung der schwierigsten Bergfahrten in der Langkofel- und Fermedagruppe paarte sich mit der Aufnahme in den illustren Kreis der bekanntesten „Führerlosen", die in St. Ulrich zu ebenso ernsten Bergfahrten wie Streichen übermütiger Lebenslust versammelt waren.

Die heimischen Berge machten im September jeder Überheblichkeit ein Ende. Die Dolomitenweisheit: „Kamine sind die Garanten des Erfolges" scheiterte am Hauptdolomit der Trettachspitze. In dem lockenden schwarzen Einriß des Westsockels bewahrte uns mit *Julius Richter* nach einem schweren Sturz von Bruder Josef nur die vollendete Seiltechnik vor einer Katastrophe. Die Standhaftigkeit, nach einer Schrecksekunde an anderer Stelle anzupacken, belohnte uns mit dem schönsten Anstieg auf die Trettachspitze durch ihre Westwand. Noch im Spätherbst vereinten sich die Brüder

mit drei befreundeten „Grasspezialisten" aus Kaufbeuren zur „verwegensten Grastour des Allgäus", zum Abstieg vom Ostgipfel des Höfats über die unheimlich steile Ostwand.

Ostern 1897 bescherte dem Brüderpaar das eindrucksvollste Erlebnis ihrer bergsteigerischen Laufbahn. Großzügige Winterfahrten mußten die für den schmalen Geldbeutel von Studenten unerreichbaren Eistouren in den Zentralalpen ersetzen. Die Zeit der raschen Überwindung der Mittelregion mit dem Schi war noch nicht angebrochen. Ostern 1895 brachte die erste Wintererstеigung der Trettachspitze. Hartgefrorener Schnee bedeckte die weiten Hänge bis zum Einstieg in die Gipfelfelsen. Frühzeitig wurde an einem herrlich schönen Wintertag der Gipfel erreicht.

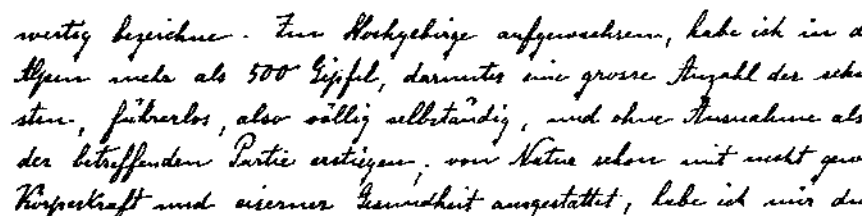
Enzenspergers Seilschaft beim Abstieg über die Südostflanke der Höfats. Zeichnung von Ernst Platz

Ungleich schwieriger mußte der winterliche Gang zur Höfats sein; nur der Ostgipfel kam in Betracht. Um 10 Uhr abends brach das Brüderpaar von Oberstdorf auf; endlos dehnte sich der nur bis zur Hälfte des Dietersbacher Tales ausgetretene Weg zum Fuß des Älpele. Quälend mühsam war das Wühlen durch den knietiefen Pulverschnee steil hinauf zu seinem Sattel. Ein langes, luftiges Queren knapp unter dem verschneiten Grat bis zur Schlüsselstelle der mit Rasenschöpfen durchsetzten plattigen Gipfelwand! Vorsichtig blicken wir oben auf der von meterhohem Schneeaufsatz gekrönten Schneide hinab in die dämonische Schönheit der von Lawinen glattgefegten Tobel. Kurz ist die Rast, erregend die Nervenprobe des Hinabtastens über die beinhart gefrorenen, glattgeschliffenen Grasbüschel der Gipfelwand, stets im Bewußtsein, daß das Seil nicht Sicherheit, sondern letzte Erfüllung des Gesetzes der Treue auf Leben und Tod bedeutet. Endlos erscheint am Grat der Wettlauf mit den vor uns enteilenden Strahlen der Abendsonne. Noch einmal eine kurze Rast auf dem gerade rechtzeitig erreichten Älpele! Zwei todmüde Gestalten sah Oberstdorf in dunkler Nacht erst wieder in seinen gastlichen Räumen. So endete der Tag der Bewährung, der keine Steigerung mehr ertrug.

Militärdienst und Beruf riefen Josef Enzensperger zu anderen Taten. Kurz trat der „erste Beobachter auf der Zugspitze" an der Jahrhundertwende ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Fern von der Heimat endete am 2. Februar 1903 in der sturmumtosten Einsamkeit der Kerguelen im Dienste der Deutschen Südpolarexpedition ein mit drei Jahrzehnten vollendetes Bergsteigerleben.

Doch seine Saat ging auf. Die Zeit des Eintritts der Einheimischen in seine Spuren begann. In den Brüdern *Heimhuber* erwachte der Ehrgeiz, seine Glanztouren zu wiederholen. Die Jugendfreundschaft lebte wieder auf. Die Lust, in unbetretenem Land den Durchstieg zu finden, führte uns durch die Nordwand zur Krottenspitze, durch die Westwand zur Hochfrottspitze. In breiter Front aber erfüllten die Mannen des AAVM das Vermächtnis ihres Führers: Wie ein verlorener Posten lag das Kaufbeurer Haus fernab am Fuß der Urbeleskarspitze. Der langgestreckten Hornbachkette war Josef Enzensperger wegen ihrer Abgelegenheit ferngeblieben. Nun hatte er seine Freunde aufgeboten, durch

den Bau einer günstig gelegenen Schutzhütte den Bann der schweren Zugänglichkeit zu brechen. Im Wolfebnerkar war der Platz für die Hermann-von-Barth-Hütte gefunden. Als Vortrupp erkundeten *F. v. Cube, L. Kleintjes* und die Brüder *Lossen* mit dem Chronisten die touristischen Voraussetzungen. Vom luftigen Zelt auf dem Karboden, vom duftenden Lager der Heuhütte unter dem Balschtesattel aus erlebten sie neben den „kleinen Fischen" noch unbetretener Gipfel mit der Überkletterung des Südgrates der Marchspitze und einem abenteuerlichen Abstieg über die Nordwand der Kreuzkarspitze den ersten Reiz schwieriger Neutouren. Im August 1900 erfolgte die glanzvolle Einweihung der neuen Hütte. Ihr Initiator konnte der Erfüllung seines letzten Wunsches nur mit



Aus einem Brief Josef Enzenspergers an Prof. v. Drygalski,
Leiter der Deutschen Südpolarexpedition

einem Gruß von der Zugspitze aus gedenken. In den Folgejahren löste eine Masseninvasion der Akademiker an der über ihrer Hütte aufragenden Wolfebnerspitze und den umliegenden Gipfeln eine Fülle von Problemen hohen Schwierigkeitsgrades.

Durch den „Enzenspergerweg", die Verbindung über sieben Kare hinweg zum Kaufbeurer Haus, wurde die touristische Erschließung der Hornbachkette abgeschlossen.

Die Lösung des schönsten Problems der Allgäuer Bergwelt, die Durchkletterung der Trettach-Ostwand, gelang 1902 ebenfalls Mitgliedern des AAVM, der Seilschaft *Beindl, Engelhard* und *A. Schulze.*

Die Entwicklung des Bergsteigertums beruht nicht nur auf den Gipfelleistungen der Hochtouristik. Sie hängt ab von der Gesamteinstellung ihrer Umwelt, vor allem der in ihrem Wirkungskreis tätigen Kräfte.

Wie stellten sich die Allgäuer Sektionen zu der Bewegung der „Führerlosen" ein? Aus wohlwollender Neutralität besonders der großherzigen Vorsitzenden *Edmund Probst* und *Max Förderreuther* wurde bald steigende Sympathie, ja Stolz auf die Erfolge des sich stets erneuernden Nachwuchses. Von guten Vorträgen steigerte sich das Vereinsleben bis zur Durchführung von gemeinsamen Fahrten in den heimatlichen wie in fremden Bergen. Die Führerschaft stand anfänglich den „Führerlosen" begreiflicherweise mit wenig Freude gegenüber. Nur den alten *Schraudolph* in Einödsbach verband mit seinen „Enzaspürga" ein seltsames Gemisch von aufrichtiger Sorge und halb Ärger, halb Stolz bei jeder Neutour in seinen „Hausbergen". Es waren köstliche Stunden, wenn er zur Winterszeit am warmen Kachelofen seine große Vergangenheit vom Aufstieg auf die Trettachspitze mit Hermann v. Barth bis zur langen Reihe von Bergfahrten mit berühmten Bergsteigern mit staunenswertem Gedächtnis wieder aufleben ließ. *Franz Braxmair* wuchs über den Durchschnitt hinaus und wurde gesuchter Begleiter in heimatfremden Bergen. Heute zählen manche der heimischen Führer zu den Pionieren der jüngsten Erschließung der Allgäuer Berge. Der Gegensatz zwischen ihnen und den „Führerlosen" gehört der Geschichte an. Beide sind im Wesen und in gegenseitiger Wertschätzung in erster Linie Bergsteiger.

Als der Schi seinen Siegeszug in den Alpen begann, waren *Dr. Max Madlener* und *Dr. Christof Müller* aus dem Freundeskreis der Enzensperger mit den Brüdern *Heimhuber* und *Viktor Sohm* bereits in den neunziger Jahren Pioniere der „weißen Kunst" in den Allgäuer Bergen. Die glückliche Mischung von Einheimischen und Akademikern war günstiger Boden für deren Verbreitung. In der Gegenwart vereinen sich Unternehmungen von den berühmten „Hörnerfahrten" der Flyschberge beiderseits des Illertales bis zu schneidigen Hochtouren mit Pistenjagd und Sprunglauf von internationaler Bedeutung in einträchtiger Harmonie.

Naturschutz im weiten Sinne des Wortes ist eine unentbehrliche Grundlage für die Entwicklung des Bergsteigertums. Er beginnt mit der grundsätzlichen Bejahung. Ob er wirksam ist und bleibt, hängt von der umfassenden Ausdehnung seines Bereiches auf das ganze Gebiet ab, das er schützen soll.

Das Allgäu darf den Ehrentitel eines „klassischen Landes" für den Naturschutz beanspruchen. Noch spricht der Fußgänger in den vom Oberstdorfer Talkessel ausstrahlenden Seitentälern das große Wort. Auf ihren schmalen Sträßlein und Wegen schützt ihn das allerdings bereits durchlöcherte Fahrverbot für motorisierte Fahrzeuge vor Hupenlärm, Staub und Ausweichnot. Wie vor achtzig Jahren tragen die Stellwagen manch Sommerfrischlervolk hinein in die Birgsau, Spielmannsau und ins Oytal und ersparen bergmüden Hochtouristen den langen Fußmarsch hinaus in die Ebene. Mag auch der Widerstand gegen den Einbruch der Technik in die stillen Täler den weniger idealen Motiven der Fuhrwerksbesitzer mit entspringen, entscheidend ist doch der Weitblick der Ortsleitung für einen seßhaften Fremdenverkehr, der den Bedürfnissen der erholungsuchenden Sommerfrischler wie der Bergsteiger gerecht wird. Hier stört kein Bergbahnzirkus die Unberührtheit des Hochgebirges; fernab von den hohen Gipfeln des Hauptkammes erfüllt im Hauptraum um den Oberstdorfer Talboden die einzige Seilbahn auf dem Randgebiet des Nebelhorns die berechtigten Wünsche von Nichtbergsteigern nach dem Einblick in die Schönheiten der Hochregion. Der Massenansturm von privaten und berufsmäßigen Pflanzenräubern hatte sogar den Blumenreichtum der Allgäuer Bergwelt mit Ausrottung bedroht. Das energische und zähe Eingreifen der einheimischen Bergwacht unter Führung des zielbewußten *Georg Frey* schuf dem berühmten „Edelweißberg" Höfats wieder den alten Blütensegen. Das Zelt, das an ihren Steilhängen den Sommer über im Sonnenschein wie in Sturm und Regen die Schützer der weißen Sterne birgt, ist das großartige Wahrzeichen bergsteigerischer Opferbereitschaft. Als schließlich übermächtiger behördlicher Ressortgeist sogar die berühmte Breitachklamm durch die Errichtung eines Stausees mit Vernichtung bedrohte, scheiterte der Plan an dem geschlossenen Widerstand aller am Naturschutz interessierten Kräfte.

Es gilt noch des Schlußkapitels der bergsteigerischen Entwicklung zu gedenken: Welche Rolle spielte das Allgäu in der jüngsten Epoche, die durch den Übergang zu technischen Hilfsmitteln, deren steigende Verwendung und die Kühnheit der auf dieser Grundlage gelungenen Unternehmungen gekennzeichnet ist? Der Absatz „Mit Seil und Haken" in Schmitts „Allgäuer Bergsteigerchronik" gibt erschöpfenden Aufschluß über den erstaunlichen Umfang der im gesamten Allgäu, vor allem aber im Oberstdorfer Raum, durchgeführten Neutouren bis zum höchsten Schwierigkeitsgrad. Es ist ein Ruhmesblatt für die einheimischen Bergsteiger, daß diese Erfolge fast restlos von ihnen errungen wurden. Für sie, aber auch für die einmalige Eigenart der Allgäuer Bergwelt geben Zeugnis die früher für unmöglich gehaltenen Erstlingstouren in den unheimlichen Wänden und Graten der Höfats und des Schneck.

Wahrlich, ein Bild allseitiger harmonischer Entwicklung des Bergsteigertums! Nur eines fehlt dem Allgäu: die Sensation berühmter Riesenwände. Ist dies ein Schaden, ist für die gleichmäßige gesunde Weiterentwicklung vorerst die Rolle des stillen Beobachters nicht von höherem Wert?

Schon ist der Meinungsstreit um die letzte Entwicklung der extremen Hochtouristik,

um die „Direttissima", von der Diskussion der Bergsteiger und ihrer Organe in den Sensationsbereich der allgemeinen Publicity hinausgedrungen. Unbestritten ist dabei die Anerkennung der außerordentlichen, mit ihr verbundenen Leistung. Der leidenschaftlichen Verteidigung ihrer Berechtigung und ihrer Bedeutung stehen aber ebenso heftige Gegenurteile und Befürchtungen gegenüber. Neue Aufwärtsentwicklung der Hochtouristik und Anteil am Expeditionscharakter für die aufstrebenden Talente, denen der nur wenigen erreichbare Zugang zu der Herrlichkeit der großen unerschlossenen Gebirge versagt ist, preisen die einen. Die anderen haben Sorge über das unaufhaltbare Hineingleiten des einstens in glänzender Isolation eine Ausnahmestellung bewahrenden Alpinismus in die Sphäre des reinen Sports bis zum verkappten Profitum und zur Schau, bei der am bitteren Ende snobistische Zuschauer in der großartigen Schaubühne der Berge die Befriedigung ihrer Sensationslust finden. Dritte schließlich befürchten, daß die mit der „Direttissima" unvermeidlich verbundene Ausnützung der künstlichen Werkzeuge zum Selbstzweck und vom Handwerk weiterführen könnte bis zur technischen Perfektion.

Das Allgäu kann in Ruhe das Ableben des Meinungsstreites abwarten. Wenn dann sein Nachwuchs vielleicht doch dem Lockreiz der Direttissima erliegt, wird sich dies abseits vom Lärm des Tages abspielen. Und er wird dann das stärkste Motiv ihrer Berechtigung für sein Tun behaupten dürfen, das ewige Recht gesunder Jugend zu neuen Formen ihres Wirkens.

Ihr Treiben aber wird kaum der Versuchung der Überbewertung erliegen. Die Direttissima bleibt im besten Fall am weitausladenden Baum des Bergsteigertums ein neuer Ast, der seine Lebenskraft beweisen muß. Urkräftig aber bleiben die alten Wurzeln dieses Baumes.

„Langsam reifen" lautete der Wahlspruch von Josef Enzensperger.

Seine Erfüllung klingt immer wieder in der Entwicklung des Bergsteigens im Allgäu an.

Die Sektion Allgäu-Immenstadt gehörte zu den drei Sektionen, die 1913 auf der Hauptversammlung in Regensburg durch ihren Antrag das Problem der planmäßigen Jugendarbeit im Alpenverein ins Rollen brachten.

Als erstes Ziel seiner alpinen Schülerferienfahrten wählte der Chronist die heimatlichen Berge.

Als nach dem zweiten Weltkrieg im neu gegründeten DAV die Sorge für den Nachwuchs einen wesentlichen Teil des Arbeitsprogramms bildete, fanden Jugendleiterkurse und Tagungen gern im Allgäu statt.

In der „Kurzschule", die *Helmut Münch* nach der Idee des bekannten Pädagogen *Kurt Hahn* in Baad im Kleinen Walsertal mit durchschlagendem Erfolg ins Leben rief, bildete das Bergsteigen die Grundlage für die Festigung und Formung des Charakters junger Menschen.

Als die „Direttissima der Eiger-Nordwand" wochenlang die Sensation der Tagespresse war, hatte *Anderl Heckmair*, der Erstbezwinger der „Mordwand", bereits seit mehr als einem Jahrzehnt in stiller Arbeit in den Jugendherbergen Spielmannsau und Kornau im Sommer und im Winter die verantwortungsvolle Aufgabe erfüllt, bergfremde Jugend vor leichtsinnigen Irrfahrten in die Gefahrenwelt der Berge zu bewahren und in leichten Bergwanderungen die erste Grundlage für späteres richtiges Bergsteigen zu legen.

In den Allgäuer Sektionen wächst in ihren Jugendgruppen und Jungmannschaften ein kernhafter Nachwuchs heran. An schönen Wochenendtagen ziehen junge Bergsteiger beiderlei Geschlechts mit schweren Rucksäcken, aus denen man nicht selten die kurzen Pickel als Zeichen der Zugehörigkeit ihrer Inhaber zur Garde der „Grasspezialisten" herauslugen sieht, hinein in die Seitentäler, hinauf in die Berge. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das Allgäu ein urgesunder Boden für die Entwicklung des Bergsteigertums bleibt.

Anschrift des Verfassers: Ernst Enzensperger, D-8 München 19, Kindermannstraße 4.

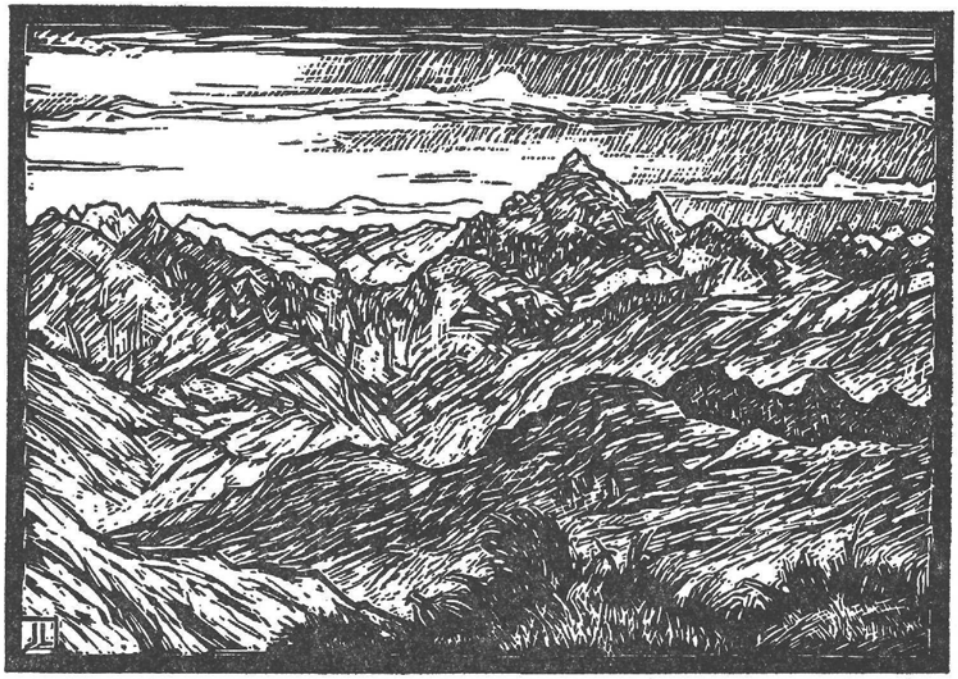
Der Hochvogel

GEORG FREY

Er gilt als der schönste Berg der Allgäuer Alpen. Und er ist es auch. Sein Name deutet klar auf die Gestalt: ein Riesenvogel, der die Schwingen breiten will zum Höhenflug, ein Berg voller Ebenmäßigkeit. Die Spitze gleicht einer Pyramide, flankiert von zwei gleich hohen, ungefähr hundertfünfzig Meter tiefer liegenden Nebengipfeln oder Schultern. An diesem Berg ist kein wildes Aufbäumen, alles ist Ruhe und Gelassenheit. Etwas Majestätisches hat diese Berggestalt an sich, die von keinem Allgäuer Tal aus sichtbar ist und die sich lediglich von Hinterhornbach aus zeigt. Je entfernter man von diesem Berg steht, um so eindrucksvoller steigt er empor. Sogar vom nördlichen Rande des Allgäus zieht er den Blick auf sich und ist ruhender Pol im Zackengewirr der Alpenmauer. Die ebenmäßige Form des Hochvogels ist eine Folge der Gesteinsschichtung und der Verwitterung. Während die senkrecht stehenden Schichten des Hauptdolomits anderswo die zerrissenen Gratformen und kühnen Türme bilden, ist dieses Gestein am Hochvogel waagrecht geschichtet. Ein Blick auf die Alpenvereinskarte 1:25.000 zeigt uns dies sehr eindrucksvoll. Der ganze Berg gleicht im Aufbau einer Riesentreppe; eine Stufe liegt auf der anderen, nach oben in der Breite gleichmäßig abnehmend, fast so, wie einst die Pyramiden erbaut wurden. Diese waagrechte Schichtenlagerung jedoch gestattet der Verwitterung eine systematische Arbeit. Unermüdlich schafft sie mit Wasser und Frost in dem flach gelagerten Gefels, spaltet und sprengt, meißelt Stück um Stück ab und formt und modelliert ununterbrochen. Die letzten hundertfünfzig Höhenmeter des Gipfelweges vermitteln uns dies besonders eindrucksvoll. In der Schau auf die Westschulter wird die Großarbeit der Verwitterung beispielhaft sichtbar, im Blick auf den Weg die Kleinarbeit. Gleichförmiger Schutt rollt und klirrt unter unseren Tritten.

Manchmal steigert die große Zerstörerin Erosion plötzlich ihr Arbeitstempo. Dann bricht sie, wie zuletzt am 27. Juni 1935 in der Südwestwand, einige tausend Kubikmeter Fels auf einmal heraus und schmettert sie als tosenden und rauchenden Bergsturz hinab in die Gründe des Weittals. Die ungeheure Brüchigkeit des Gesteins spottet jeder Beschreibung. Ein sterbender Berg? Gewiß! Aber erst im Laufe von Jahrmillionen. Für uns Kurzlebige ist der Hochvogel trotzdem ein Porträt der Ewigkeit. Die Besteigung des Hochvogels ist, wenn kein Neuschnee liegt und der Fels nicht vereist ist, für ausdauernde Geher leicht und gehört zu den schönsten Hochtouren in den Nördlichen Kalkalpen. Nicht umsonst hat unser Berg einen Stern im Baedeker. Der übliche Weg ist nicht steinschlaggefährdet.

Ob man nun von Hinterstein durch das Ostrachtal und das prächtige Bärgündle hinaufwandert, von Oberstdorf durch das Oytal und über den Paß des Himmelecks oder vom Nebelhorn auf dem Höhenweg über das Laufbacher Eck kommt — alle Pfade treffen ja beim Prinz-Luitpold-Haus der Alpenvereinssektion Allgäu-Immenstadt zusammen — ist schon dieser Teil des Anstiegs von einmaliger Schönheit. Er vermittelt den Zauber des waldumrauschten Hochtals, der Wildbäche und stäubenden Wasserfälle, das Bild der Baumgrenze mit ihren ringenden Wetterfichten, die ganze Fülle und Buntheit der Allgäuer Fleckenmergelflora und die Schau auf des Allgäus berühmteste Grasberge. Bei der Hütte überrascht dann der Eintritt in eine andere Welt, in das Reich des Hauptdolomits,



Der Hochvogel. Holzschnitt von Joseph Lipp

der uns bis hinauf zur Spitze ernste Hochgebirgslandschaft vermittelt: den kleinen, firnumgrenzten Hochsee, die Geröllströme der einsamen Kare, die Gewalten der Schichtenfaltung beispielhaft zeigenden Wände des Wiedemer und der Fuchskarspitze, die Balkenscharte mit den wilden Zähnen der Balkenspitzen, das steile Firnfeld des Kalten Winkels, gewaltig vom Hochvogel überragt, und von der Kaltwinkelscharte ab das waagrechte Schichtensystem, auf dessen breiten Bändern und über die dazwischenliegenden Wändchen uns ein ausgeklügelter Felsensteig zur Spitze führt. Was das Hochgebirge an Eindrücken zu geben vermag, das ist in diesem Bergweg an immer mehr sich steigernder Großartigkeit aneinandergereiht. Vom Gipfel dann — bedingt durch seine isolierte Stellung — eine prachtvolle, umfassende Schau bis zum Karwendel, zu den Zillertalern, Stubaiern und Ötztalern mit ihren gleißenden Gletschern. Über das Gipfelmeer der Lechtaler blickt das Firnhaupt des Ortlers, und ferne stehen der Tödi und die Berner Alpen. Ringsum die heimatlichen Allgäuer Berge und draußen im Norden die Weite des Alpenvorlandes. Der Hochvogel ist *die* klassische und leichte Hochtour für jeden ausdauernden und schwindelfreien Geher, der über einigermaßen Trittsicherheit verfügt. Der Abstieg vom Gipfel auf dem Bäumenheimerweg ist jedoch nur geübten Bergsteigern zu empfehlen. Die anschließende Höhenwanderung durch das trümmererfüllte Roßkar, das teilweise begrünte, quellenreiche Kuhkar sowie die Rückkehr über den Fuchsensattel, durch den obersten Grund des Fuchskars mit Wiederanstieg zur Balkenscharte und Abstieg zum Prinz-Luitpold-Haus ist eine großzügige Bergüberschreitung und Bergumkreisung. In neuerer Zeit hat auch der Kletterer dem Berg sein Augenmerk zugewendet: Er findet über die Grate und Wände des Hochvogels ein halbes Dutzend über sechshundert bis achthundert Höhenmeter gehende schwierige bis äußerst schwierige Führen. Sie wurden vorwiegend in den dreißiger Jahren erschlossen, woran das Allgäuer Bergführertrio *Wechs, Tröndle* und *Lanig* wesentlichen Anteil hat.

Mir ist der Berg zu einem guten Freund geworden, den ich immer wieder besuchen muß. Immer wieder wird der längst bekannte Pfad zur freien Spitze zum neuen Erlebnis — manchmal zu einem unbekannten und unerwarteten. An einem Septembertag — wir waren vom Prinz-Luitpold-Haus sehr früh aufgebrochen — kamen wir auf der Kaltwinkelscharte über eine geschlossene Hochnebeldecke hinaus, welcher die Berge in kristallner Klarheit entstiegen. Unser Weg zum Gipfel hinauf war ein Steigen in Schatten und Kälte. Nach der „Schnur" dann ein unvergeßliches Bild: Über dem Weittal westlich unseres Berges lag, begrenzt von der Mauer des Vorderen Wilden und des Kreuzkopfes, die Nebeldecke gleich einem Silbersee. Und auf diese gleißende Wolkenebene zeichnete sich die Gestalt des Hochvogels, hinter der die Sonne stand, konturengetreu ab in einem tiefen violetten Blau.

Ein andermal standen wir an einem Vormittag lange fröstelnd im dicken, unbeweglichen Nebelgebräu auf der Spitze, einen Ausblick erwartend. Und er wurde uns zuteil. Als wir schon zum Abstieg rüsten wollten, durchbrach eine rasch sich steigernde Helle das düstere Grau, dann schossen grelle Strahlen um das Gipfelkreuz, des Himmels Bläue erschien über uns, und mit einem Schlag sanken die Wolken. Uns aber schien, als würde der Gipfel durch geheimnisvolle Macht gehoben, als glitten wir auf einem Fahrstuhl in lichte Höhen, in die ringsum die Spitzen sich erhoben gleich einem Schöpfungswunder. Das war unsere schönste Rast auf der Spitze dieses unseres Berges, zumal wir ganz allein waren in dieser Stunde.

Manchmal freilich verlangte der Berg auch schwere Arbeit als Eintrittspreis in sein Reich. So an einem Novembertag, da wir durch tiefen, pulvrigen Neuschnee den Kalten Winkel mehr hinaufwühlten als stiegen.

Der Weiterweg — im Sommer bei trockenem Wetter geradezu bequem — wurde zu einem gefährlichen Eiertanz, denn unter dem Neuschnee lag völlig vereister, glasglatter Fels, und wenn ich nicht wie üblich mein kurzes Sicherungsseil dabeigehabt hätte, würde uns der Berg vielleicht zur Umkehr gezwungen haben. Sonst harmlose Wandstufen und das stark angewehte, breite Band der „Schnur" zeigten einen ausgesprochen gefährlichen Charakter. Droben dann eine seltsame Gipfelrast. Zwei Menschen standen am verschneiten Kreuz, wintermäßig vermummt und fröstelnd nach schweißtreibender Arbeit. Umgeben von undurchdringlichem Grau, aus dem bei völliger Windstille die Flocken langsam niederschwebten. Und Stille war, unfaßbare Stille, die größer und ergreifender ist als die Symphonien der Begnadeten. Zwei Menschen standen im Nichts, wie auf einer verlorenen Insel, verlassen — und doch geborgen im starken Gefühl der Freundschaft zu den hohen Bergen.

Zu Hause beschäftigte ich mich manches Mal mit Hermann von Barth, einem der Früherschließer der Allgäuer Berge, der am 19. Juli 1869 von Sonthofen, um 10 Uhr aufbrechend, über Hinterstein, die Balkenscharte und durch den Kalten Winkel den Hochvogel bestieg, dessen Gipfel er um 20 Uhr erreichte. Nach einem einsamen Nachtlager stieg er anderntags erstmals nach Süden ins Roßkar und nach Hinterhornbach ab.

Eine Schilderung jener „Nacht auf dem Hochvogel" im Stile der Bergeroberer vor einem Jahrhundert hat uns Hermann von Barth hinterlassen:

„Es war 8 Uhr abends. Ich hatte zur direkten Ersteigung des Hochvogels von Sonthofen aus nahezu zehn Stunden gebraucht. Das Tagewerk war vollbracht, und ich begann nach einem Nachtlager mich umzusehen. Hart neben dem trigonometrischen Signale hat der Gipfel auf der Ostseite eine tiefe, vollkommen geschlossene Grube, in welcher mittels Beseitigung und Zurechtlegung einiger Felstrümmer, geeigneter Verwendung der herumliegenden Brettchen, Überbleibsel des trigonometrischen Signals, und endlich mittels des eigenen Bergsackes bald ein ganz erträgliches Lager zurechtgerichtet war. Was an Reservekleidungsstücken und Wäsche vorhanden war — nicht viel natürlich — wurde übergezogen, der Proviantvorrat gewissenhaft zwischen heute und morgen geteilt. Noch eine kurze Weile saß ich still beschaulich auf dem Gipfel, während alles rings umher im

Dunkel versank und der Bergwind in kalten Stößen aus den Karen heraufbrauste. Die Helle des Mondes begann sich geltend zu machen und warf durch Lücken des Gewölkes hier und dort ihre grellen Lichter auf die Felsenriesen. Die zunehmende Kälte trieb mich aber bald in meinen Schlupfwinkel zurück; ich streckte mich, so gut es gehen wollte, über den holprigen Boden, richtete den Bergsack zurecht, legte mich aufs Ohr und sagte dem Hochvogel gute Nacht.

Die Ermüdung des verflossenen Tages ließ mich anfänglich in einen Halbschlummer fallen. Bald war es auch mit dem halben Schlafe vorüber, die Lagerstätte war zu ungewohnt und die Kühle der Nacht zu empfindlich. Ich lag nun meist mit offenen Augen in meinem Felsengrabe, betrachtete die aneinandergereihten, vom untergehenden Monde grell beleuchteten Wolkenballen, die greifbar nahe über mich hinwegflogen, den Sternenhimmel, den die Lücken sichtbar werden ließen und an welchen ich in der Ortsveränderung der Gestirne das allzu langsame Vorrücken der Nacht ermaß. Der Sturmwind, immer mächtiger sich erhebend, heulte und pfiff dazu wundersame Melodien. Dann wieder Stille — und leises Flüstern zitterte durch den weiten Raum . . . Der Mond sinkt unter den Horizont, dichteres Dunkel umfängt meine Felseninsel im Luftozean, schwärzer noch als die Nacht zeichnet der Umkreis des Gebirges am Himmel sich ab. Über die massigen Türme der Hornbacher Kette im Süden leuchtet Gewitterschein. Mit dickem Frühnebel füllen sich die Täler; bald fliegen sie herauf, die Berghäupter einhüllend, bald wieder sinken sie bleiern zurück in die Tiefe. Durch ihre Lichtungen zeigt sich ein heller Streif im Osten, es naht der Tag. Der Sonnenball, den ich hinter den Schweizer Bergen niedergehen sah, schickt sich an, über die Zackengipfel der Tannheimer Berge wieder emporzusteigen. Nebelgrau ist dort der Himmel, und nebliger Dunst umfängt mich von allen Seiten, selten nur einen Blick auf die benachbarten Berge gestattend. In senkrechter Höhe über mir aber ist der Schleier durchsichtig, und an dem Verbleichen der hellsuchtendsten Gestirne erkenne ich den Anbruch des Morgens.

Ich verlasse mein hartes Lager mit steifen und erstarrten Gliedern und setze mich auf einen großen Block am Rande der Grube . . ."

Eine Weile später suchte sich der einsame Mann einen nicht gefahrlosen Weg hinunter ins Tal von Hinterhornbach.

Den Hochvogel behielt Hermann von Barth in Erinnerung als „Ideal einer Berggestalt", als „unvergleichlich großartige Pyramide".

Literatur

Georg Frey: Auf Allgäuer Bergen. Verlag für Heimatpflege in Schwaben, Kempten, 1963.
Hermann von Barth: Aus den Nördlichen Kalkalpen. Heinrich Hugendubel, München, 1874.

Anschrift des Verfassers: Georg Frey, D-896 Kempten/Allgäu, Gerberstraße 18.

Winterbergsteigen in den Allgäuer Alpen

GEORG MAIER

Kommt in Kreisen extremer Bergsteiger die Rede auf das Allgäu, so erntet man meistens ein mitleidiges Lächeln. Man spricht von steilen Grashängen, brüchigen Felsen und engen Tobeln, vom Fehlen großer, markanter Wände. Und doch — wer diese Berge einmal kennen und lieben gelernt hat, kommt immer wieder, im Sommer wie im Winter.

Winterliches Bergsteigen? Was sucht und wollt ihr in den eisig-kalten Nordwänden, an den überwächteten Graten? So wurde ich schon oft gefragt. Wir suchen das Abenteuer, die Einsamkeit, die harte Bewährung am Berg, wir wollen uns vorbereiten für große Winterfahrten in die Westalpen.

Wenn auch die Grate und Wände im Allgäu denen des Karwendels und Wettersteins an Größe und Wucht etwas nachstehen, so bieten sie doch einer Seilschaft im Winter beste Bedingungen für die Vorbereitung auf große Eisfahrten.

Ich finde das bestätigt, wenn ich in meinem Fahrtenbuch blättere.

Wengenkopf-Nordpfeiler

April 1952. Der junge *Rolf Hermann* ist mein Begleiter. Auf Schiern spurten wir mit schweren Rucksäcken taleinwärts. Weit oben wußte ich eine kleine Hütte. Sie war verschlossen. Sollten wir im überdachten Vorraum biwakieren? Wir fingerten überall herum und fanden den Schlüssel. Also aufgeschlossen und hinein! Wir wollten nichts anrühren, nur die Nacht hier verbringen und einen Zettel hinterlassen. Bald legten wir uns aufs Lager.

Da weckte uns ein Gepolter. Es kamen zwei junge Bergsteiger aus Kempten, die Hüttenbesitzer. Rasch hatten wir uns vorgestellt, verständigt und von unserem Plan berichtet, anderntags den 650 Meter hohen Nordpfeiler des Wengenkopfes erstmals im Winter zu durchsteigen. Man nahm uns den „Einbruch" nicht übel.

Noch im Dunkel tappten wir über hartgefrorenes Gelände zum Pfeiler. Durch tiefen Pulverschnee ging es über den letzten Hang zum Einstieg. Den ersten Vorbau versuchten wir in direkter Linie zu ersteigen, mußten aber nach zwei Dritteln nach rechts ausweichen. Schräg rechts ging es in fragwürdiger Querung hinüber in eine vereiste Rinne und sehr problematisch weiter. Knietiefer Schnee! Dann waren wir wieder am Pfeiler. Fest und gut war das Gestein. Ein oben überhängender Riß, und wieder Schnee und Eis. Ein prächtiger Tag, aber die Schwierigkeiten nahmen uns voll in Anspruch. Auf dem Vorgipfel dämmerte es. Kurze Rundschau! Im Nachtwerden stiegen wir weiter zum Gipfel. Dunkelheit ringsum. Und jetzt? Zum Biwakieren spürten wir keine Lust. Also weiter! Ein Glück, daß mir das Gelände bekannt war. Mit größter Vorsicht stiegen wir südseitig durch tiefen Schnee ab. Mühselig tasteten wir uns tiefer, versanken immer wieder tief im Schnee und kamen schließlich zu kaum sichtbaren Spuren. Lang zog sich der Weg über das Koblat, auf und ab, bis endlich die erleuchteten Fenster des Edmund-Probst-Hauses unter uns sichtbar wurden. Eine halbe Stunde nach Mitternacht stolperten wir über die Türschwelle, fanden überfüllte Räume und in der Ecke beim Telephonhäuschen gerade noch einen Platz zum Sitzen. Wir waren dennoch zufrieden.

Der nächste Tag brachte einen langen, anstrengenden Marsch hinüber unter die Nordabstürze des Wengenkopfes zu unseren hinterstellten Bretteln, und am Abend glitten wir talauswärts. Hinter uns das letzte Leuchten der Hänge, vor uns tief verschneiter Wald.

Für meinen jungen Begleiter war dies die erste größere Winterfahrt gewesen. Bald darauf durchstiegen wir die Monte-Rosa-Ostwand auf der Brioschi-Führe direkt zum Nordend.

Kleiner Daumen, Bschießerkante und Pfannhölzer

Genau ein Jahr vorher, im März 1951, hatte ich mit Rolf die Nordwand des Kleinen Daumens durchstiegen. Von Hinterstein aus durch das steile Tal hinauf zum Wald, mit Schneereifen weiter zur Wissloher Hütte und schließlich durch die frostige Wand zum Gipfel. Zwei Monate vorher hatten wir uns, gemeinsam mit dem kleinen Kurt G., in einer kleinen Hütte im Ostrachtal eingenistet. Zwei Versuche, trotz des andauernden Schneefalls zur Bschießerkante zu gelangen, scheiterten. Endlich, am 5. Jänner, glückte es. Vom „Stieg" spurten wir durch Fichtenwälder und Latschenfelder und zuletzt über Steilhänge zum Einstieg. Sonnig war der Tag, herrlich die Kante mit ihren luftigen Seillängen. Schade, daß die Kletterei nur kurz ist. 400 Meter hoch sollte die Bschießerkante sein, dann wäre sie ein Prachtstück im Allgäu.

Beim Übergang vom Gipfel zum Ponten und Zirleseck machten uns die Schneemassen zu schaffen.

Im März 1953 stieg ich mit Rolf und *Karl Schnetzer* wieder den steilen Waldweg hinauf. Diesmal nicht zur Wissloher Hütte, sondern links haltend zur Mittagsspitze und weiter über den Grat. Es war ein sonniger Tag. Knapp unterhalb des Spicherkopfs biwakierten wir, und anderntags folgten wir dem Gratverlauf über die Zacken und Türme der Pfannhölzer bis zum Kleinen Daumen.

Hochvogel-Nordostwand und Gelbe Wand

Jahre vorher saß ich mit *Alfred Wieland* nach einer Durchkletterung der Gelben Wand der Fuchskarspitze und der anschließenden Überschreitung des Hauptgipfels am „Knie" und betrachtete die Nordabstürze des formenschönen Hochvogels. Ich erzählte dem Freund, wie wir — sechs Sonthofener Jäger — mit einem Granatwerfer durch die Nordwand stiegen. Ich sprach auch über den lange gehegten Wunsch einer Winterbegehung der direkten Hochvogel-Nordostwand. Alfred wollte mitmachen. Im März 1949 war es soweit. Der Aufenthalt im Winterraum des Luitpoldhauses war wenig angenehm. Mitten in der Nacht zogen wir deshalb los, spurten über die Hänge zur Balkenscharte und hinüber zum „Knie". Im Morgengrauen standen wir unter der Wand. Es war bitter kalt. Als sehr schwierig erwiesen sich schon die Seillängen am Vorbau. Nach dem ersten Drittel wurden die Schwierigkeiten geringer, dafür lag mehr Schnee. In halber Wandhöhe traf uns der erste ersehnte Sonnenstrahl. Allerdings wurde es in der Wand nun auch bedrohlich lebendig, aber wir kämpften uns durch bis zum Gipfelkreuz. Zehn Stunden hatten wir für den Durchstieg gebraucht, um 19 Uhr waren wir wieder unten bei der Hütte, und nach weiteren zwei Stunden wärmten wir uns in der gastlichen Stube des Giebelhauses.

Alfred war auch mein Seilgefährte bei der Winterbegehung der Gelben Wand im März 1950.

Am letzten Tag dieses Bergjahres zog ich mit drei jungen Kameraden aus meiner Sektion Neu-Ulm wieder zum Luitpoldhaus hinauf. Damals gab es noch keine Perlonseile und sonstige leichte Ausrüstung, deshalb schleppte jeder einen schweren, überdimensionalen Rucksack. Bei nicht besonders guten Wetterverhältnissen kletterten wir über den gesamten Grat von der Kesselspitze bis zur Balkenscharte, und auch auf den Balken selbst wollten wir nicht verzichten. Der Abstieg durch knietiefen Neuschnee war kein Vergnügen.

Höfats-Nordwand

Ende Jänner 1955 besuchte ich Freund *Hannes Niederberger* am Nebelhorn, wo er Schilehrerpflichten nachkommen mußte. Mit angeborener Güte und Geduld versuchte er stundenlang, meine Holzerschwünge und damit meine Schitechnik zu modernisieren. An einem Spätnachmittag stiegen wir zum Seekopf und schauten über das Oytal zur abweisenden Höfats-Nordwand. Rasch waren wir uns einig: Wir wollten einen Durchstieg im Winter versuchen.

Wochen vergingen. Wir warteten auf geeignete Verhältnisse. An Ostern zogen wir los. Regengrauer Himmel über uns, pickelharter Schnee unter den Füßen. Überaus eindrucksvoll der winterliche Rauhenhalstobel, mit steilen Flanken zu beiden Seiten. Kurze Wandabbrüche und Überhänge sperrten den Aufstieg. Schon bald mußten die Seile angelegt werden. Größte Sorge: das Wetter! Dann begann die eigentliche Wand. Unheimlich sah sie aus. Bereits die ersten Seillängen erwiesen sich als schwierig. Jeder Meter mußte erschwindelt werden. Unser heutiges Ziel war ein gelber Steilabbruch hoch über uns. Wir wechselten ständig in der Führung. Ein eiszapfenbehangener Quergang traf mich. Sachte schob ich mich hinüber. Hoffentlich hält der Schneewulst! Ganze Eiszapfenkaskaden räumte ich mit dem Eisbeil ab. Aber auch aus der Höhe schwirrten Eisbrocken auf uns herunter. In der Dämmerung erreichten wir die gelbe Steilwand, rüsteten zum Biwak, schlüpften in den Zdarskysack und sicherten uns. Wieder begann eine lange Winternacht am Berg. Ich konnte nicht schlafen, schaute hinüber zu den Seeköpfen, zu den dunklen Konturen der Wengenköpfe, zum verschneiten Aufschwung des Rädlergrates.

Sehr früh trieb uns die Kälte aus dem Biwaksack. Leichter Neuschnee bedeckte die Umgebung. Vor uns die Schlüsselstelle. Der Riß hinauf zum langen Querband und dieses selbst erwiesen sich als ungemein schwierig. Nur langsam und mit größter Vorsicht kamen wir höher. Unvergessene Seillängen, die unser ganzes Können verlangten.

Der Schneefall nahm zu. Wind kam auf. In der Gipfelwand rasteten wir kurz, trotz Nässe und Kälte, und nach dreizehn Stunden standen wir auf dem Gipfel. Ausgelaugt, aber glücklich!

Schwierig war bei diesen Verhältnissen der Abstieg über den Westgrat.

In den Tannheimer Bergen

Zu Beginn des Winters 1957 war ich wieder unterwegs mit *Hannes Niederberger*, dem Begleiter auf vielen Fahrten im Wetterstein, Karwendel, Kaiser und in den Zentral- und Westalpen. Wir kletterten in zehn Stunden über den brüchigen Nordpfeiler auf den Kleinen Daumen, biwakierten in der Gipfelmulde (zum Training, meinte Hannes!) und stiegen anderntags über die Nordwand ab.

Wenige Wochen später, noch im Jänner, besuchten wir die Tannheimer Berge und packten den gesamten Nordgrat der Kellespitze an. Der setzt tief im Tal an. So mußten wir, von der Gimpelalm zur Scharte ansteigend, zunächst auf der anderen Seite weit hinunter. Den Löwenzahn erkletterte Hannes direkt, und in der Gipfelschlucht gab es ein obligatorisches kaltes Biwak.

*

Sturm jagte um die Hütte, zerrte an den Verankerungen, als ob er alles Schützende wegfegen wollte. Regenschauer prasselten gegen die Fensterscheiben. Seit Stunden! Was soll's? Kommt wieder Neuschnee?

Am anderen Morgen duldete es mich nicht mehr in der Hütte. Im dichten Nebel spurte ich hinauf zum nahen Hüttengipfel. Mit einer Eisschicht überzogen war der große Westhang. Trotz des schneidend kalten Windes trieb es mich weiter über die verglasten Felsen des Nordgrates. Nach zwei Stunden war ich wieder in der Hütte und geborgen.

Stunden später hellte sich der Himmel auf. Blaue Lücken wurden zwischen den Wolken sichtbar. Keinen der Kameraden hielt es in der Hütte. Anoraks übergezogen und hinaus! Zwischen wahren Wundergebilden aus Schnee und Eis stiegen wir zum höchsten Punkt hinauf. Wieder einmal durfte ich den Freunden die geliebte Bergheimat zeigen: Täler, Gipfel und Grate. Und wieder war ich beglückt von Erinnerung und neuem Planen.

*

Einige Jahre später, im Februar 1962, waren wir wieder Gäste bei Adalbert in seiner Hütte. Kurz zuvor hatten wir den direkten Nordpfeiler der Lachenspitze durchstiegen, auch mit einem Biwak am Gipfelkreuz. Eine feine Sache, der direkte Pfeiler, man muß nur immer an der Kante bleiben. Trotz Eis und Schwierigkeiten!

Weinselig stapften wir von der Hütte weg, aber der Aufstieg hinauf zur Roten Flüh ließ bald den Dampf entweichen. Über die direkte Südwand kletterten wir hinauf. Es war herrlich. Adalberts mißglückte Jodler schallten herauf in unsere winterliche Abgeschiedenheit. Dann begann wieder einmal eine unserer Grattouren: hinüber zum Gimpel, weiter zum Schäfer und, gar nicht einfach, über die Felszacken. Biwak! Am nächsten Tag, schweißtreibend im Sonnenschein, über den tiefverschneiten Westgrat auf die Kellespitze.

Eigentlich hatte ich vom „Training" genug, aber Hannes zeigte sich stur. Und so setzten wir die Fahrt fort, die Türme überschreitend, den Grat weit nach Osten absteigend. Zum Abschluß: Gehrenspitze-Südwand. Beim Abstieg über den Ostgrat gab es ein zweites Biwak. Dafür erholten wir uns am folgenden Tag in Wängle bei Riesenportionen Kaiserschmarren direkt aus der Pfanne, die nur mit entsprechenden Mengen Tiroler Rotem hinunterzuspülen waren.

Hochvogel-Ostgrat

Im Jänner 1963 spurten wir, vorbei am zugefrorenen Traualpsee, hinauf zur Lachenspitze. Bei nicht besonders günstigem Wetter durchkletterten wir die Nordwand. Auf dem Gipfel begann es zu schneien, und so waren wir froh, im vertrauten Winterraum der Landsberger Hütte unterzukommen. Der nächste Tag überraschte uns mit Sonne und blauem Himmel, und wir suchten uns durch die mit gelben Überhängen gesperrte Nordwestwand der Lachenspitze einen Weg. Im Glanz dieses Tages zu faulenzen, wenn auch nur eine Stunde lang, welch ein Glück!

Wir schauten hinüber zum Hochvogel mit seinem langen Ostgrat. Was meinst du, Hannes?

Ende Februar stiegen wir über die Hänge am Bärgündele aufwärts. In der Nähe der Balkenscharte ließen wir die Schier zurück und schnallten die Schneereifen unter die Füße. Sie halfen uns im tiefen Schnee weiter. Unser Grat zeigte sich in aller Pracht. Die ersten Türme, in der Mitte die östliche Schulter, weitere Türme und dann der Gipfel. Wetter gut, alles gut! Anstrengend war die Schneewühlerei zur Scharte hinauf. Der Ostgrat, auch Fuchsengrat genannt, setzt am Fuchsensattel an und forderte unseren vollen Einsatz. Bereits die ersten Türme zeigten uns das. Wächten nötigten zu vorsichtigem Gehen. Wir kamen an diesem Tag nicht mehr weit und biwakierten nach dem ersten Drittel. Es wurde eine kalte, ungemütliche Nacht.

Dieser Grat müßte an einem sonnigen Herbsttag herrlich sein! Aber jetzt? Verdammte Wächtenbildungen, Lawinenlärm in den Steilflanken. Stundenlanges Raufen und Plagen, meistens direkt am Grat. Allergrößte Vorsicht verlangte das oberste Drittel. Knapp vor Einbruch der Nacht standen wir beim Gipfelkreuz. Nur noch ein kurzes Stück folgten wir der Normalroute abwärts, dann richteten wir uns ein Nachtlager.

Es war ein Lawinenwetter, als ob der ganze Schnee vom Berg abrutschen wollte. Deshalb größte Vorsicht beim Abstieg am Morgen. Den „Kalten Winkel" hinunter wäre

Selbstmord gewesen. Über schwarze, vereiste Felsen suchten wir einen Ausweg, kamen zu unseren Schiern und waren froh, daß wir schließlich heil ins Tal kamen. Im Giebelhaus schlug mir der Freund seine Pranke freudestrahlend auf die Schulter, daß ich knieweich auf die Bank niedersank. Am nächsten Morgen brachte uns ein buntbemalter Schlitten talaus, und wir fühlten uns wie die „Fürsten dieser Welt".

Fragen mich ab und zu die Freunde von der schwäbischen Alpenvereinsjugend nach meiner schwersten Bergfahrt, dann denken sie an den Jorasses-Pfeiler. Oder war es die Nordwestwand des Gspaltenhorns, in der uns eine direkte Führe durch die überhängenden Eiswülste glückte? Nein, Freunde, weit gefehlt! Die härtesten Anforderungen hatte ich vor 25 Jahren in einem Allgäuer Hochtal zu bestehen.

Winter 1940/41. Unter meinen Stubenkameraden in Sonthofen war einer, der viel von seinen Bergfahrten erzählte. Damals liebäugelte ich mit der Nordwand des Kleinen Daumens. Mitte März zog ich mit dem jungen Kameraden, seinen Erzählungen vertrauend, los. Hinauf zur Eckalpe, Wissloherhütte und zum Einstieg. Der letzte Hang war wegen des tiefen Schnees besonders beschwerlich gewesen. In direkter Linie ging es zur großen Höhle hinauf. Jede Seillänge im vereisten Gelände voller Schwierigkeiten. Langsam kam der Begleiter nach. Spät am Nachmittag versuchte ich, links oberhalb der nassen, moosigen Höhle über die Überhänge zu kommen. Es dunkelte. Der Kamerad bekam Angst, wollte nicht nachkommen. Ich mußte zurück zu ihm. Frierend und schlotternd beichtete er, daß er unter solchen Umständen noch nie am Berg gewesen sei. Ein Biwak war ihm nicht zuzumuten. Also zurück und abgeseilt!

Um 20 Uhr waren wir wieder bei den Schiern. Ich übernahm das meiste Gepäck, die nassen 40-Meter Seile, das schwere Eisenzeug, und fuhr schräg nach links in den Hang. Dunkelheit und Wechselschnee! Im Schwung stürzte ich, mich talwärts überschlagend. Ergebnis: komplizierter Knöchelbruch. Ich schickte den Jungen ins Tal. Er sollte unseren Spuren nachgehen und Freunde in Hinterstein verständigen. Mit einem Hörnerschlitten sollten sie mir entgegenkommen.

Dann war ich allein. Durch tiefen Schnee wühlte ich mich talwärts. Den schweren Sack auf dem Rücken, die Schier mit einer Reepschnur nachziehend, die Stöcke zum Schub benützend, rutschte ich sitzend abwärts. Stunde um Stunde schleppte ich mich hinunter zum Waldrand und zum Beginn des steilen Weges. Eine Stunde nach Mitternacht war ich endlich unten bei einer kleinen Holzerhütte. Von entgegenkommenden Freunden keine Spur. Bis zum nahen Dorf braucht man normal zwanzig Minuten. In meinem Zustand vergingen weitere zwei Stunden, bis ich bei Bekannten an den Fensterladen klopfen konnte. Zuerst allgemeines Erschrecken, dann Auftauen und notdürftiges Verarzten. Um acht Uhr morgens holte mich der Sonthofener Krankenwagen und brachte mich ins Lazarett nach Augsburg.

Aus? Nein, da war ja noch mein junger Kamerad? Der war zuerst unseren Aufstiegsspuren gefolgt, dann abkürzend in steile Hänge oberhalb der „Höll" geraten, ausgerutscht und an einem der letzten Bäume oberhalb des Steilabbruchs hängengeblieben. Während ich nach Augsburg unterwegs war, holten ihn Bergwachtmänner herunter. Im Lazarett sahen wir uns wieder.

Hier bekam ich den notwendigen Gipsüberzug, und der Stabsarzt sagte: „Moare, gell, den Haxen fest bewegen!" Das tat ich dann auch ohne Schonung und mit dem Erfolg, daß ich acht Wochen später wieder in den Wänden der Fuchskarspitze hing.

Etwas Gutes hatte dieser Vorfall doch für mich: Die „Rußlandabstellung" konnte erst Wochen später erfolgen. Aber ich kam immer noch früh genug an die Front.

Man sieht, auch die heute bejahrten und enthaarten Bergsteiger machten ihre Fehler, lernten daraus und sammelten ihre Erfahrungen. So bescherte mir das Allgäu nicht nur schöne Stunden, sondern vermittelte mir auch mein härtestes Bergerlebnis.

Und was bleibt von allem Erlebten? Nicht nur die Erinnerung an Tage in Fels, Schnee und Eis, es bleibt das Gefühl der Verbundenheit mit den Freunden und Kameraden. Da

wäre noch manches zu berichten von der kalten und vereisten Nordwand der Gehrenspitze (März 1959), von der direkten Ostwand der Trettachspitze (Jänner 1961) und vom tiefverschneiten, problematischen Rädlergrat des Himmelhorns (März 1964). Und schließlich bleibt der Dank an die Seilgefährten, der Dank an meine geliebte Bergheimat: das Allgäu.

Daten der Winter-Erstbegehungen:

Fuchskarspitze — direkte Gelbe Wand: Georg Maier und Alfred Wieland, am 9. März 1950.
Kleiner Daumen — gerade Nordwand: Georg Maier und Rolf Hermann, am 21. März 1951.
Wengenkopf-Nordpfeiler: Georg Maier und Rolf Hermann, am 10./11. April 1952.
Pfannhölzergrat-Überschreitung: Georg Maier, Rolf Hermann und Karl Schnetzer, am 14./15. März 1953.
Höfats-Nordwand: Georg Maier und Hannes Niederberger, am 9./10. April 1955.
Kellespitze — gesamter Nordgrat: Georg Maier und Hannes Niederberger, am 15./16. Jänner 1958.
Gehrenspitze-Nordwand: Georg Maier und Hannes Niederberger, am 29. März 1959.
Thannheimer-Berge-Überschreitung: Rote Flüh—Gimpel—Schäfer—Kellespitze—Gehrenspitze—Blachenspitze: Georg Maier und Hannes Niederberger, am 24./25. März 1962.
Lachenspitze-Nordpfeiler: Georg Maier und Hannes Niederberger, am 18. April 1962.
Lachenspitze-Nordwestwand: Georg Maier und Hannes Niederberger, am 30. Jänner 1963.
Hochvogel-Ostgrat (Fuchsengrat): Georg Maier und Hannes Niederberger, am 22./24. Februar 1963.
Himmelhorn-Südwestgrat (Rädlergrat): Georg Maier und Hannes Niederberger, am 18./19. März 1964.

Anschrift des Verfassers: Georg Maier, D-79 Ulm/Donau, Postfach 477.

Abseitige Winterziele im Allgäu

Geißhorn und Rhonenspitze — Leckerbissen für Schibergsteiger

HEINZ PALME

Frühjahr im Tannheimer Tal — das heißt aperer sonnenwarmer Fels auf der einen Seite und tiefgekühlte Schneeflanken auf der anderen Seite. Ob man von Kempten über das Oberjoch oder von Reutte über den Gaichtpaß kommt, der Anblick ist immer vielversprechend. Die besonderen Feinheiten werden jedoch erst bei genauem Betrachten oder Besuchen entdeckt.

Das Geißhorn und die Rhonenspitze sind bekannt als Genußtouren für den erfahrenen Schibergsteiger, bieten doch das Geißhorn 1100 und die Rhonenspitze 900 Höhenmeter Abfahrt. Das sind zweifellos Zahlen, die das Schivolk in Scharen anzulocken vermögen. Jedoch der Anblick allein garantiert eine natürliche Auslese unter den Bewerbern. Dazu muß noch erwähnt werden, daß beide Ziele lawinengefährliche Unternehmungen sind.

Im folgenden sollen beide Touren, miteinander verbunden, beschrieben werden. Von Zöblen (1080 m) kann der Rhonenschilift benützt werden, der uns etwa 350 Meter aufwärtsbefördert. Bei dieser Fahrt ist Gelegenheit, die Nordflanke des Berges zu studieren, durch die wir einige Stunden später unsere Spuren ziehen wollen. Von der Bergstation queren wir möglichst waagrecht durch steilen Wald in die Talfurche der Pontenalpe. Am besten ist es, im Tal sehr flach einwärts an der zerstörten Hütte vorbeizuwandern und erst im Talgrund zum Zirleseck (1872 m) anzusteigen. Der Blick von hier auf das Geißhorn mit dem Schigebiet des „Älpele" (untere Roßalpe) wird sicherlich jeden begeistern. Nun geht es südlich hinab zur Kelle, wo sich zwei Möglichkeiten bieten. Der eine Weg steigt westlich des Wächtengrates am Zererköpfle vorbei leicht an, um die Nordflanke des Geißhorns, über die ostseitigen Hänge abfahrend oder schräg querend, zu erreichen.

Wer hier eine kleine Fleißaufgabe einlegen will, die bei guten Schneeverhältnissen lohnend ist, der wird die zweite Möglichkeit wählen: Von der Kelle geht es zunächst heikel über die Wächten und dann den schönen Osthang hinab, bis man, bequem im flachen Tal einwärts schreitend, ebenfalls den großen Kessel unter dem Geißhorn erreicht. Nun heißt es tief Luft holen, denn die Nordflanke des Geißhorns ist länger, als sie von unten aussieht. Oben, wo sie von Felsen durchsetzt ist, wird man meist mit den Schiern auf dem Rücken den flachen Gipfelgrat zu Fuß ersteigen. Hier muß jeder zugeben, daß er eine Rast verdient hat, denn drei bis vier Stunden werden immer vergehen, bis der Gipfel erreicht ist. Hier ist der richtige Platz für eine Rast. Die Aussicht ist nach allen Seiten großartig. Mancher wird sich schon wieder die nächste Tour aussuchen, vielleicht hinab zum Vilsalpsee oder Varianten drüben an der Landsberger Hütte.

Nun aber beginnt die Abfahrt. Sie führt zunächst durch eine der beiden Rinnen hinab in den freien Nordhang, anschließend hinaus am Loisbichl (Kreuz) vorbei westwärts genau unter das Zirleseck. Bis hierher brachte die Abfahrt etwa 600 Meter Höhenunterschied. Von hier führte die Route aufsteigend auf das Zirleseck und über den leichten Südgrat zu Fuß hinauf zum Gipfel der Rhonenspitze, oder, falls noch Schnee genug liegt, östlich unter den Gratzacken oft sehr steil querend zur Rinne, die zum Gipfel leitet. Die Anstiegsbedingungen sind schon vom Geißhorn oder vom Zirleseck aus gut zu studieren. Vom Gipfelkreuz schweift der Blick hinunter nach Zöblen und über das Schivolk auf der Piste, um dann noch einmal zurückzuwandern und die ganze, herrliche einsame Tour mit den Augen noch einmal zu genießen. Nur die eigenen Spuren beweisen, daß man dort drüben am Geißhorn überhaupt abfahren kann. Aber die Krönung der ganzen Tour ist die Abfahrt über den Steilhang von genau 900 Meter Höhenunterschied. Die ersten paar

Meter spurt man ostseitig hinab, um von einer kleinen Mulde in die Nordflanke einzufahren. Es kann leicht passieren, daß man über den vielen Bögen, die man hier in den Hang schreibt, die Abfahrt vom Geißhorn schon wieder vergißt. Jedoch unten an der jungen Vils, die Schier abschnallend, wird es jeder in den Beinen spüren, daß er, wenn auch verkürzt, zwei großartige Schitouren miteinander verbunden hat.

Allerdings wird es nicht viele Tage im Winter geben, an denen diese Tour mit Genuß gemacht werden kann. Ideal ist nordseitig Pulver und sonnenseitig Firn, und das muß man eben abpassen, um diese Schleckerbissen recht genießen zu können.

Vom Hornbachjoch zur Wildenfeldscharte

Es ist Heiligabend, und der Gedanke an die beiden Feiertage läßt in mir einen alten Wunsch wieder aufleben: Ich möchte Weihnachten einmal ganz anders feiern, so wie es nur wenigen Menschen vergönnt ist, allein mit einem Kameraden am Berg, allein mit den Sternen, mit der Nacht, mit der aufgehenden Sonne, allein, aber eben doch nicht einsam. — Während die Kinder die neuen Spielsachen bewundern und ausprobieren, packen Pips und ich unsere Rucksäcke zu einer Tour über winterlichen Fels.

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages gehen wir den wohlbekannten Weg durchs Oytal. Die Sterne funkeln am Himmel, unter buckeligem Eis murmelt der Bach, die Schuhe knarren im kalten Schnee. Das sind die einzigen Geräusche, und wir kommen uns vor wie Eindringlinge in eine fremde Welt.

Ganz langsam nimmt der Himmel vor uns im Osten eine blasse Färbung an. Als Silhouette treten das Himmelhorn, die beiden Wilden und die Höllhörner hervor. Wir haben vor, im Süden die Höllhörner zu überschreiten und die Tour fortzusetzen über die Wilden, wenn möglich bis zum Himmeleck.

Als wir beim Wildenfeldhüttchen sind, geht die Sonne auf und verzaubert die Höfats uns gegenüber mit weichen Farben. Mit der Sonne erwachen in uns wieder andere Gedanken, und die Träume sind verschwunden. Die Umgebung gefällt uns, und wir freuen uns schon auf die Kletterei. Bald stapfen wir weiter Richtung Hornbachjoch. Bei der Querung unter der Südwestwand des Kleinen Wilden durch das Blockfeld müssen wir über die zugeschneiten Blöcke turnen. Dabei verschwindet bald der eine, bald der andere in einer Spalte. Es scheint so, als ob wir uns wirklich unweit der Hölle befänden. Wir warten nur darauf, daß uns der Teufel an den Füßen packt. Aber der schläft wohl noch, und so stehen wir bald darauf am Einstieg zum Höllhorn-Südgrat. Wir treten uns einen Rastplatz in den Schnee. Hier ist es wunderbar. Der Blick über den Grat hinauf läßt uns glauben, wir würden heute nur sonnenwarmen, schneefreien Fels finden. Die vormittägige Sonne verwöhnt uns und macht uns beinahe faul. Jeder von uns beiden kennt den Grat vom Sommer, wo man an manchen Tagen hier warten muß, bis die verschiedenen Seilschaften die ersten Seillängen aufgestiegen sind. Um so schöner ist es nun zu wissen, daß wir heute allein sind.

Bereits nach den ersten Metern merkte ich, daß wir uns getäuscht haben, der Fels sah nur von unten schneefrei aus. Genau in dem Griff links liegt ein Häubchen Schnee, und der kleine Vorsprung, den ich als Tritt brauche, ist vereist. Ganz fein hat sich der Grat seit dem letzten Sommer verändert, wenn man es auch kaum sieht. Nun brauchen wir nicht mehr enttäuscht zu sein, es wird doch eine Entdeckungsfahrt werden. Die Platte, der kleine Überhang, der Spreizschritt, die beiden Quergänge, alles an diesem Grat wird anders sein als im Sommer. Wir wechseln uns nach jeder Seillänge ab, damit beide auf Entdeckung gehen können. Eine kurze Verschneidung in der Westseite ist vereist, und die Felsen am Spreizschritt sind so stark verschneit, daß wir gar nicht gerne darauf stehen. Langsam vergeht uns die Romantik, als wir feststellen, daß wir mehr als doppelt so lange brauchen wie im Sommer. Nach abwechslungsreichen Seillängen betreten wir den kleinen Gipfel des Südlichen Höllhorns. Wäre unter dem Schnee auf dem nordseitigen

Normalweg kein Eis gewesen, hätten wir es beim Abstieg wesentlich leichter gehabt. Die kurze Südwand des Nördlichen Höllhorns ist dafür fast schneefrei. Nur der gewichtige Rucksack und das Eisbeil erinnern mich daran, daß es Winter ist. Schon etwas müde, wühlen wir uns vom Gipfel des Nördlichen Höllhorns hinüber zum leichten Südgrat des Kleinen Wilden durch stark verwehten Pulverschnee. Der Kamin am Südgrat ist total mit Wassereis überzogen, und Pips sucht sich, mit dem Eisbeil bewaffnet, einen Weg hinauf. Während ich warte und anfange zu frieren, wird mir klar, daß heute einer der kürzesten Tage des Jahres ist. Oberhalb des Kamins auf einem Gratabsatz werden wir unser Biwak einrichten müssen. Das wird ein langes Zähneklappern geben heute nacht, deshalb habe ich es auch gar nicht eilig, als ich durch den Kamin nachsteige. Wir würden zwar den Gipfel des Kleinen Wilden am gleichen Abend noch erreichen, aber warum

Himmelhorn und Schneck. Zeichnung von Joseph Lipp

sollen wir so einen schönen Biwakplatz nicht benützen! An der Wächte graben wir uns eine Nische, in der wir den Kocher aufstellen und unser Lager einrichten. Ab und zu schauen wir über die Wächte nach Westen, wo die Sonne hinter dem Horizont verschwindet. Das ist wohl fast bei jedem Biwak gleich: man richtet sich mit dem, was man mitgebracht hat, ein Lager so bequem wie möglich her und wartet die ganze Nacht, daß die Sonne wieder kommt. Das kann schön sein oder hart, beeindrucken wird es jeden. Und es ist sicher, daß man die Welt mit anderen Augen ansieht.

Mein rechtes Bein, das auf dem Schnee liegt, wird kalt. Ich überlege, was ich dagegen tun kann. Wie machen das eigentlich die Gemsen? Plötzlich kommt mir die Idee, den Stiel des Eisbeiles darunterzustecken. Ich bin begeistert von dem Einfall. Man muß eben lernen, mit dem auszukommen, was man gerade hat. Glücklich über meinen guten Einfall schlafe ich ein.

Gegen Morgen setzt ein beinahe warmer Wind ein, und nachdem sich im Osten das erste Licht gezeigt hat, verfärben sich wilde Wolkenfetzen von fahlem Gelb bis zu blutigem Rot. Ist es auch schön, aus unserm Schneeloch heraus dieses Spiel vom hohen Grat her anzuschauen, so haben wir doch Sorge, ob das Wetter hält. Bald wärmt uns die

Sonne mit ihren Strahlen in unserem Fernsehsessel. Während wir noch in unseren Schlafsäcken sitzen, kocht bereits das Wasser für unser Frühstück. Dabei stellen wir aufs neue fest, wie gut es uns eigentlich geht. Schön gemächlich, wie es sich für einen Feiertag gehört, räumen wir unseren Lagerplatz auf und setzen unsere Tour fort. Über leichte, wenn auch stark verschneite Felsen erreichen wir den kurzen Gipfelgrat, der mit einer Wächte gekrönt ist. Nach der Eintragung ins Buch treten wir sogleich den Abstieg in Richtung Wildenfeldscharte an. Der luftige Felsgrat ist stark verwächtet, so daß uns nichts anderes übrigbleibt, als in die weniger steile Westflanke auszuweichen. Hier treffen wir aber auf so viel Wassereis, das sich unter einer feinen Schneeschicht verbirgt, daß wir sogar auf solchen Schneefeldern abseilen müssen, die wir sonst mit Schiern abfahren würden. Wir kommen nur sehr langsam vorwärts, und dies beunruhigt uns nun wirklich, nachdem sich der Himmel inzwischen vollkommen bewölkt hat. Froh sind wir, als wir die tückischen Bänder endlich hinter uns haben und die Wildenfeldscharte erreichen. Hier müssen wir uns darüber klar werden, ob wir den Grat über die drei Gipfel des Großen Wilden noch „mitnehmen" wollen oder ob wir hier besser absteigen. Morgen müssen wir wieder arbeiten, und in Anbetracht der Tatsache, daß zwei Gipfel des Großen Wilden mit Schiern erreicht werden können, entschließen wir uns für den Abstieg. Außerdem gefallen uns die Föhnwolken nicht.

Daß man, von einer Tour heimwärtsgehend, immer wieder zurückschaut, ist wohl so üblich. Als ich mich aber an der Gutenalpe umdrehte und sah, wie der ganze Hang über dem Schwarzen Sockel als einzige Lawine niederging, war ich froh, daß wir den Föhn richtig eingeschätzt hatten und abgestiegen waren. Einige Stunden früher hatten wir den gleichen Hang gequert.

Anschrift des Verfassers: Heinz Palme, D-898 Oberstdorf, Weststraße 41.

Vom geologischen Aufbau der Allgäuer Kalkalpen

VOLKER JACOBSHAGEN

Wer in den Allgäuer Hochalpen wandert, ist immer wieder überrascht und beeindruckt von dem Formenreichtum und dem bunten Wechsel im Landschaftsbild dieses Berglandes. Alles, was die Nördlichen Kalkalpen in ihrem Zuge zwischen Rhein und Donau an Eigenart aufweisen, erscheint hier auf engem Raum miteinander verbunden. Majestätische Felsmassive und mächtige Bergketten, schlanke Hörner und bizarre Felstürme, öde Karsthochflächen und einsame Waldtäler wechseln mit sanften Wiesenhängen und weiten, grünen Talungen, mit breiten Graspyramiden und spitzen Schrofen. Diese Mannigfaltigkeit liegt im geologischen Aufbau des Gebirges begründet. Und da die tiefeingeschnittenen Täler der Allgäuer Alpen dem Geologen einen großartigen Einblick in die Struktur der äußeren Erdkruste erlauben — der Höhenunterschied zwischen den Talböden südlich Oberstdorf und den Gipfeln des Allgäuer Hauptkammes beträgt zum Beispiel bis zu 1700 Meter —, ist es nicht verwunderlich, daß die geologische Erforschung der Allgäuer Alpen schon sehr früh begonnen hat.

Bereits in den Jahren 1812/13 hat der Sonthofener Bergamtsverweser[1] *Georg Uttinger* eine Studie „Das bergige Land des Allgäus, geognostisch betrachtet" veröffentlicht, in der er erstmalig versuchte, Gesteinsarten in diesem Gebirge zu unterscheiden, um den Aufbau zu verstehen. Aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts setzte die systematische geologische Untersuchung ein. Unter den Forschern dieser Zeit ist vor allem *Carl Wilhelm v. Gümbel* (1823—1898) zu nennen, ein gebürtiger Rheinpfälzer, später Leiter des kgl. bayerischen Oberbergamtes. Gümbel verdanken wir u. a. die erste geologische Karte der Allgäuer Alpen im Maßstab 1:100.000. Auch manche heute noch übliche Schichtnamen gehen auf ihn zurück, so der Name „Allgäu-Schichten" (siehe später). Es soll auch nicht vergessen sein, daß Gümbel während seiner Tätigkeit eine große Zahl von Berggipfeln, manche davon sicher erstmalig, bestiegen hat. Unter den späteren Erforschern der Allgäuer Kalkalpen seien nur der Kemptener Gymnasialprofessor *K. A. Reiser* und der Tiroler *Otto Ampferer*, einer der besten Bergsteiger seiner Zeit, erwähnt.

Es ist im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich, einen Überblick über die gesamten Allgäuer Kalkalpen zu vermitteln. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit in erster Linie dem mittleren und südlichen Teile widmen, etwa südlich der Linie Hindelang—Oberjoch—Tannheimer Tal—Gaichtpaß, da hier die Verhältnisse etwas einfacher sind und wesentliche Züge des Gebirgsbaus auch vom Nichtfachmann erkannt werden können.

Wer auf seinen Bergwanderungen oder Kletterfahrten dem Gestein besondere Aufmerksamkeit schenkt, dem wird es sicherlich glücken, hier und da Versteinerungen zu finden, d. h. zu Stein gewordene Reste von Tieren oder Pflanzen bzw. Abdrücke davon; so z. B. Ammonshörner, Muscheln, Schnecken oder auch Korallen. Durchwegs handelt es sich um Überreste von Meerestieren, und das führt zu dem für den Uneingeweihten erstaunlichen Schluß, daß die Felsgesteine, die heute das mächtige Hochgebirge aufbauen, einst weicher Schlamm auf dem Boden eines Meeres gewesen sind. Und doch ist dies keineswegs absonderlich, denn die geologische Forschung hat seit langem erwiesen, daß die Schichtgesteine aller großen Kettengebirge der Welt fast ausnahmslos in vorzeitlichen Meeren abgelagert worden sind.

[1] Damals wurden noch die spärlichen Eisenerzvorkommen am Grünten ausgebeutet.

Die Gesteine der Allgäuer Kalkalpen wurden während des Erdmittelalters (Mesozoikum) abgelagert, die meisten in der Trias- und in der Jurazeit, d. h. in dem Zeitraum von 225 bis 135 Millionen Jahre vor heute. Das liegt für den Menschen unvorstellbar lange zurück; bedenkt man aber, daß das Alter der Erde heute mit mehr als 4,5 Milliarden Jahre angenommen werden muß (so alt sind auch die ältesten Gesteine, die man kennt), so stammen die Gesteine der Allgäuer Kalkalpen doch erst aus einem verhältnismäßig späten Abschnitt der Erdgeschichte.

Die Gesteine der Triaszeit liegen in nachstehender Abfolge übereinander:

Obere Trias:	Oberrhätkalk
	Kössener Schichten
	Plattenkalk
	Hauptdolomit
	Raibler Schichten
	Wettersteinkalk
Mittlere Trias:	Partnachschichten
	Muschelkalk
Untere Trias:	Buntsandstein

Der Buntsandstein, ein roter Sandstein mit feinen Glimmerschüppchen, kommt nur an wenigen Stellen vor, so im Nordhang des Iseler bei Oberjoch und am Roßkopf bei Hinterstein. Wir können hier auf die nähere Beschreibung von *Heißel* 1960[1] aus dem Kaisergebirge verweisen. Auch der Muschelkalk, ein grauer, geschichteter Kalk mit Hornsteinknollen[2], und die Partnachschichten, dunkle Mergelschiefer mit Kalkbänken, die ebenfalls Hornsteine enthalten können, sind nur im nördlichen Teil der Allgäuer Kalkalpen verbreitet (südlichste Vorkommen am Roßkopf bei Hinterstein und auf der Südseite des Tannheimer Tales). Gleiches gilt auch für den oft schlecht gebankten Wettersteinkalk, der erst nördlich des Tannheimer Tales mächtige Berggipfel aufbaut (Gaichtspitze, Kamm Rote Flüh—Gimpel—Kellespitze—Gehrenspitze).

Die Raibler Schichten, die ihren Namen nach dem Bergwerksort Raibl im italienischen Teil Kärntens erhalten haben, sind nicht sehr mächtig. Sie enthalten grünliche, braun anwitternde Sandsteine, dunkle Schiefer und Kalke, Dolomite sowie Rauhwacken und Gips. Solche Raibler Gipse trifft man am besten in den Brüchen südlich des Gaichtpasses bei Weißenbach. Von diesem Vorkommen haben die einst renommierten Lechtaler Stukkateure ihr Rohmaterial bezogen (auch der Ortsname Weißenbach mag damit zusammenhängen). Rauhwacken sind löcherig-poröse bis zellige, gelb anwitternde Kalke oder Dolomite, deren Hohlräume ursprünglich mit Gips gefüllt waren; der Gips ist dann unter dem Einfluß der Niederschlags- oder Grundwässer herausgelöst worden. Auf diese Weise mit Gips und Salz beladenes Wasser kann einen heilkräftigen Mineralgehalt besitzen, wie etwa das Wasser von Bad Oberdorf. Wenn solche Rauhwacken und Gipse unterirdisch ausgelaugt werden, so entstehen Hohlräume, die unter der Last der bedeckenden Schichten oft einstürzen und an der Erdoberfläche rundliche Erdfälle oder Dolinen erzeugen wie in verkarstetem Kalkgebirge. Solcher Entstehung sind z. B. die beiden kleinen Seen im Schwarzwassertal; wasserundurchlässige Geschiebemergel einer eiszeitlichen Grundmoräne stauen hier in Erdfällen das Niederschlagswasser auf.

Als bedeutendster Felsbildner der Allgäuer Kalkalpen ist der Hauptdolomit zu nennen, der u. a. die Gipfel des Allgäuer Hauptkammes vom Biberkopf bis zum Krottenspitzen-

[1] Jb. d. OeAV, Bd. 85, 1960.

[2] Hornstein — nichtkristalline Kieselsäure (SiO_2), in reiner Form Opal genannt.

grat, die Hornbachkette, die Hochvogelgruppe und die Berge um das Schwarzwassertal, die Nebelhorn-Daumengruppe, die Schafalpenköpfe und den Großen Widderstein aufbaut. Es handelt sich dabei um mehr als 2000 Meter mächtige, gut gebankte Dolomitgesteine, die auch Zacken und Türme bilden (u. a. das 1962 zerfallene Wilde Männle im Allgäuer Hauptkamm oder die Roßkarzähne). Den Fuß der Hauptdolomitberge verhüllen oft lockere Hangschuttmassen (wer etwa das Märzle am Allgäuer Hauptkamm im Spätsommer schneefrei quert, weiß ein Lied davon zu singen). Das kommt daher, daß Dolomit schwerer löslich ist als Kalk oder gar Gips; die Klüfte, die von den gebirgsbildenden (tektonischen) Kräften im Dolomitgestein aufgerissen werden, heilen oft nicht mehr zu, weil das einsickernde Wasser auf seinem Weg in die Tiefe weniger Dolomit aufgenommen hat, als es in Lösung halten könnte. Deshalb sind stark klüftige Hauptdolomitpartien meist brüchig und steinschlaggefährlich. Bei ruhiger Lagerung bietet der Hauptdolomit aber verläßliche Griffe und Tritte; wer etwa den markierten Aufstieg zum Hochvogel oder auf die Mädelegabel begeht, dem verraten immer wieder polierte Stellen im Fels, wieviel Tausende von Bergwanderern sich hier schon an derselben Stelle festgehalten haben. Hänge aus Hauptdolomit sind stets trocken, da alles Wasser versickert. Oberhalb der Hochwaldzone werden sie von Latschenfeldern bedeckt; die Latschen sind geradezu Leitpflanzen für Kalke und Dolomite der Trias.

Die höchsten und damit jüngsten Partien des Hauptdolomits sind oft kalkig, vor allem auf der Südseite des Allgäuer Hauptkamms und der Hornbachkette (hier jeweils am Ausgang der großen Kare).

In den nördlichen Teilen der Allgäuer Kalkalpen ist dieser sogenannte „Plattenkalk" meist nur spärlich oder gar nicht entwickelt.

Raibler Schichten und Hauptdolomit sind in einem sehr flachen, zeitweilig übersalzenen Randbereich des Meeres abgelagert worden.

Die Kössener Schichten, benannt nach Kössen in Nordtirol, bestehen vorwiegend aus dunklen Mergelschiefern, die an vielen Stellen reichlich Versteinerungen enthalten, vor allem Muscheln, Schnecken, Armfüßler (Brachiopoden) und Korallen. Sie bilden meist sanfte, grasbewachsene Hänge (z. B. Feldalpe bei Hinterstein, Lugenalpe im Oytal, Gipfelregion des Kugelhorns) oder Joche (Glasfelder Scharte und Balkenscharte beim Prinz-Luitpold-Haus, Karjoch bei Holzgau).

An einigen Stellen reichen die Kössener Schichten bis an die Basis der Juraformation herauf. An dieser Formationsgrenze sind sie gebietsweise rot gefärbt („Schattwalder Schichten"). Meistens aber werden sie von hellen, schlecht gebankten oder massigen Kalken überlagert, dem „Oberrhätkalk" oder „Rhätoliaskalk". Versteinerungen kommen in diesem recht reinen Kalk zwar gar nicht selten vor, sie wittern aber nicht körperlich heraus, sondern werden auf Felswänden und -blöcken nur in Querschnitten freigelegt, so die wabenähnlichen Figuren quergeschnittener Korallenkolonien oder die als „Kuhtritte" bekannten Schnitte durch dickschalige Muscheln (Megalodonten), die übrigens auch im Plattenkalk vorkommen. Es handelt sich bei diesem Kalk um Zeugen vorzeitlicher Korallenriffe, während die Kössener Schichten als Schlammabsätze zwischen den Riffen gedeutet werden. An manchen Stellen kann man auch sehen, wie sich Kössener Schichten seitlich mit Oberrhätkalk verzahnen (z. B. im oberen Schochental bei Holzgau). Der Gesteinswechsel spiegelt dort direkt die unterschiedliche Struktur des alten Meeresbodens wider. Berggipfel aus „Oberrhätkalk" sind meist klotzig (Glasfelder Kopf, Schochen und Lachenkopf südöstlich vom Edmund-Probst-Haus, Strahlkopf bei Holzgau). Auch tiefverkarstete Felsflächen kommen vor (Kuhplattenalp im Obertal, im Quellgebiet der Ostrach).

Generell wiegen unter den Triasablagerungen des Allgäus felsbildende Gesteine bei weitem vor.

Ganz anders der Jura. Seine Schichtenfolge

oben	Malm	Aptychenschichten
		————Radiolarite (Hornsteinschichten)
	Dogger	
Jura		
		————Allgäuschichten
		(= Fleckenmergel)
	Lias	
unten		Roter Unterliaskalk

besteht vorwiegend aus dünnbankigen, tonigen Kalken (Mergelkalken), die zu fruchtbaren Böden verwittern und dem Pflanzenwuchs selbst in hohen Lagen und an steilen Hängen ein gutes Fortkommen gestatten. Sie bauen die berühmten Allgäuer Grasberge

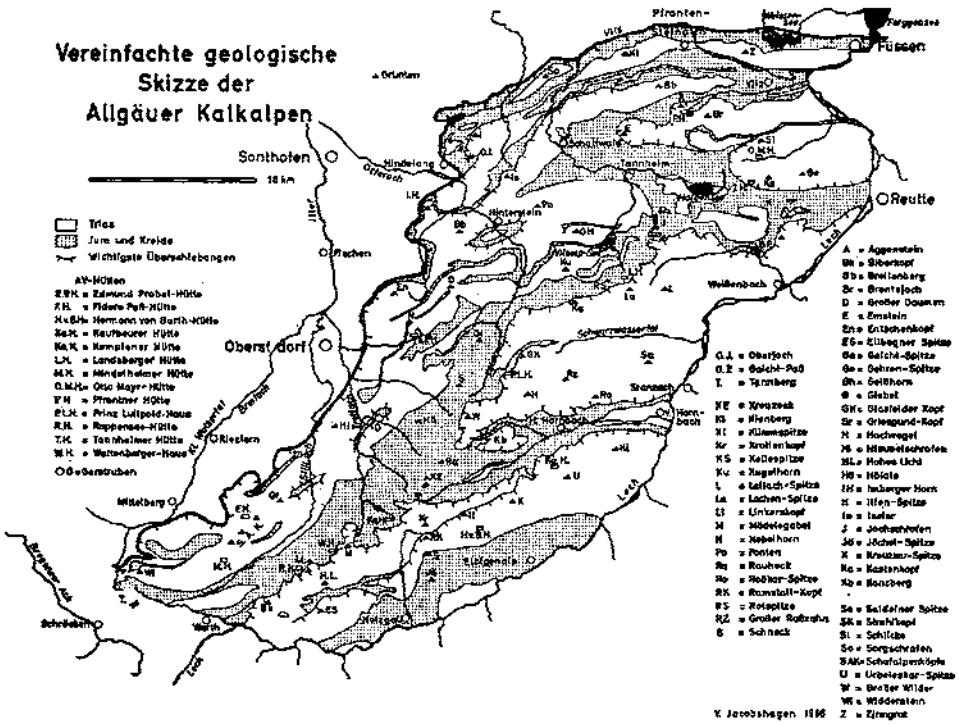


Abbildung 1

auf, von denen einige unter Pflanzenkennern als Standorte einer besonders reichhaltigen Alpenflora bekannt sind (Linserkopf, Höfats). Das charakteristische Krummholz auf Juragesteinen ist die Grünerle *(Alnus viridis)*.

Der rote Unterliaskalk bildet meist nur einen schmächtigen Saum an der Basis der Juraschichten, fällt aber wegen seiner Farbe leicht ins Auge. Oft deuten Berg- oder Flurnamen darauf hin: Rotwand nördlich Elbigenalp, Roter Stein bei Vils, Rote Wand bei Füssen. An den beiden zuletzt genannten Stellen ist übrigens der gesamte Jura als Rotkalk entwickelt. Er vermag den Liebhaber von Versteinerungen hier und da durch einen Donnerkeil (Belemnit) oder ein Ammonshorn, häufig auch durch runde oder fünfeckige Stielglieder von Seelilien (Crinoiden) zu erfreuen.

Die Allgäuschichten (auch Allgäuschiefer oder Fleckenmergel genannt) sind neben dem Hauptdolomit das verbreitetste Gestein der Allgäuer Alpen. Mit annähernd 1500 Me-

tern südöstlich Oberstdorf und bei Elbigenalp schwellen sie in den südlichen Allgäuer Kalkalpen zu extrem hohen Mächtigkeiten an. Sie bedingen in diesen Gebieten fruchtbare Almen und Bergwiesen und bauen breite, pyramidenförmige Berggipfel auf (Linkerskopf, Fürschießer, Kreuzeck, Rauheck bei Oberstdorf). Der Name „Fleckenmergel" rührt von dunklen Flecken und Bändern im Gestein her. Man weiß heute, daß sie ursprünglich Grabgänge von Würmern im Meeresschlamm waren, vom Kot ihrer Bewohner erfüllt. Um eigentliche Mergel (Kalk-Ton-Gemisch zu etwa gleichen Teilen) handelt es sich meist nicht, sondern um unreine Kalke, die stellenweise versteinerte Ammonshörner und Muscheln enthalten. Die Allgäuschichten und Fleckenkalke wittern schmutziggelb- oder braungrau an. Diese Farbe hat zu Recht drastischen Flurbezeichnungen Anlaß gegeben, zumal dort, wo Wiesen oder Weidegelände immer wieder mit Schutt vermurt werden (z. B. Scheissertal bei Hinterhornbach, Fürschießer). Felswände aus Allgäuschichten sind meist recht brüchig und für den Kletterer uninteressant oder unerfreulich (Faulewand und Marcher Loch im Hornbachtal, Bacherloch bei Oberstdorf).

In der Serie der Allgäuschichten fallen die sogenannten „Manganschiefer" besonders auf, Mergelschiefer, die mit Manganerzen oder Bitumen durchtränkt sind, beides aber leider nicht in wirtschaftlich nutzbarem Ausmaß. Am besten sind diese Gesteine auf der „Schwarzen Milz" am Heilbronner Höhenweg zu beobachten, wo sie auch kleine Bergkristalle enthalten. Da sie weicher sind als die Fleckenkalke, fallen sie rascher der Verwitterung und Abtragung zum Opfer, so daß in ihnen oft Joche (z. B. Himmeleck- und Älpelesattel bei Oberstdorf, Gumpensattel bei Holzgau) oder Hangverflachungen (Hirenalp, Krautersalpe bei Oberstdorf, March bei Hinterhornbach) entstanden sind.

An der Obergrenze der Allgäuschichten trifft man gebietsweise einen im Aussehen an Granit erinnernden Kalk, der fast ganz aus glitzernden Kalkspatkristallen besteht. Beim näheren Hinschauen erweisen sich diese fast ausschließlich als Skelettreste oder -trümmer von Seelilien, Seeigeln u. ä. (Echinodermen-Spatkalke). Diese Spatkalke können recht kompakt und mächtig werden, z. B. beiderseits des Oytals oder im Höhenbachtal oberhalb Holzgau. Stellenweise bilden sie bizarre Felstürme und Zacken (Kluppenköpfe im Nordgrat der Höfats).

Die Radiolarite fallen durch die rote (auch schwarze oder tiefgrüne) Farbe ihrer gleichmäßig dünngebauten Hornsteinlagen besonders auf. Die Rotspitze bei der Landsberger Hütte, der Rotkopf am Schneck, das Rote Loch an der Höfats oder die Rothornspitze bei Holzgau leiten ihre Namen von diesem sehr harten Gestein her, das fast ganz aus Kieselsäure besteht und daher früher als Wetz- und Feuerstein verwendet wurde. Die Kieselsäure stammt aus den Skeletten unzähliger winziger Strahlentierchen (Radiolarien), die man allerdings nur unter dem Mikroskop und nur in geeigneten Proben sichtbar machen kann. Die Strahlentierchen leben — im Wasser treibend — in offenen Meeren. Von ihrer Schönheit hat einst Ernst Haeckel in seinem Werk „Kunstformen der Natur" (1899—1903) wunderbare Beispiele gegeben. Mit 15 bis 25 Metern Mächtigkeit bilden die Radiolarite nur ein schmales Band zwischen den Allgäuschichten unten und den Aptychenschichten darüber.

Die Aptychenschichten bestehen vorwiegend aus hellen, recht dünnbankigen Kalken, die Hornsteinknollen enthalten können. Sie bauen unter den Grasbergen des Allgäu die verwegenen Zacken und scharfen Grate auf (Höfats, Schneck, Giebel), die den Bergsteiger zum Teil vor sehr schwierige Aufgaben stellen (Rädlergrat, Schneck-Ostwand, Seilhenker-Ostwand). Ihre Namen tragen diese Schichten nach muschelähnlich aussehenden Deckeln von Ammonshörnern (Aptychen) oft von einigen Zentimeter Größe. Nach oben werden die Aptychenschichten mergelig-schieferig. Dieser Teil entstammt der Kreidezeit.

Ablagerungen der Kreidezeit sind in den Allgäuer Kalkalpen nicht sehr verbreitet, abgesehen vom nördlichen Randbereich zwischen Hindelang und Füssen.

Im Tannheimer Tal, im Bernhardstal bei Elbigenalp und beiderseits Holzgau werden die Aptychenschichten von dunklen Kreideschiefern (lokal auch „Tannheimer Schichten"

genannt) überlagert, die schmutzig grüngrau verwitterten (gut zu beobachten an der Höhenbachbrücke am Nordausgang von Holzgau).

Am Nordsaum der Allgäuer Kalkalpen zwischen Hindelang und Füssen kennt man keine Kreideschiefer; hier trifft man Konglomerate und Mergel, die um die Mitte der Kreidezeit („Cenoman") abgelagert worden sind.

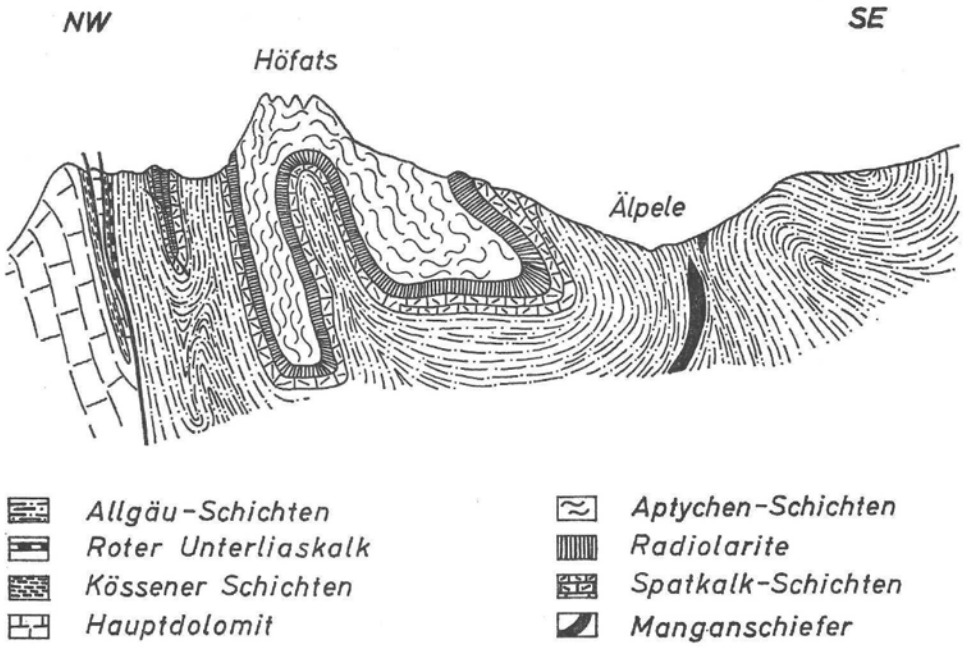


Abb. 2. Geologischer Querschnitt durch die Höfats (vereinfacht aus Jacobshagen, 1961)

Die Verbreitung der beschriebenen Schichtgruppen ist in einer sehr vereinfachten Kartenskizze (Abb. 1) dargestellt, aus der man zugleich die Verteilung von Felsgipfeln (Trias) und Grasbergen (Jurakreide) ablesen kann. Zur genauen Information sind geologische Spezialkarten notwendig, von denen die wichtigsten am Schluß zusammengestellt sind.

Der vielfache Wechsel im Landschaftsbild der Allgäuer Kalkalpen ist dadurch bedingt, daß die Schichten nicht mehr in der beschriebenen Reihenfolge übereinander liegen, sondern gefaltet worden sind, so daß sie heute an der Erdoberfläche nebeneinander anzutreffen sind. Davon kann man sich an jedem geologischen Querschnitt (Profil) überzeugen.

Die Strukturen eines Faltengebirges müssen im allgemeinen aus geologischen Karten und Vermessungen von Schichtlagen rekonstruiert werden. Die großartigen Aufschlüsse des Hochgebirges erlauben es jedoch, manches davon direkt zu beobachten. Dabei zeigt sich dann, daß die Bauformen in den einzelnen Schichtgruppen recht verschieden sind. In den relativ weichen und daher gut faltbaren Gesteinen des Jura sind oft auf engem Raum sehr verwickelte Faltenbilder entstanden. Besonders augenfällig sind solche Kleinfalten in den Allgäuschichten des Sperrbachtobels, durch das der Weg von Oberstdorf zur Kemptener Hütte führt. Größere Falten sind im Gebiet der Juragesteine meist durch Pflanzenwuchs verschleiert; es gibt aber auch davon einige großartige Beispiele, so die Westseite der Rotspitze bei der Landsberger Hütte oder den Nordwestgrat des Rauhecks (vom Bettlerrücken zu sehen); vor allem aber die Gerstrubener Flanke der Höfats, wo der Faltenbau

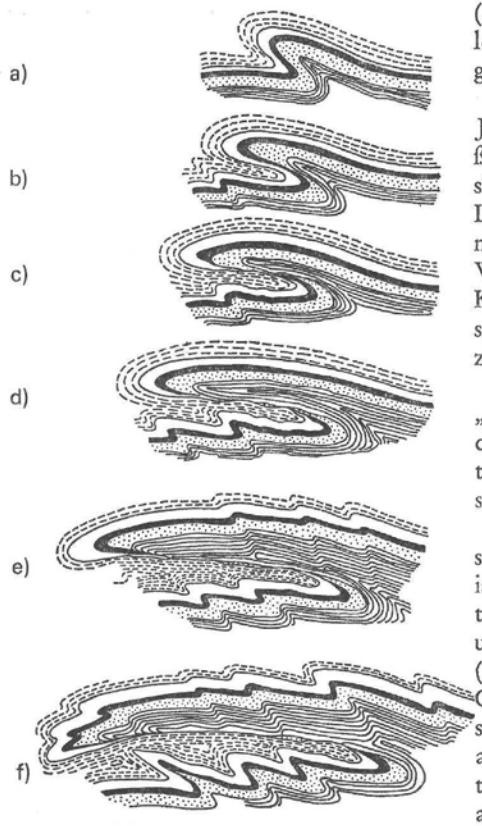


Abb. 3. Entstehung von Überschiebungsdecken aus überkippten Falten durch Zerscherung des sog. Mittelschenkels (nach Albert Heim, 1922)

(Abb. 2) am Verlauf der roten Radiolarite leicht abgelesen werden kann (etwa vom Kegelkopf oder von der Krautersalpe aus).

Der Hauptdolomit ist viel steifer als die Juraschichten. Hier kann man nur mit größeren Falten rechnen, wie sie geradezu klassisch schön im Wiedemer Kopf beim Prinz-Luitpold-Haus hervortreten, aber auch an manchen anderen Stellen (z. B. Südhang des Wilden Manns am Heilbronner Höhenweg). Kleinere Falten wie in Fuchskar- und Kesselspitze (beim Prinz-Luitpold-Haus) gehören zu den Seltenheiten.

Noch weniger biegsam sind der kompakte „Oberrhätkalk" und der Wettersteinkalk, in denen nur hier und da ein weitspanniger Faltenwurf entstand, häufiger sind in diesen Gesteinen Bruchstörungen.

Der seitliche Zusammenschub der Erdschichten, der die Faltung hervorgerufen hat, ist vielerorts so heftig gewesen, daß die Falten an stark beanspruchten Stellen zerrissen und übereinandergeschoben worden sind (Abb. 3). Das geschah vor allem an den Grenzen zwischen Gesteinsschichten unterschiedlichen mechanischen Verhaltens, z. B. an der Trias-Jura-Grenze. Eine der berühmtesten Überschiebungen der Nördlichen Kalkalpen ist die des Allgäuer Hauptkamms und der Hornbachkette; hier ist Hauptdolomit über Allgäuschichten geschoben worden. Man kann diese Überschiebungen vom Biberkopf bis ins Hornbachtal mühelos verfolgen: Überall heben sich die hellen Hauptdolomitfelsen klar über den dunkleren, meist begrünten Juragesteinen ab. Am weitesten nach Norden reicht die Überschiebung des Allgäuer Hauptkamms heute im Krottenspitzengrat und im Grat der Mädelegabel (Abb. 4), wo ca. fünf Kilometer Schubweite direkt abgelesen werden können.

Noch vor fünfzehn Jahren nahm man allgemein an, daß die Überschiebung des Allgäuer Hauptkamms ursprünglich (d. h. in der jüngeren Kreidezeit, vor rund 100 Millionen Jahren) viel weiter nach Norden gereicht hat, nämlich mindestens bis an den heutigen Kalkalpennordrand bei Hindelang. Bei der Heraushebung der Alpen zum Hochgebirge seit dem Eiszeitalter sei aber der größte Teil der überschobenen Gesteinsmasse (Decke) verwittert und abgetragen worden, so daß heute Reste davon nur noch entlang dem Kalkalpennordrand, in den Tannheimer Bergen und im Gebirge südlich des Tannheimer Tals und des Ostrachtals zu finden seien. Im Süden sollte der Hornbach sein Tal durch diese Decke, die Lechtaldecke genannt wurde, hindurch in den Untergrund aus Allgäuschichten eingenagt haben. Die im Innern einer Überschiebungsdecke lokal freigelegte Unterlage wird als „Fenster" bezeichnet, man sprach demnach vom „Hornbachfenster".

Die Existenz derartiger Überschiebungsdecken ist in vielen Kettengebirgen der Erde nachgewiesen, auch in den Alpen. Es hat sich aber in neuester Zeit gezeigt, daß innerhalb

der Allgäuer Kalkalpen Deckenschübe solchen Ausmaßes nicht stattgefunden haben. Keine der zahlreichen Überschiebungen, von denen in Abb. 1 nur die allerwichtigsten eingetragen worden sind, hat eine Förderweite größer als fünf bis sieben Kilometer.

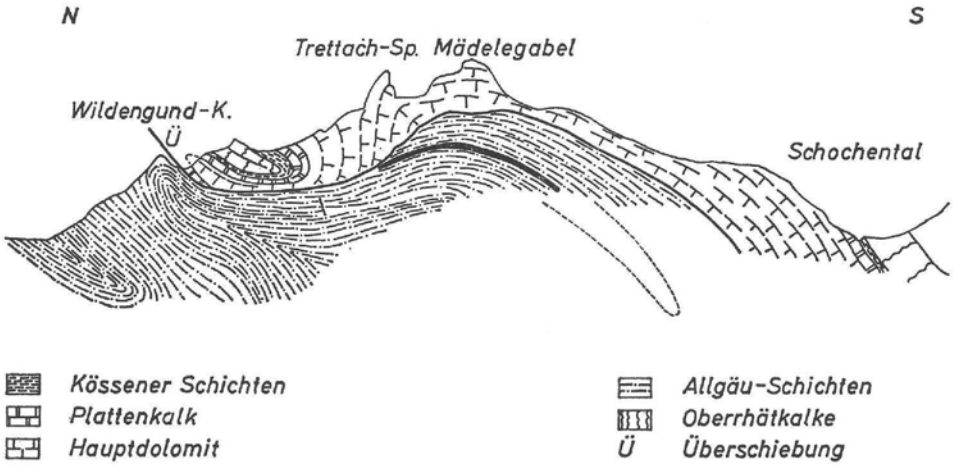


Abb. 4. Geologischer Querschnitt durch die Mädelegabelgruppe

Im Hornbachgebiet waren die Hauptdolomitgipfel auf der Nordseite (Wilden, Hochvogel, Roßkargruppe) — obschon ebenfalls auf Allgäuschichten überschoben — niemals mit der Hornbachkette verbunden. Sie sind vielmehr als besondere Schubmasse von Norden nach Süden der Hornbachkette entgegenbewegt worden. Der Hauptdolomit des Kanzbergplateaus, der heute isoliert auf den Allgäuschichten liegt, war früher über das heutige Jochbachtal hinweg mit dem Wilden—Hochvogel verbunden. Diese Auffassung hat zwar

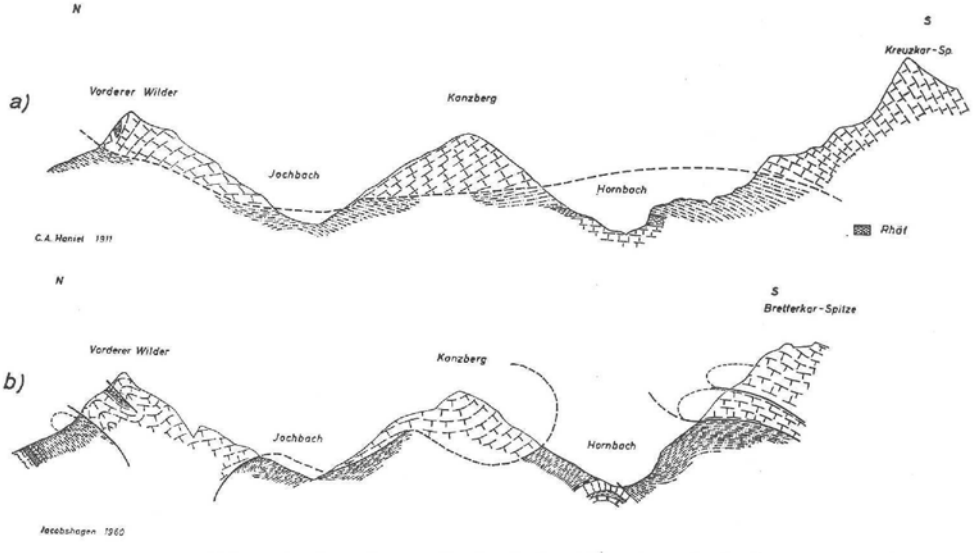


Abb. 5. Geologische Profile durch das Obere Hornbachtal
a) alte Auffassung („Hornbachfenster") nach C. A. Haniel, 1911
b) neue Auffassung (nach Jacobshagen, 1961)

unter den Fachleuten noch namhafte Gegner, die Mehrzahl der Kalkalpengeologen hat sich ihr aber inzwischen angeschlossen. In ähnlicher Weise wird heute der Gebirgsbau auch der übrigen Allgäuer Kalkalpen analysiert. Man rechnet nicht mehr mit weiträumigen Decken, sondern mit lokaleren Schubmassen, die in verschiedene Richtungen bewegt worden sind („gebundene Tektonik") (Abb. 5). Immerhin sind näher am Nordrand der Allgäuer Kalkalpen kleinere Überschiebungs-„Decken" entstanden, innerhalb derer in tiefen Tälern tatsächlich echte Fenster geöffnet worden sind. Ein solches Fenster taucht bei Hinterstein unter dem Hauptdolomit von Breitenberg—Rotspitze hervor (D. Richter 1961, 1964). Ein weiteres Fenster ist das von Gerstruben bei Oberstdorf, dessen Juragesteine nach Südwesten unter dem Himmelsschrofenkamm hindurch über Spielmannsau ins Stillachtal (Griesgrund) verfolgt werden können (J. Westrup 1966).

Es ist in unserem Rahmen nicht möglich, den Gebirgsbau der Allgäuer Kalkalpen regional zu erläutern, nicht einmal in groben Zügen. Vor allem der Kalkalpennordrand und die Tannheimer Berge würden eine umfangreiche Besprechung erfordern. Ziel dieser Ausführungen war es vor allem, das Augenmerk des Bergsteigers oder Bergwanderers auf die mannigfachen Verbindungen zu lenken, die zwischen der heutigen Landschaft der Allgäuer Kalkalpen und dem geologischen Bau des Untergrundes bestehen, auf die sichtbaren Strukturformen eines vertrauten Kettengebirges, und dabei die prinzipiellen Probleme anzudeuten, die sich derzeit bei Erforschung des Gebirgsbaues stellen. Dafür boten sich die Verhältnisse in den südlichen Allgäuer Alpen besonders an, vor allem der Bereich des diesem Jahrbuch beigegebenen Ostblattes der „Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen 1:25.000".

Auf die Ursachen der Entstehung eines Kettengebirges einzugehen, erübrigt sich hier, da die heutigen Vorstellungen darüber erst unlängst in diesem Jahrbuch referiert worden sind (H. J. Schneider 1963).

Für diejenigen Leser, die sich eingehender mit der Geologie der Allgäuer Kalkalpen befassen möchten, sei abschließend auf einige wesentliche Veröffentlichungen verwiesen:

Schriftenverzeichnis

Ampferer, O., und W. Hammer: Geologischer Querschnitt durch die Alpen vom Allgäu zum Gardasee. — Jb. k. k. Geol. Reichsanst., 61, 531—710, Wien 1911.

Bauberger, W.: Zur Geologie des bayerischen Gebietes östlich der Osterach von Bad Oberdorf bis zum Giebel. — Beih. Geol. Jb., 48, 5—43, Hannover 1963 (K).

Custodis, A., und P. Schmidt-Thomé.: Geologie der bayerischen Berge zwischen Hindelang und Pfronten im Allgäu. — N. Jb. Mineral. usw., Beil.-Bd. 80, Abt. B, 307—463, Stuttgart 1939 (K).

Frey, G.: Allgäuer Grasberge. — Jb. OeAV, 88, 26—34, München 1963.

Hamann, P. J., und C. W. Kockel: Luitpoldzone, Bärgündele und das Ende der Lechtaldecke. — Geol. Rdsch., 45 (2), 204—213, Stuttgart 1956.

Haniel, C. A.: Die geologischen Verhältnisse der Südabdachung des Allgäuer Hauptkammes und seiner südlichen Seitenäste vom Rauhgern bis zum Wilden. — Z. Deutsch. Geol. Ges. 63, 1—37, Berlin 1911.

Haniel, C. A., und M. Richter: Geologischer Führer durch die Allgäuer Alpen südlich von Oberstdorf. — 32 S., München (Piloty & Loehle) 1929 (K).

Heissel, W.: Geologie der Vilser Alpen. — Jb. Geol. Bundesanst., 87, 235—273, Wien 1937 (K).

Henkel, S.: Geologie des Rappenalpentales und des Gebietes um Lechleiten. — 53 S., Diss. F. U. Berlin 1960 (K).

Huckriede, R., und V. Jacobshagen: Ein Querschnitt durch die Nördlichen Kalkalpen (Oberstdorf—Pertneu). — Z. Deutsch. Geol. Ges., 109, 1957, 373—388, Hannover 1958.

Hückel, B., V. Jacobshagen und W. Stengel-Rutkowski: Über den Bau des Allgäuer Hauptkammes und der Hornbachkette (Nördliche Kalkalpen). — Z. Deutsch. Geol. Ges., 112 (1), 91—104, Hannover 1960.

Jacobshagen, V.: Der Bau der südöstlichen Allgäuer Alpen. — N. Jb. Geol. Paläont., Abh., 113, 153—206, Stuttgart 1961.

v. Klebelsberg, R.: Geologische Bergnamen in den Alpen. — Mitt. DuOeAV 1937, 1—37, Wien 1937.

v. Klebelsberg, R.: Außerferner Geologie. — Schlern-Schr., 3 (Außerferner Buch), 9—23, Innsbruck 1955.

Reum, H.: Zur tektonischen Stellung des Falkensteinzuges am Nordrand der östlichen Allgäuer Alpen. — Z. Deutsch. Geol. Ges., 113, 1961, 507—534, Hannover 1962.

Richter, D.: Geologischer Bau und tektonische Stellung des Hintersteiner Fensters in den Allgäuer Alpen. — Z. Deutsch. Geol. Ges., 113, 1961, 150—160, Hannover 1962.

Richter, D.: Geologie der Allgäuer Alpen südlich von Hindelang. — Beih. Geol. Jb., 48, 45—128, Hannover 1966 (K).

Richter, M.: Geologischer Führer durch die Allgäuer Alpen zwischen Iller und Lech. — 224 S., Berlin (Borntraeger) 1924.

Schneider, H. J.: Der Bau des Wetterstein- und Mieminger Gebirges im Lichte von 100 Jahren geologischer Forschung. — Jb. OeAV, 87, 77—94, München 1962.

Schüler, B.: Geologie der Berge südlich von Mittelberg im Kleinen Walsertal. — 103 S., Diss. F. U. Berlin 1958 (K).

Westrup, J.: Das Gerstrubener Fenster in den Allgäuer Kalkalpen und seine Umgebung. — Unveröff. Dipl.-Arbeit, Marburg 1966.

Zacher, W.: Zur tektonischen Stellung der Vilser Alpen. — Z. Deutsch. Geol. Ges., 113, 390—408, Hannover 1962.

Geologische Karten

Geologische Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen 1:25.000 *(Haniel — M. Richter).* München (Piloty & Loehle) 1928.

Geologische Karte von Bayern 1:25.000, Bl. 8429 Pfronten und 8430 Füssen *(Zacher).* München (Bayer. Geol. Landesamt) 1964.

Geologische Karte des Osterachgebietes 1:25.000 *(Zacher).* München (Bayerische Landesstelle f. Gewässerkde.) 1964.

Geologische Karte der Republik Österreich 1:75.000, Bl. Lechtal *(Ampferer).* Wien (Geol. Reichsanstalt) 1914.

Geologische Karte von Bayern 1:100.000, Bl. 662 Füssen *(Schmidt-Thomé).* München (Bayer. Geol. Landesamt) 1960.

Außerdem Spezialkarten in den mit (K) versehenen Arbeiten des Schriftenverzeichnisses.

Anschrift d. Verf.: Dozent Dr. Volker Jacobshagen, D-355 Marburg/Lahn, Gabelsbergerstraße 15.

Die Namen der Allgäuer Bergwelt

mit Ausblicken auf die Nachbarschaft

THADDÄUS STEINER

1. Die Mundarten des Kartengebietes

Allgäuer und Lechtaler Alpen, geographisch durch das Lechtal geschieden, werden durch die Eigenart ihrer Berg- und Flurnamen noch stärker getrennt, mehr als man nach ihrer räumlichen Nachbarschaft vermuten möchte. Wer mit den Menschen dieser Landschaften in Berührung gekommen ist, wird schon an ihrer verschiedenartigen Mundart erkannt haben, daß hier auf engem Raum Mannigfaches zusammengetroffen ist. Das Bairische des Tiroler Lechtales hebt sich scharf ab vom Niederalemannischen in den Allgäuer Bergtälern, wo langes *i* und *u* aus der Zeit des hohen Mittelalters bis heute in der lebendigen Sprache bewahrt wurden, wenn auch auf der Karte dafür weitgehend die hochdeutschen Lautformen eingesetzt sind.

Vereinzelt finden wir auch auf den Karten noch die Spuren dieses bewahrsamen Zustandes: So bei der W i b e r t r i f t in der Westflanke des Kegelkopfes — das war das ungefährliche Weidegebiet, in dem man auch die Weiber (= Frauen) das Vieh treiben lassen konnte — oder „bei der Pließ" im Traufberg (-ie- steht für langes *i*). Die bairische Lautung des gleichen Wortes begegnet uns auf der Lechtaler Seite als Pleis oder Pleisle, mehrfach etwa in den Südflanken der Rotwand und des Häselgehrberges. Beim derben Namen Schießer = Schiesser (die K. zeigt beide Schreibungen nebeneinander) in der Westflanke des Fürschießers, südlich von Spielmannsau, ist die hochdeutsche Form wohl mit Absicht vermieden worden.

Das im alten Deutsch lange *u*, von den Oberstdorfern als langes *ü* gesprochen, ist nur noch beim K r u t a c h g e r e n (im Dietersbacher Tal, NO-Flanke des Kegelkopfes) stehengeblieben, dagegen nicht im Namen der jenseits des Grates, auf der Südseite liegenden „K r a u t e r s a l p", gesprochen „Krütetsalb". Beide Namen weisen auf den krautigen Bewuchs der Hänge hin. In dem verballhornten Namen „Tiefe Halde", ma. Tüfehalde, steckt der gleiche P f l a n z e n n a m e wie in T a u f e r s b e r g, nämlich *tüfe*, „Legföhre, Latsche" (s. Kap. 3; beide Namen am Westrand des Westblattes). Dasselbe Wort blieb auf der Karte des Arlberggebietes im Namen T u f i s b o d e n oberhalb des Weilers Gehren unverkennbar erhalten. Dort mag es auf die Walser und ihre Mundart zurückgehen, deren Siedlungsbereich unser Kartenblatt an seinem Westrand gerade noch streift.

Mit dem Walserischen begegnet uns die dritte Mundart unseres Raumes, vielleicht die bewahrsamste von allen. Sie ist ein Zweig des Hochalemannischen (worunter man gemeinhin das Schweizerische versteht). Trotz ihrer Verwandschaft zur Mundart des Oberallgäus unterscheidet sie sich allein im Klang schon so scharf, daß Allgäuer und Walser sich wohl schon an einem einzigen beliebigen Wort gegenseitig zu erkennen vermögen. Der Name „In der F ü r p f a n n e" (= „Feuerpfanne") etwa, den das Westblatt hart an der Landesgrenze beim Schigebiet am Schönblick verzeichnet, kann nur von Walsern geprägt sein. Abgesehen davon, daß der Allgäuer Fuirpfanne sprechen würde, hat dieser überhaupt ein anderes Wort. Das Pfannhölzle am Nebelhorn oder die Pfannhölzer in der Daumengruppe bei Hinterstein zeigen, welchen Vergleich der Allgäuer bevorzugt.

Das Schwäbische des unteren Lechtales reicht als vierte Mundart in den Nordteil des Ostblattes herein. Es ist zwar der Sprache des Oberallgäus am nächsten verwandt, doch hat es die *û* und *î* zu *au* und *ei* gewandelt. Seine Eigenart ist in den spärlich vertretenen Namen nicht so leicht zu fassen, gegenüber dem Lechtalischen am ehesten noch in den Mengenbezeichnungen (Kollektiva) auf *-ach*, also in Namen wie Durrach, Grubach und Errach in der Roßzahngruppe, die sich deutlich von den tirolischen Durrig, Birchig, Holderlig, Lobig[1] und Plattig im Bereich der Hornbachkette unterscheiden.

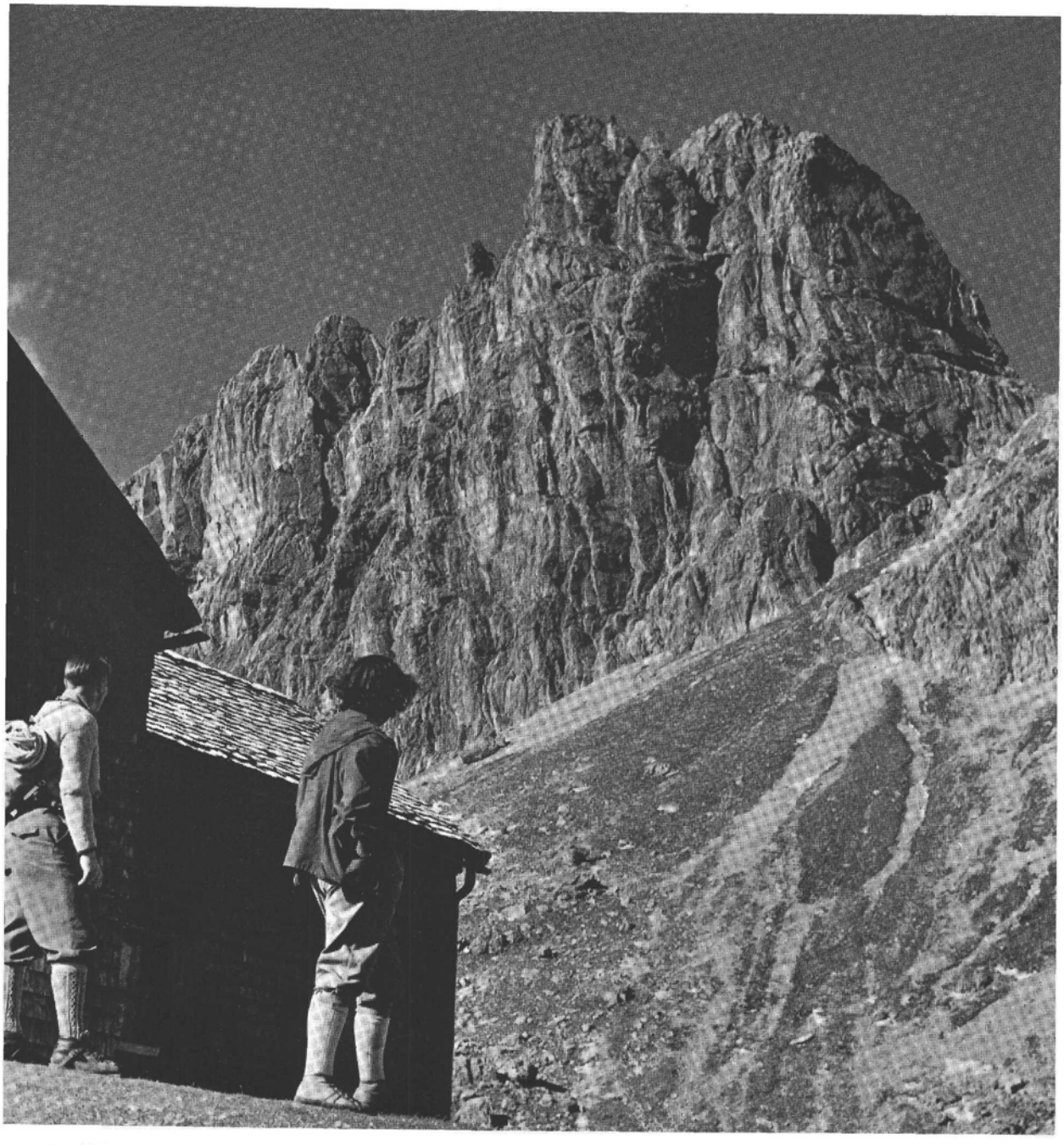
Das Eible im Schwarzwassertal hebt sich vom bairischen Äule oder Eyle (beide am Schwemmkegel des Griesbaches, auf dem Unter Griesau liegt) mit seinem b- ab, andererseits vom Oibele bei Oberstdorf (fehlt in der Karte), dessen *oi*-Laut in „Oytal", „Meyers Oy" oder „Gebrgoibe" (Golfplatz) vertreten ist. Alle diese Formen stehen für hochdeutsches Au „Land am (im) Wasser" und seine Verkleinerungsformen.

Dieses Nebeneinander von vier verschiedenen Mundarten auf engem Raume ist das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung und heute nicht mehr überall so scharf ausgeprägt, wie es hier vereinfachend vorgeführt wurde.

2. Siedlung und politische Raumbildung

Erst seit gut 900 Jahren ist die Geschichte des alpinen Allgäus und des Oberlechtales urkundlich zu fassen. Die dürftigen vorgeschichtlichen Funde reichen nicht aus, ein klares Bild von der Frühzeit unseres Raumes zu gewinnen. Vordeutsche Namen sind, von der Südostecke des Ostblattes abgesehen, dessen Namenschatz noch von den Romanen des inneralpinen Siedlungsraumes mitgeprägt wurde, äußerst selten. Auf dem Westblatt fehlen sichere Spuren ganz, wenn auch der Name des Dörfleins Kornau, 1166: „Corneja", im 15. Jh. noch meist „Kornay" geschrieben, aus dem Deutschen bis jetzt noch nicht befriedigend erklärt werden konnte. Am westlichen Rand des Ostblattes, im Bereich der Gd. Hindelang, finden wir den Salober. Der Name kehrt wieder in der Alpe Salober bei Vils und am Tannberg zu Füßen des Karhorns[2]. Man wird ihn wohl im Zusammenhang mit anderen Spuren im Hindelanger Tal sehen müssen, wo der Ort Liebenstein ca. 1140 in fremdartiger Form belegt ist, doch gehen die Lesungen als Liubese[3], Liubesc[4] oder Liubosc[5] weit auseinander, erst fürs 14. Jh. ist die Form „Liubosten"[6] gesichert. 1451 lassen sich Familienname und Ortsname als „Lübost"[7] nachweisen. Diese Schreibweisen sind wohl Angleichungen an die Steigerungsform auf -ost, wie sie in der Schreibung „Obrostdorf" noch 1350 für Oberstdorf überliefert ist. Nach der Mundartform Luibischt[4] und der umstrittenen ersten Nennung kann eine vordeutsche Endung, etwa das weitverbreitete -asca-, das auch als -esca und -isca erscheint, zugrunde liegen[8]. Wenn das auf vorrömische Schichten zurückzureichen scheint, so denkt man an Romanisches im Namen Saldeiner Spitz, wie der Eckpfeiler zwischen Lech- und Schwarzwassertal heißt, der um 1500 im Jagdbuch Kaiser Maximilians als „Salbdoner" genannt wird. Wie der Name des Taneller (bei Heiterwang) trägt er den Ton auf der zweiten Silbe, ein Hinweis auf vordeutsche Herkunft und späte Übernahme. Man kann ihn etwa mit dem der Saladinaspitze bei Dalaas vergleichen oder mit dem Namen Saladina im Garneratal (Silvretta). Das Rätische Namenbuch weist drei Namen Saldein/Zaldein nach, die für einen Vergleich ebenfalls in Frage kommen könnten. Einer unerläßlichen Spezialuntersuchung kann hier freilich nicht vorgegriffen werden.

[1] Von Holder „Holunder" und Loob „Laub".
[2] Hierzu K. Finsterwalder im Jahrbuch 1956, S. 30.
[3] Monumenta Boica 22, 45.
[4] Kübler III, 576.
[5] Baumann, Geschichte des Allgäus, Kartenbeilage zu Bd. 1.
[6] Mon. Boic. 22, 146.
[7] Allgäuer Heimatbücher 7, S. 21 u. a.
[8] Vgl. K. Finsterwalder bei Leutasch, Jahrbuch 1964, S. 51.



Wolfebnerspitzen von der Hermann-von-Barth-Hütte (Aufn. Fritz und Eugen Heimhuber) Tafel III

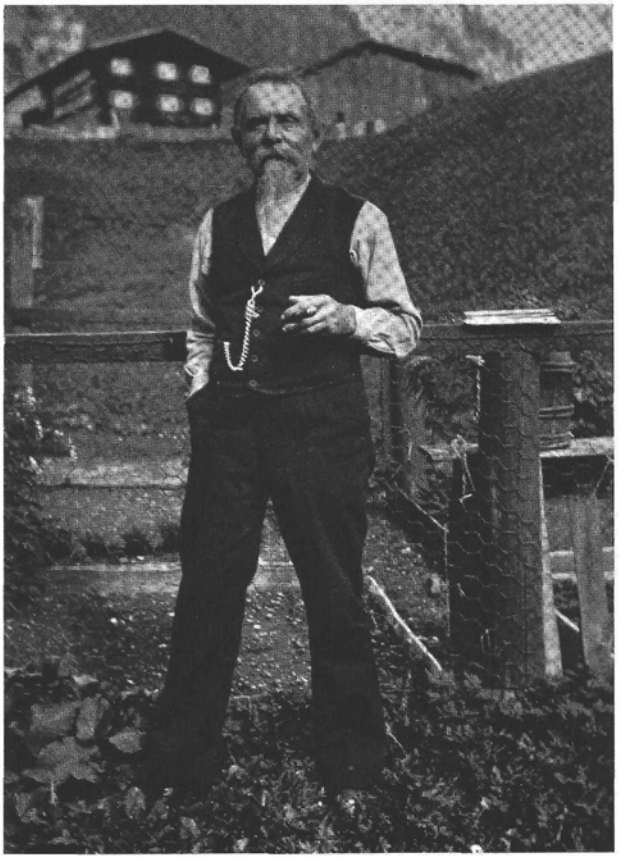
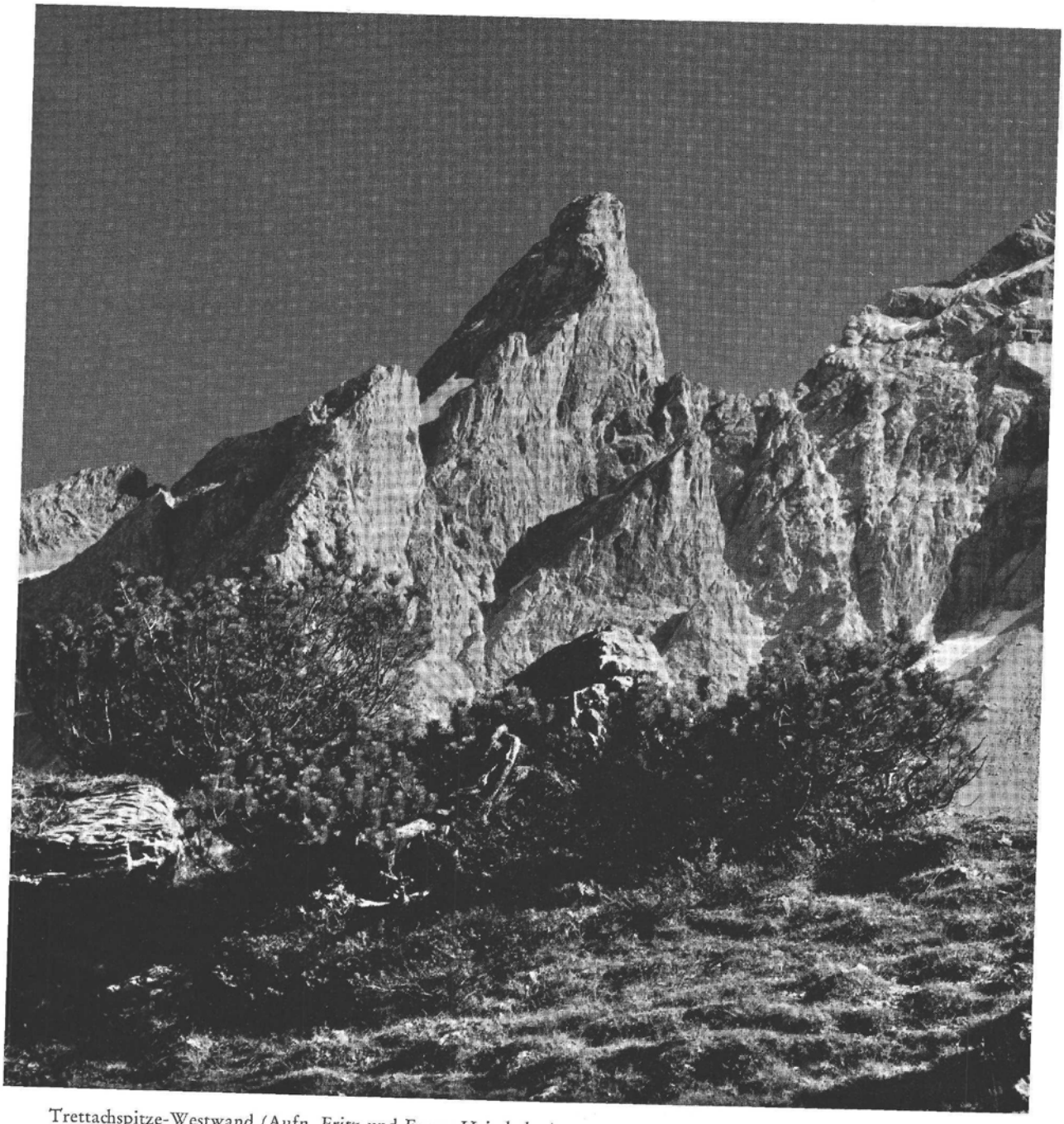


Bild links oben: Felix von Cube 1904 in Korsika (Aufn. Hans Schymik)
Bild rechts oben: Felix von Cube im Alter von 87 Jahren (Aufn. Hans Schymik)
Bild links unten: Josef Enzensperger (Aufn. Ernst Enzensperger)
Bild rechts unten: Bergführer Johann Baptist Schraudolph aus Einödsbach (Aufn. Ernst Enzensperger)

Tafel IV



Trettachspitze-Westwand (Aufn. Fritz und Eugen Heimhuber)

Schneck von Norden; links davon der Große Wilde (Aufn. Fritz und Eugen Heimhuber)

Das weitgehende Fehlen vordeutscher Namen darf bei der verkehrsabgewandten Lage unseres Raumes nicht wundern. Das Illerquellgebiet ist heute noch eine Sackgasse, aus der nur zu Fuß ein Weiterweg nach Süden möglich ist. Doch haben die Alemannen des Illertales diesen Weg beschritten. Von ihren Siedlungen — Altstätten, Sonthofen und Fischen sind durch Reihengräber als besonders alt ausgewiesen — drangen sie zur Jagd und auch mit ihrem Weidevieh in die Quelltäler vor und erreichten aus der Alpregion des Breitach- und Stillachtales das Tannberggebiet. Am Ende des Trettachtales war ihnen zunächst der Weiterweg versperrt, wie der Name Sperrbach deutlich zum Ausdruck bringt. Diese erste Raumbildung wird urkundlich faßbar durch jene Verleihung des Wildbannes, die im Namen des damals neunjährigen Königs Heinrich IV. an den Augsburger Bischof im Jahre 1059 erfolgte. Als Grenze des Gebietes, in dem der Bischof auf eigenem oder noch zu erwerbendem Besitz die wichtigen Jagd- und Forstrechte ausüben sollte, war nämlich im Oberallgäu genannt die Iller bis zur Breitachmündung („ad ostium Praitahe"); aus diesem Illerquellfluß verlief die Linie weiter „ad apicem Gemeinen gunbet", einem Gipfel über dem „gemeinen Gund", den ein Kopist des 16. Jh. als Bärgunt identifiziert, was auch heute noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat[9]; weiter über den bekannten Widderstein („Widerostein"), oberhalb Ünschen („super Eunoschin") zum Spitzigen Stein („ad Durechelenstein")[10] und geradewegs weiter zum Geißbachursprung bei der Auenfeldalpe oberhalb Lech („tramite in Geizpah") und diesen abwärts in den Lech, im Lech zurück bis zum Ausgangspunkt Spötting bei Landsberg. Die in der Urkunde angegebenen Namen verraten eine detaillierte Kenntnis des Geländes, der Name „Gemeinen gunbet" läßt schon auf alpwirtschaftliche Nutzung schließen.

Der Vorstoß der Allgäuer nach Süden hatte wohl bis zum Schwabbrunn (1422 „Swabbrunn") südlich von Zürs gereicht und war dann nach Osten umgebogen, wo man, das unzugängliche Lechtal meidend, über die Kämme hinweg noch zwei Täler beweidete. Ein Güterverzeichnis des Klosters Weingarten aus der 2. Hälfte des 13. Jh. (1269?) nennt dort die Alpen „Crapah, Oberpopah, Westerpopah, Hovakir, Geispuohil"[11], die vom Klosterhof „Zunberc" aus (heute Zaumberg, hoch über dem Alpsee bei Immenstadt) bewirtschaftet wurden. Dieser Hof wird erstmals in einer Papsturkunde von 1143 als „Zunberch cum suis appendiciis" genannt[12]. Ob freilich damals zu seinen „Anhängseln" schon die obigen 6 Alpen gehörten, wissen wir nicht. In den -gump-Namen dieses Alpenbezirkes (Birchets Gump, Furmesgump, Kalbe- und Ochsengümple) finden wir Entsprechungen des Allgäuer Wortes Gund. Früh schon geriet dieser entlegenste Außenposten in andere Hände. Geißbühel wurde walserisch. Die Wester (Wöster) kam 1368[13] an Bregenzer Bürger, später an Dornbirn. Im Krabachtal hatten sich schon vor 1403 Lechtaler festgesetzt[14], und 1555 kamen „Krappach und Pirchergump" durch Kauf an die Großgemeinde im Lechtal[15]. Dieses Gebiet war für die Lechtaler als Nutzungsraum übrig-

[9] Diesen Gund mit Sander I, 70 und Miedel (Archiv f. Gesch. d. HSt. Augusburg 4, 1912. S. 100) als den Warmatsgund zu identifizieren, geht nicht an, zumal Miedels scheinbare Beweisführung von falschen Voraussetzungen ausgeht. Zösmairs Ansicht (Die Bergnamen Vorarlbergs, Dornbirn 1923. S. 7), der Zwerengund mit dem Gundkopf sei gemeint, greift ein ganz uncharakteristisches Gebiet heraus. Beide Annahmen übersehen, daß bei einem stark verzweigten, die Richtung mehrfach um 90 Grad ändernden Gebirgszug mit über 20 Kilometer Länge, mindestens eine formelhafte Wendung „per summitatem monitum" oder dgl. zu erwarten wäre. Außerdem hätte man den Abstand der Grenzpunkte nördlich und südlich des Widdersteins völlig ungleich gewählt.

[10] Die letztgenannten Orte hat K. Finsterwalder im Jahrbuch 1956, S. 21, überzeugend lokalisiert.

[11] Wirtembergisches Urkundenbuch Bd . 4, Anhang S. 45.

[12] ebd. Bd. 2. 20.

[13] Ldb. 836.

[14] Ldb. 591.

[15] Ldb. 592.

geblieben, denn die anderen südlichen Seitentäler waren bereits vom Inntal aus genutzt oder besiedelt.

Die Besiedlung des Oberlechtales selbst liegt im dunkeln, bei der Grenzziehung 1059 dürfte es menschenleer gewesen sein. In den 1288 einsetzenden Rechnungen des Imster Richters tauchen laufend Steuern der „homines de Lico" oder „apud Licum", also der „in dem Lechtal"[16] auf, die der Gerichtsgewalt des Tiroler Landesfürsten unterstehen und daher auch aus dem Inntal bei Imst bzw. dem Stanzertal eingewandert sein werden. Neben ihnen müssen noch andere Leute dort gesessen haben (Schwaben oder Walser?), die sich 1348 dem Tiroler Landesfürsten unterwarfen und gemeinsam mit allen anderen damals dem Gericht Ehrenberg unterstellt wurden[17]. Damit war der erste Schritt zur Einheit getan, aber noch waren hier die Montforter Konkurrenten Tirols, die ihre Ansprüche auf das Lechtal erst im Vertrag von 1485 aufgaben. Er nennt erstmals für unser Gebiet wieder neue Bergnamen: „... in Gauchspitz antzufachen vnd vom Gauchspitz in den vordristn Krottenkoph vnd vom Kroptenkoph in Alpetinsspitz in erstn vnd vom erstn in andern vnd dritten Alpetinsspitz vnd da dannen in Hornpachspitz, vom Hornpachspitz in hechsten Medelinspitz, aus dem Medelinspitz in den hechsten Rappnkoph, aus dem Rappnkoph in das Biberhorn am hechsten, aus dem Biberhorn oben auf Haldenwang auf Egg, da dannen in den Widerstain, aus dem Widerstain in Hochennyffer"[18]. Von diesen Bergen erkennt man unschwer den heutigen Hochifen, den Biberkopf, die Rappenköpfe und die Mädelegabel wieder. Der Hornbachspitz von 1485 dürfte mit der heutigen, unscheinbaren Hornbachspitze nichts zu tun haben[19]. Im Kaufvertrag von 1564 überläßt der Montforter dem Bischof von Augsburg seine Rechte östlich der Iller bis zu der obengenannten Grenze, und jetzt heißt es an Stelle der Hornbachspitze „in Hochen Vogel". Vorher ist als neuer Grenzpunkt angegeben die Lerchenwandt = L ä r c h w a n d des Ostblattes, in deren Westflanke noch heute eine einsame Lärche steht, und nur noch ein Alpatinspitz wird genannt, der auch Berengachtspitz heißen soll[20]. Ihn identifiziert die Grenzbeschreibung von 1844 mit den Sattelköpfen (Ostblatt), die Pflegamtsbeschreibung aus dem Jahre 1786 jedoch mit den Kastenköpfen, was sinnvoller erscheint, da er hier mit dem FIN Bergacht zusammentrifft, der später noch besprochen wird.

Die nunmehr gezogene Grenzlinie war nicht absolut gültig. Schon 1492 und wieder nach 1508 gehörten nach einer Zeugenaussage „etliche Weiler, Höfe und Häuser namens Spilmansaw, Gerstrobn und Trauchperg", die jenseits dieser Marken lagen, „in den dingstuel zu inen", d. h. ins Lechtal, und waren deshalb österreichisch, nur ihre Pfarreizugehörigkeit wies sie nach Oberstdorf[21]. Um 1500 beschreibt dementsprechend Kaiser Maximilians Jagdbuch in jenen Gebieten, mit Ausnahme Gerstrubens, auch die Jagdreviere. Gerstruben aber erscheint schon 1600 in den Steuerbüchern der bischöflichen Pflege Rettenberg. Der Traufberg und die Spielmannsau dagegen blieben bis 1807 tatsächlich bei Österreich, von dem sie rechtsgültig erst 1844 abgetrennt wurden[22]. Ihr Namengut weist heute noch auffällige Gemeinsamkeiten mit dem Lechtal auf.

Am äußersten Nordrand des Ostblattes haben wir im S c h ä n z l e K o p f (und in der abgeschnittenen S c h ä n z l e s p i t z e) einen Namenzeugen für eine weitere Grenzauseinandersetzung. Seit 1451 nachweisbar hatten hier Allgäuer die Alpen Hochtraualb und Schwarzwasser genutzt und diese Rechte durch Vertrag im Jahre 1474 bis ans Schwarzwasser hinab erweitert. Wegen Mißbrauchs der Holznutzung und weil die vom

[16] Ldb. 546., 557.
[17] Ldb. 560.
[18] Sander I, 56.
[19] Stolz vermutet „Wohl ein Gipfel im Hintergrund des Hornbachtales, Wilder oder Ofnerspitze" (Ldb. 632), ich beziehe den Namen auf den Hochvogel.
[20] Ldb. 634.
[21] Sander I, 66, 78.
[22] Ldb. 585.

30jährigen Krieg geschwächten Allgäuer die Alpen weder beschlagen noch den Zins zahlen konnten, wurde ihnen das Besitzrecht 1643 abgesprochen[23]. In den folgenden Auseinandersetzungen kam es an der Übergangsstelle zum Bau einer Schanze, welche das Rotenfelser Lehnbuch erwähnt. Eben dieses noch heute sichtbare „Schänzle" war namengebend für unsere beiden Gipfel. Gegen die Schweden war dagegen eine Schanze gerichtet, mit welcher die Walser ihr Tal systematisch abriegelten; von ihr rührt der Name des heutigen Grenzübergangs Walserschanz her, während über Befestigungen am Schänzle südlich des Salz Bühel nichts bekannt ist. Hier war vor Eröffnung des Schrofenpasses (1795) der wichtigste Übergang aus dem Oberallgäu nach Lechleiten am Tannberg.

Friedliches Nebeneinander kommt in den Namen zum Ausdruck, die auf den Nachbarn hinweisen: so Walser Gund und Walser Geißhorn auf die Walser, der Birger Bach, der schon „im Birg", d. h. am Tannberg entspringt, auf die Birger, das Lechtler Köpfle (im Mädelegabelkar) und der Lechtler Kanz auf die Nachbarn im Lechtal. Dieser Kanz, dessen Name eigentlich „Pferdenacken" bedeutet (ein Vergleich!), bildet die Grenze zum Hornbachtal, das tatsächlich zum Gericht Lechtal gehörte. Umgekehrt zieht vom Walser Geishorn der Schwabengrat nach Osten und leitet der Schwabrücken vom Hornbachjoch nach Osten hinab. Auch die Schwabegg Alpe am Südostfuß des Hochvogels kann einen solchen Nachbarschaftsnamen der Hinterhornbacher gegen die Schwaben des Gerichtes Aschau enthalten, dessen Grenze durchs Stützbachtal aufwärts ins Schwarzwassertal hinüberzog. Eine Mark im rechtlichen wie im sprachlichen Sinne setzten die Lechtaler auch mit dem Alpnamen March, zu dem die Marchspitze (auch Marchergang und Marchscharte) gehört. Jenseits des Grates beginnt hier der Traufberg und sprachlich, wenigstens heute, das Allgäu. Das Wort für Grenze lautet hier „Mark", so etwa beim Marktobel im Oytal.

3. Eigenheiten der Allgäuer Namenswelt

Innerhalb der umrissenen Grenzen hat sich nun die Eigenart des Allgäuer Namenschatzes entwickelt, der wir im folgenden besonders nachgehen wollen.

Schauen wir uns einmal den Seitenast der Schafalpengruppe an, der zwischen Warmatsgund und Rappenalper Tal ausstreicht. An seiner Ostflanke finden wir ein Kar nach dem anderen: den Griesgund, Gleigund, Kühgund und Roßgund, über ihnen jeweils den zugehörigen Kopf, abgesehen vom Alpgundkopf, dessen namengebender Gund einmal umbenannt wurde. Auf der Nordwestseite liegt ein weiterer Kühgund, das kleine Birkatsgündle (K.: Birkartsgündle) und schließlich das ganze Hochtal Warmatsgund, dem auf der anderen Talseite ein weiterer Roßgund zugehört. Das Wort Gund kehrt wieder im Großen und Kleinen Gund am Nebelhorn (hier als „Grund" entstellt), im Blattners- und Gerstruber Gündle, dem jeweils ein Hinteres Gündle zugeordnet ist, im Ringatsgund, dreimal in einem Wilden, d. h. der Nutzung unzugänglichen Gund, schließlich im „Späten (weil nordseitig gelegenen) Gund" und dem ausnahmsweise aber lautlich berechtigt mit *t* geschriebenen Segunt über Einödsbach, dem ein älterer Sîgunt zugrunde liegt, gebildet zu seihen = „tröpfeln, hervorquellen". Die Karte verzeichnet aber noch längst nicht alle Gund-Namen[24]. Gund bezeichnet genau die Geländeform, welche in den Lechtaler Alpen gewöhnlich Kar heißt. Ein Blick auf die Hornbachkette zeigt, daß sich dort ein Kar an das andere reiht; fast jedem ist geradezu auf eintönige Weise die entsprechende Spitze zugeordnet. Ähnliche Geländeformen im Bereich von Holzgau heißen dagegen Roßgumpen, Feister und Dürrer Gumpen[25] oder östlich des Höhenbachtales Gum-

[23] Ldb. 648 ff.

[24] Gundsbach mit Gundsoy, Gundsberg und Gundshalde westl. von Birgsau gehören wahrscheinlich nicht hierher, sondern zu einem Personennamen Gunzo.

[25] Das heißt „üppig bewachsener" und „trockener Gumpen".

pen schlechthin. Wir haben es hier nur mit einer Form des „Gump" zu tun (angelehnt an Gumpen „tiefe Stelle im Wasser"), die uns in den ehemals vom Allgäu aus bewirtschafteten Tälern des Kra- und Bockbaches begegnete. Die im Jahre 1566 geschriebene Form „Bierdchliß Gumpt" eröffnet die Möglichkeit, daß Gund und Gumpen nicht nur aus der gemeinsamen keltoromanischen Wurzel *cumba* „kleines Tal", sondern aus einer Form (rom.) *cumbitta* entsprossen sind[26]. Als Abschluß des Kreislaufes kehrte die Form Gumpen ins Allgäu zurück: Sie findet sich für das kleine Kar an der Ostseite des Himmelschrofenzuges zwischen Hinterem Wildengundkopf und Schmalhorn, südlich der Spielmannsau; verständlich, wenn man um die jahrhundertelange Zugehörigkeit dieser Siedlung zum tirolischen Lechtal weiß.

Ein anderes Lehnwort: R u b e, aus vordeutschem *róvena* „Murbruch, Murgang", auch „Mur-" oder „Schuttkegel", fehlt dem Lechtal völlig. Im Allgäu strahlt es von der Ortschaft Rubi (gesprochen *rube*, 1330: „Rubin") nach Süden aus. Am Anfang (= Ort) vom ebenen Boden des Oytales findet es sich in den Namen O r t r u b e n (gesprochen *oartrubena*, Mehrzahl!) und auf der gegenüberliegenden Talseite, westlich der Adlerwand, als G r a s r u b e. Am Eingang zum Tal des Dietersbaches liegt die uralte Siedlung G e r s t r u b e n, 1447: „in der Gerstrubin", auf welche talein die W i e s r u b e folgt, deren kegelförmige Aufschüttung die Karte modellartig schön zeigt. Auf ihr ist der N a m e jedoch in die „Rüchen" (Mehrzahl von „die Rühe" „rauhe, unwegsame Stelle") hinaufgeraten. Im Traufberg führt die G î b e l r u b e durch die Bergwiesen namens Untergibel herab. Ihr Name ist fast ausgestorben und fehlt deshalb in der Karte. Wie ein Ableger dieser Reihe wirkt im Stillachtal die S p e i r u b e (Speirobe der K.).

Selten ist das Wort *Käser*, aus rom. casearia (sc. taberna), d. h. (Senn)-Hütte in Namen vertreten: die Alpe K ä s e r (Käser Alp ist irreführend) war ehemals Bestandteil der Gutenalpe, noch 1687 wird geschrieben „Gutenalb, in der Keser"; dann K ä s e r s t a t t im Traufberg, eigentlich „Stelle, wo eine Sennhütte steht (oder stand). Das Lechtal hat hier ein Gegenstück, die Taja (Toaje) aus rom. *teja* „Sennhütte", wie etwa im Namen der alten Taja westlich von Elmen. Erst östlich von Zirl und Sellraintal finden wir das erstere Wort im Bairischen als Kaser wieder.

Ein vordeutsches Gegenstück fehlt dem Lechtal für zwei Allgäuer Pflanzennamen. Das schon erwähnte *Tüfe* (Taufe) = Legföhre, Latsche, ist seiner Herkunft nach ungeklärt. Dafür begegnet uns im Lechtal das bedeutungsgleiche deutsche Zunter: z. B. im Namen Hochzundernegg am Aufstieg zum Fuchsensattel zwischen Hochvogel und Klupperkarkopf. Die Grünerle (alnus viridis) heißt im Allgäu Drüese, aus vordeutsch *drosa*. Das *üe*, aus ehemals langem o entstanden, weist auf frühere Entlehnung des vorrömischen Alpenworts ins Deutsche (8. Jh.), als sie im benachbarten Vorarlberg stattfand; dort ist die Form Troos(e) gebräuchlich. Die „Obere Alp" des Einödberges, hoch über Einödsbach gelegen, hieß einmal „im Drusenkopf". Das namengebende Drusach (= Bergerlengebüsch) überzieht heute noch den westwärts abfallenden Hang; noch augenfälliger ist der Wortsinn beim Drusenkopf am Kegelkopf.

Umgekehrt erscheint im Lechtal ebenfalls ein „Alpenwort", nämlich „M u t t e", häufig als Name. Es bezeichnet flache, sehr hochgelegene Böden und Verebnungen, Rückfallkuppen; so die Vordere und Hintere Mutte am Muttekopf nordwestlich von Holzgau, die Mutte am Muttekopf zwischen Hell- und Salbtal, Seitentälern des Hornbachs. Verwandt, aber doch später ins Deutsche entlehnt, und zwar erst aus dem Romanischen ist das Tiroler Mundartwort muttlt „hornlos". Der M u t t l e r (K o p f) ragt als wilde Bergform beim Aufstieg zur Kemptner Hütte über dem Sperrbachtobel auf und stellt sich dann doch als „Hornloser" heraus, wenn man ihm von Süden nähertritt. Diese Be-

[26] K. Finsterwalder deutet Gump als eigenständige Entwicklung aus dem unverkleinerten keltoromanischen cumba, comba; im Jahrbuch 1956, S. 30.

deutung hat sein Name nämlich als lebendiges Wort. Muttler ist ein Anhängerschlitten ohne Handgriffe = Hörner.

Mit den Namen auf *-wang*, z. B. Schrattenwang (an der Endstation der Söllereckbahn) und Bierenwang (am Südostfuß des Fellhorns) ist ein Namenwort auf der Karte vertreten, das in den Siedlungsnamen des Oberen Illertales so häufig erscheint, daß es ihnen insgesamt das Gepräge verleiht. Es gibt da weiter den Heuwang ma. *hoiwang* und die Alpe Haldenwang im südlichsten Winkel des Rappenalper Tales (den die Karte abschneidet). Das einfache Wort, im Oberallgäu merkwürdigerweise stets mit Auslautverhärtung[27], begegnet noch als Name im Wänkle, nordwestlich vom Freibergsee, und im Wank, dem flachen grasigen Talboden von Warmatsgund, wo seine Bedeutung „natürliches Grasland" augenfällig wird. Seine Mehrzahl ist im Hindelanger Alpnamen Wengen mit den Wengenköpfen enthalten. Daß dieses früh ausgestorbene Wort im Oberlechtal fehlt, mag als Beweis seiner späten Besiedlung gelten.

Laufbacher, Schlappolder und Söller(er) Eck (früher die Egg) hieß ursprünglich und teilweise heute noch einfach der Grat über der Alpe Laufbach, Schlappold und Söller. Die Touristik war aber allein an den Gipfeln interessiert und deshalb entstanden die auf einen Punkt begrenzten Gipfelnamen, welche in Anlehnung an das Hochdeutsche sächliches Geschlecht erhielten; neben den obengenannten sind es das Rauheck, Kreuzeck und Haldenwanger Eck. Im Sprachgebrauch ist das Himmeleck heute noch der tiefste Punkt jener Egg, die vom alten Himmelhorn herab- und zu den Wilden hinüberzieht. Die Karte dagegen hat den Namen auf den Vorgipfel des Schneck eingeengt. Bei der benachbarten Mittelegg, die überhaupt keinen Gipfelpunkt hat, erkennt man noch klar die alte Bedeutung „mittlerer Rücken", nämlich innerhalb des großen Alpgebietes zu Füßen der Wilden.

Ein besonders altertümliches Wort bewahrt der Gipfelname „Bergächtle" im Zuge Laufbacher Eck-Giebel. Das Oberstdorfer Gegenstück ist schon 1477 bezeugt: „in der undern Bergacht" („Bär-Gacht"). Den Schlüssel zum Sinn dieser Namen hat uns Notker von St. Gallen mit dem Wort *bettegaht* hinterlassen. Es bedeutet „zu Bett gehen", wörtlich „Bett-Gang". Demnach heißt Bärgacht nichts anderes als Bärengang, Durchgang, den Bären benützen können. Daß der Sinn längst nicht mehr verstanden wurde, zeigt z. B. der Bärengang in der Höfats-Südflanke, wo nur eine einzige Stelle den Bären die Möglichkeit gab, das Bärengangertobel zu überqueren. Das einfache Wort: die Gacht „Durchgang" findet sich, freilich in irreführender Schreibung, auch im Namen der Ortschaft und des Passes Gaicht, der vom Lechtal hinauf ins Tannheimer Tal führt und schon 1432 als „die Gacht" urkundlich bezeugt ist. Wir müssen uns weit umsehen, bis uns solche Namen wieder begegnen, ein Dutzend davon finden sich in der Nordostschweiz, in Notkers Heimat[28]).

Der Oberinntaler und Außerferner „Lehn (Lähn)" für Lawine entspricht als Allgäuer Wort *„Lend"*. Es findet sich, jedesmal etwas entstellt, in den Namen Lendstrich (= Länstrich der Karte) sowie in den Ableitungen: Breit- und Schmallender (= -länden der Karte) am Kleinen Rappenköpfle. Lahnstrich und Lahner lauten auf der Karte die Entsprechungen im Lechtal.

Solche Ableitungen auf -er, gesprochen -ar, sind häufig, doch wird in den Karten das -er nicht selten unterschlagen. Bei Einödsbach etwa ist die Bacher Alpe und der Bacher Satz (Satz heißt eine Verebnung, die steil abstürzt). Die nahe Buchrainer Alpe hat ihr -er zu Unrecht erhalten, sie heißt „Im Buchreinen". Richtig steht es dagegen beim Löffler, einer flach eingemuldeten Bergwiese, deren Form einem Löffel ähnelt, und beim Gugger, einem Platz zum Ausschau halten, beide liegen im Taufersberg.

---

[27] Dieselbe Erscheinung vermerkt K. Finsterwalder im Jahrbuch 1964, S. 58, fürs Wettersteingebirge.

[28] St. Sonderegger „Namenforschung" (Bachfestschrift), Heidelberg 1965, S. 93 f.

Der K l u p p e r im Ringatsgund hat seinen Namen ebenso wie die K l u p p e n K ö p f e an der Höfats und der K l u p p e n k a r k o p f in der Roßzahngruppe davon, daß er bei einer Kluppe, d. h. einem engen Einschnitt steht oder eine solche bilden hilft. Kluppe ist hier bildlich von einem zangenartigen Gerät übertragen.

Viele Namen sind mit dem Mengensuffix -ach gebildet, so das Steinach (Oberstdorfer Ortsteil), das Krautach, das Durrach (Traufberg), wo viele dürre Bäume standen, das Eldrach, d. h. Erlengebüsch (Rappenalper Tal), gleich benachbart das Ronächle (Ronechlen der Karte, das zu altem Rone „Windwurf" gehört. Mehrfach kommt das K o b l a c h „Gelände voller Felsbuckel und Löcher" für verkarstete Gebiete vor, das Seealper Koblach verlegt die Karte fast um einen Kilometer zu weit nach Süden. Kobel in diesen Namen entspricht dem tirolerischen Kofel. Auch das Bärenlauach in der Alpe Gîbel gehört hierher. Es ist ein schier undurchdringliches Dickicht (Laub-ach) uralter Grünerlen und konnte gut als Schlupfwinkel für Bären dienen.

Wenn man im Lechtal für das harte, zähe Gras *(nardus stricta)* so häufig Bürstig hört und auf den Karten liest (auch Bürstegg bei Warth gehört hierher) — was mit Burst, gleichsam „Borst"[29] zusammenhängt —, so gebraucht dagegen der Allgäuer die häufig wiederkehrende Bezeichnung F a l k e n ma. *falkche* (Biberalp, Rappenalp, Hîrenalp).

Außer den Mengebegriffen auf -ach hatte die Sprache noch eine andere, gleichbedeutende Ausdrucksform. Sie bildete zu Laub gleichsam ein „Geläube" in Namen wie das Höfats G l e i, das Abend-Glei am Kegelkopf (= Ober Glei der Karte), in der Mehrzahl: die „Rappengleier" in der Rappenalp (= „Rappenglieger" der Karte). G l a b (z. B. im Höhenbachtal) ist dafür die Lechtaler, G l ö b die schwäbische Entsprechung. „I m G s ä n d" südlich vom Freibergsee bezieht sich auf den Flyschsandstein. Das obere G l ä g e r der ehemaligen Alpe im Griesgund umfaßt mehrere kleine Lagerplätze für das Vieh, im Lechtal entspricht dem das G l i e g e r mit der G l i e g e r k a r s p i t z e.

Eigenartig, wie oft sogenannte Abstraktwörter für sinnfällige Eindrücke geschaffen wurden: so wie etwa die „S c h w ä z e" in der Alpe Dietersbach, die ihren Namen von den dunklen Manganschiefern hat, die hier zutage treten (vergleiche auch die Schwarze Milz zwischen Kratzer und Mädelegabel). In der „S î c h e" nahe dem Stuibenfall (Stuiben heißt wörtlich „Stäuber") tritt, wie in einer „Seihe", so heißt ein veraltetes Gerät zum Milchseihen, langsam Wasser zutage. „In der Fälle" ma. *fölle* (Himmelhorn-Westflanke und südlich des Geisbachtobels) wirft oder „fällt" man das Heu über Wandstufen hinab; oder aber es besteht die Gefahr, daß das Alpvieh „verfällt", d. h. abstürzt, wie dies mit einem Pferd an der R o ß f ä l l e tatsächlich geschehen ist. An der R o ß h e f t e nördlich der Spielmannsau mußten einst die Pferde „heben", d. h. anhalten, nur auf dem Rücken konnte man alles weiter in die Dauersiedlung des Traufbergs hinauftragen. Die Seilhenke (oberhalb Ringang und in der Alpe Käser, erstere 1477: „In der Sailhenkin") erklärt uns den Namen S e i l h e n k e r (K o p f) als den Kopf bei der Stelle, wo man das Seil aufhängte, wahrscheinlich um bei den großen Treibjagden dem Wild den Ausweg zu versperren.

4. Walserspuren und Lechtaler Zeugen in den Namen des Oberstdorfer Gemeindegebietes

Östlich der Spielmannsau, in den nordwärts gerichteten Hängen, die gegen die Schlucht des Traufbachs abstürzen, verzeichnet die Karte „In der Neder", d. h. in der „Nörder", Nord- oder Schattenseite. Es ist dies die einzige Stelle des Allgäus, die so benannt ist, ähnliche Lagen heißen sonst Schatthalde, Schattenberg oder Schattleite. Im Lechtal kommt Neder dagegen häufig vor, allein bei Hinterhornbach dreimal nacheinander! Auf der gegenüberliegenden Seite steht „Untere Giebel*mähder*", in Oberstdorf spricht man heute nur noch von „Gibel*hoibat*". Das ungewöhnliche Grundwort Mahd erscheint auch in Brandmahd (= Braunmahd der Karte). Im Lechtal finden sich solche Namen gewisser-

[29] Vgl. K. Finsterwalder, Jahrbuch 1959. 144.

maßen auf Schritt und Tritt, so am Bernhardseck die Lahn-, Egg- und Brunnenmähder sowie die Grünmahder. Vom Fürschießer lautet eine Form des 19. Jh. „Fürschößerkopf", das Jagdbuch Kaiser Maximilians schreibt um 1500 noch „an die Vierschoeß". Halten wir dazu die alte Mundartform *„In de Fierscheaßa"*, so erkennen wir, daß die Mehrzahl eines weiblichen Hauptwortes Schoß zugrunde liegt, das wohl „vorspringender Rücken" bedeutet. Es begegnet in den Lechtalern etwa als „Blaue Schoos" (Südseite des Kanzberges bei Hinterhornbach) oder „Obere und Untere Schoos" am Dorferberg über Elbigenalp, als Mehrzahlform Schöss in der Roßzahngruppe. Im Sulzeltal, nordöstlich vom Gufeljoch, findet sich sogar eine Namenparellele „Vierschöß". Nehmen wir noch den ehemals zur Spielmannsau gehörigen, fürs Allgäu auffälligen Gumpen hinzu, so ist klar, daß diese Häufung Lechtaler Geländewörter nicht zufällig sein kann, sondern auf Zuwanderung von dorther beruhen muß.

Das Gebiet von Spielmannsau-Trafberg hält noch eine Überraschung bereit: Hier ist im 19. Jh. viermal der Name „Nuhweidle" bezeugt. Früher, nämlich 1749, wurde er offenbar noch als Gattungswort begriffen, da es in einer Beschreibung heißt „ein kleines Nun Wydle in dem Eldrach". Die nächsten vergleichbaren Namen dazu finden sich am Tannberg: „Auf der No" bei Lechleiten (vom Botaniker Sendtner 1854 „Auf der Nuh" geschrieben), weiter das No Hörndli und der Noboden. Hier wurde offenbar das einfache Wort bei der Namengebung noch verstanden, doch ist es heute auch nicht mehr lebendig. Wegweisend ist die Form „Nun" mit erhaltenem *-n*, die über ein abgestorbenes Wort „Nonweide"[30] zur Non, No der Walsergebiete in Graubünden führt, die „Zeit zum Melken der Kühe", übertragen „Nachtweide" bedeutet[31]. Auch dort hatte jede Alpe eine solche „Non". Das Wort mußte weitab von größeren Walsersiedlungen bald durch den Zusatz von Weide verdeutlicht werden; seine Lautung hatte sich der Oberstdorfer Mundart angepaßt. Auch der Name „Pließ" (Karte), gesprochen *blis*, kommt außer im Traufberg nur noch in Einödsbach und dann wieder am walserischen Tannberg in dieser Lautform vor. Diese beiden Namen genügen, um für den Traufberg die Anwesenheit von Walsern zu erweisen[32]. In Einödsbach kommt der Name Blis zweimal vor, einmal hoch über der Ortschaft in den Westhängen des „Lecker" (= Drusenkopf der Karte). Die zweite „Blüse" ist nur noch im Urkataster von 1832 nachweisbar. Das Gebiet heißt heute *„In de Kehrweag"*, aber auch diese Kehrwege, die einmal in die Geissätze und zum „Habomm", d. h. Hahnbaum (in der Karte: Heubaum) emporführten, sind gänzlich verfallen. Außer den Blisen findet sich bei Einödsbach der Name Klause *(„In der Klüs)* für einen Heuplatz, zu dem ein felsenüberdachtes Wegstück emporführt. Die Bedeutung „Engpaß" verweist ebenso auf Walsereinfluß wie das Äbele mit dem Äbelestall[33] etwas nördlich der Siedlung über dem Zufahrtsweg in einer Waldlichtung. Den Namen Hohes Licht betrachtet der Schweizer Namenforscher P. Zinsli[34] geradezu als Leitform walserischer Namengebung. Er kann von Einödsbach aus gegeben worden sein, zumal der Berg im Lechtal Hochalpenspitze oder Stellwänder genannt wurde, von der Rappenalpe her aber „Großsteinschartenspitz". Entscheidend ist aber wohl, daß „Hoaliëcht" in Oberstdorf als Gattungswort noch in zweifacher Bedeutung gebraucht wird: Einmal bezeichnet man damit

[30] Vorarlberger Wörterbuch Bd. 2, 555.

[31] Schweizerisches Idiotikon Bd. 4, 763.

[32] Unter Walsern sind dabei nicht einfach Leute aus dem Kleinen Walsertal zu verstehen, sondern Angehörige jener großen Siedlerwelle, die die Lechtaler und Allgäuer Alpen um 1300 erreichte und deren *Heimat im Wallis* den Walsern sehr wohl bewußt war, wie Finsterwalder im Jahrbuch 1956 nachwies.

[33] Wäre der Name eine Verkleinerungsform von Ebene, so müßte er in Oberstdorf „Imnele" lauten, es wird aber walserisch Äbi, „Schattenseite", zugrunde liegen.

[34] P. Zinsli: Die mittelalterliche Walserwanderung in Flurnamenspuren, Sprachleben der Schweiz, Bern 1963, S. 303—330.

die Helle des (morgendlichen) Horizontes, gegen die sich etwa ein „Gems" als Schattenriß abhebt, zum anderen kann man in übertragener Bedeutung sagen, man habe etwas „im Hoaliächt", wenn eine Erinnerung, noch unscharf, langsam ins Bewußtsein emporsteigt; ähnlich wie wenn einem etwas „auf der Zunge liegt".

Einzelne Gipfelnamen in alphabetischer Reihenfolge

Biberkopf: 1485 als Biberhorn, 1606 als Hundskopf genannt. Er hat der Tiroler Hundskopf-Alp den Namen gegeben. Umgekehrt könnte er den seinen von der Allgäuer Biberalpe empfangen haben. Da er jedoch gleich zweimal nach einem Tier benannt wurde, kann auch der Bergname selbst das Ursprüngliche sein, wie dies beim Widderstein wenigstens sicher der Fall ist.

Hochfrottspitze: Sie hat ihren Namen von der Lechtaler Seite aus bekommen, wo es 1667 in einer Forstdistriktsbeschreibung heißt, die Grenze verlaufe „in Hochen Fröttspiz". Küblers Deutung als *hovereite* „Hofstätte" paßt weder zur Aussprache *hoa-frott*, noch zur obigen älteren Form. Voraussetzung für die Deutung des Namens wäre, daß ein Flurname (Hoch) Frott gefunden und erklärt werden könnte.

Hochvogel: Man stellt sich gewöhnlich vor, daß der Name von Norden her durch einen Vergleich des majestätischen Berges mit dem Bilde eines heraldisch stilisierten Adlers entstanden sei. Zu bedenken gilt aber, daß der „Hochfogl" erstmals 1561 an der Stelle einer Grenzbeschreibung erscheint, wo in einer älteren vom 1485 ein „Hornbachspiz" stand. Außerdem nennt das Jagdbuch Kaiser Maximilians vom Jahre 1500 am Südfuß des Berges ein Einstandsgebiet von Gemsen und Steinböcken als „Undervogl". Auch hier müßte man dieses Gelände ausfindig machen, um eine Entscheidung fällen zu können.

Höfats: In Anichs Karte von Tirol von 1774 heißt der Berg „Roth Spiz". Dieser Name kann fast nur von der Gutenalper Seite, beim Anblick des „Roten Loches", gegeben worden sein. Im Kataster, der ca. 1818 aufgenommen wurde, finden wir erstmals den Namen „Höfatsspitze" = ma. *„d'heaffats"*. Er muß von den Gerstruber Bergmähdern am Westfluß des Berges stammen, die 1788 „an der Hefats" heißen. Eine weitere Klärung könnte das Wiederauffinden jener Quelle bringen, der Kübler den Beleg „Heffau(t)z" von 1488 entnahm. Sicher ist nur, daß alle bisherigen Deutungen sprachlich falsch sind.

Höllhörner: Entsprechend dem im Allgäu häufigen Flurnamen „In der Höll" für abgeschiedene, verborgene Orte, bedeutet der Name wohl „Verborgene Hörner", was aus der Sicht des Oytales zutrifft.

Kegelköpfe: Sie haben ihren Namen vom „Kegel", einem Felsgebilde in ihrer Südflanke, dessen Form noch auf der Karte gut zu erkennen ist. Der Kegel ist aber hier irrtümlich mit Fellenstein beschriftet, so heißt richtig der wuchtige, östliche Abschluß der Kleegartenwände.

Kratzer: Hier liegt ein Vergleich der Form des vielfach gezackten Felsmassivs mit einem Kratzinstrument Kratze oder Kratzer vor, ebenso wie bei Riffler ein Vergleich mit der (Flachs-)Riffel. Der zweite überlieferte Name: Groppen bezeichnet etwas Kurzes, Dickköpfiges. Vom Lechtal oder Höhenbachtal aus betrachtet, verdient die gedrungene und geduckte Gestalt des Berges den Namen durchaus, während Kratzer nur vom Illertal her gesehen sinnvoll ist.

Krottenkopf: Dieser höchste Allgäuer Gipfel hieß vom Lechtal aus „Hermans Carls Spiz" nach dem Hermanskar, das er im Westen begrenzt. Vom Hornbachtal aus soll er laut Hermann von Barths Angaben „Petersspitze" geheißen haben, nach der dortigen Alpe Petersberg. Barth entschied sich, vom Illertal her kommend, für den dort gebräuchlichen Namen Krottenkopf, der natürlich nichts mit Kröten (im Allgäu „Krotta") zu tun hat, wie es die Sage wissen will. Aufschluß gibt uns sein Namens-

vetter in der nördlichen Begrenzung des Schwarzwassertales (jetzt Leilachspitz und Luchsköpfe genannt), der 1485 als „Kroptenkoph" belegt ist und damit auf griech. crypta, rom. grota/crota verweist, in der Bedeutung „Grotte, steiler Felsen", wohl auch „Felsschutt".

Linkerskopf: Er ist benannt nach der Linkersalpe, die wiederum ihren Namen von einem Besitzer namens Lingg erhielt. Dieser Familienname ist in Oberstdorf heute noch vorhanden. Er wird ursprünglich „Linkshänder" bedeutet haben.

Mädelegabel: Erstmals 1485 erscheint ein „Medilinspitz", der wohl mit unserem Berg identisch ist. Mädelegabel war dagegen ein Gemeinschaftsname für die heutige M., die Hochfrottspitze, vielleicht auch noch die Trettachspitze (im 19. Jh. zählte man bis zu fünf Gabelzinken!). Er bezeichnet die Zugehörigkeit zur Alpe Mädele, die selbst nach einem „Maedelin" benannt ist, das in Kaiser Maximilians Jagdbuch von 1500 vorkommt, ohne daß wir sicher wüßten, welches Gelände so hieß.

Peischelspitze: Im Peischel, auf der Südseite des Berges, wird man früher wie auch anderwärts in den Alpen Bienenkörbe aufgestellt haben, um den Blütenreichtum der alpinen Matten für die Honiggewinnung zu nutzen. Einen solchen Platz nennt man in Tirol „paistal" oder „paistand", also Bienenstand[35]. Auf der Allgäuer Seite waren solche Bienenstände in den letzten Jahren noch im Oytal, am Lugenalper Ängerle und im verlassenen Gebiet des Rauhenhals zu finden.

Ramstallkopf: Seine Südwestflanke wird von einem kurzen, steilen Tal mit Bergmähdern durchzogen, dem Ramstall. Hier wird der Rams, d. h. der Bärenlauch, gedeihen, dessen ungünstige Wirkung auf den Geschmack der Milch dem Bauern auffällt. Es ist deshalb verständlich, wenn das Rams-tal danach benannt wurde. Die Verkürzung des a im Grundwort Tal findet sich auch im Gemstel (1492: „Gemstal", im obersten Kleinen Walsertal), Hundstall = Hundestal (Wetterstein) oder Grasstall = Gras-tal (bei Niederthei im Ötztal)[36].

Rappenköpfe: Der 1485 genannte „Rappenkoph" und die bereits 1390 erstmals bezeugte „Rapen Alb" gehören zusammen und werden wie ca. zwei Dutzend weitere Allgäuer und Lechtaler Namen mit dem Vogelnamen Rabe, im Allgäu: „*Rapp*", gebildet sein.

Rieffenkopf: Er gehört zum „Rieffen schwandt" (1637) in seiner Südwestflanke, der nach einer Besitzerfamilie Rieff benannt ist.

Schneck: Der Vergleich mit einer (schalenlosen) Wegschnecke mit aufgerecktem Kopf und langgestrecktem Leib kann nur dem Gipfelkörper über den „Hohen Gängen" gegolten haben. Himmelhorn, heute der Name des Vorgipfels, muß ehemals für

---

[35] K. Finsterwalder, Jahrbuch 1959, S. 145.

[36] K. Finsterwalder, Jahrbuch 1964, S. 61.

Im Textteil behandelte Gipfelnamen:

Bergächtle 53 (10), Eck 53 (9/10), Fürschießer 55 (12), Gliegerkarspitze 54 (11), Hohes Licht 55 (13), Kluppenkopf, Klupperkarkopf 54 (10), Lärchwand 50 (5), Marchspitze 51 (7), Muttekopf, Muttler 52 (9), Salober 48 (3), Schänzlekopf 50 (6), Seilhenker 54 (11/12), Wengenköpfe 53 (9).

Literatur: Der Aufsatz stützt sich neben einigen Erhebungen besonders auf die Arbeiten von August Kübler: Die deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes, Amberg 1909. Für viele wertvolle Hinweise und eingehende Beratung bin ich Professor Dr. K. Finsterwalder, Innsbruck, zu Dank verpflichtet. Seine namenkundlichen Aufsätze in den Jahrbüchern des Alpenvereins, besonders von 1956 und 1964, dienten als Vorbild.

Abkürzungen: Ldb. = O. Stolz: Politisch-historische Landesbeschreibung Tirols, Archiv für österreichische Geschichte 107, 1926. Sander I = H. Sander, Beiträge zur Geschichte des Vorarlbergischen Gerichts Tannberg, Erstes Heft, Innsbruck 1886. Das Jagdbuch Kaiser Maximilians I., herausgegeben von M. Mayr, Innsbruck 1901. Rätisches Namenbuch, Teil II, Etymologien. Hg. von A. Schorta und R. Planta, 1964. Jahrbuch = Jahrbuch des Deutschen (= Österreichischen) Alpenvereins; ma. = mundartlich.

den ganzen Berg gebraucht worden sein, nur so ist erklärbar, daß das „Hymelhorn" schon 1478 und 1500 als wichtiger Markpunkt von Jagdgebieten genannt wird und auch noch 1815 (1820) neben „Mädelerhorn" und Hochvogel gestellt werden konnte.

Schochen: Seine Form gleicht von Westen her einem Heuhaufen, den man im Oberen Allgäu Schochen nennt.

Schüsser: Bschießer bei Hinterstein und der umgedeutete Fürschießer sind alles verhüllende Schreibungen dessen, was für die Westflanke des letzteren 1593 ungeniert als „Scheyser" festgehalten wurde. Zu genieren brauchte man sich dabei keineswegs, denn das Tätigkeitswort bedeutet einfach „herunterrutschen" (von Lawinen) und „herunterfallen" (von Steinen), wie das heute noch gebräuchliche Zusammensetzungen erweisen.

Trettachspitze: Sie hieß früher Trettachschrofen und erhielt diesen Namen, weil sie über der „Hohenträttach" stand, also dem heute kaum mehr begangenen Ursprungsgebiet der Trettach, das nach einer Urkunde von 1554 damals eifrig beweidet wurde. Der Flußname selbst gehört zu mittelhochdeutsch *draete* „schnell, reißend" und bedeutet also „schnelle, reißende Ach".

Anschrift des Verfassers: Thaddäus Steiner, D-7401 Pfrondorf b. Tübingen, Blaihofstraße 52

Vogelzugbeobachtungen im Wetterstein

GÜNTHER H. GAUSS

Die interessante Erscheinung, daß zahlreiche Vögel im Herbst wärmere Gegenden aufsuchen und im Frühjahr in ihre Brutgebiete zurückwandern — der Vogelzug —, hat schon früh das Interesse der Biologen erweckt. Viele Fragen, die damit im Zusammenhang stehen, wurden in nunmehr fast hundertjähriger Forschung geklärt. Millionen der verschiedensten Vögel wurden gefangen und mit einem numerierten Aluminiumring am Fuß eindeutig gekennzeichnet. Durch Wiederfang oder Fund eines solchen „Ringvogels" erfuhr man nun Genaueres über Brutort, Winterquartier, den Zugweg und inwieweit diese Vögel zur Brut wieder an ihren Geburtsort zurückkehren. Planbeobachtungen — vor allem in Finnland, Holland und Norddeutschland — ergaben sehr bald auch ein gutes Bild des Zugverhaltens. Bald hatte man dabei erkannt, daß Flußläufe und Meeresküsten als „Leitlinien" wirken können; ihren Einfluß überschätzte man allerdings zeitweise stark, da nur die Wanderungen bestimmter Arten mit dem Fernglas verfolgt werden konnten: jener Arten, die tagsüber in geringer Höhe über dem Boden ziehen. Als es dann aber dem Schweizer *Sutter* und dem Engländer *Lack* gelang, mit dem Radarschirm nächtliche Vogelschwärme zu beobachten, ergaben sich neue Aspekte (Sutter 1957).

Im Gegensatz zu unserer sonstigen Kenntnis des Vogelzugs steht jedoch unser Wissen über den Einfluß hoher Gebirge auf die wandernden Vögel, besonders der quer zur Zugrichtung stehenden Alpen. Ohne auf gründliche Untersuchungen zurückgreifen zu können, wurde den Bergen die Rolle eines fast oder ganz unüberwindlichen Hindernisses zugeschrieben, das im Osten und Westen umflogen werde. Zwar standen Einzelbeobachtungen und die in immer größerer Zahl angefallenen Ringwiederfunde meist im Widerspruch dazu, aber erst in den letzten Jahren setzten dann planmäßige Forschungen im Gebirge ein.

Den Anfang machten die Schweizer. Nach tastenden Voruntersuchungen und Gelegenheitsbeobachtungen an verschiedenen Orten wird nun seit 1951 am Col de Cou und am Col de Bretolet, zwei Pässen im Wallis, jeden Herbst in immer größerem Umfang beobachtet, was an Vögeln durchzieht; in aufgestellten Netzen werden Tausende gefangen und beringt. Beobachtungsgebiet ist eine Paßregion, und in der Hauptsache werden die Tagzieher erfaßt (Godel und de Crousaz 1958).

In den Jahren 1957 und 1958 beobachteten dann Gauß und Mitarbeiter — in großzügiger Weise vom DAV unterstützt — am Zugspitzgipfel. Ein Scheinwerfer, von der Bayerischen Zugspitzbahn A.G. aus Reklamegründen aufgestellt, zog zuweilen nachts ziehende Vögel an, so daß hier ein Einblick auch in den nächtlichen Vogelzug gewonnen werden konnte (Bezzel und Gauß 1958, Gauß 1966 b). Wegen der Bauarbeiten zur neuen Zugspitz-Seilbahn mußten die Untersuchungen dann abgebrochen werden. Später veröffentlichte noch Lohmann (1960) Beobachtungen, die er am Alpennordrand gemacht hatte.

In großen Zügen kann als Ergebnis dieser Untersuchungen folgendes mitgeteilt werden: Mit Ausnahme weniger Arten, unter ihnen Küstenvögel und Aufwindsegler wie der Storch, wandern unsere Zugvögel quer über die Alpen. Dabei orientieren sich die Nachtzieher nach den Sternen, wie die Laborversuche Sauers (1957) ergeben haben. Das ist für den Zug in ebenem Gelände leicht verständlich. Wenn aber die Vögel nun in der Nacht auf querstehende Bergketten treffen, fliegen sie dann weiter nach den Sternen und

quer über die Berge hinweg oder suchen sie, wo günstig gelegene Täler und Pässe ihnen ein viel müheloseres Durchkommen ermöglichen? Geben die Sterne also nur die ungefähre Zugrichtung an und bestimmt die Bodenbeschaffenheit den genauen Zugweg, oder erfolgt die Orientierung ausschließlich nach den Sternen?

Zur Klärung dieser Frage war unser Beobachtungsplatz auf dem Zugspitzgipfel wie geschaffen, denn nur drei Kilometer weiter liegt das Loisachtal und führt über den Fernpaß auf einem zweifellos weniger anstrengenden Weg ins Inntal. Im Laufe unserer beiden Beobachtungsjahre konnten wir aber von fast allen häufigen Nachtziehern einzelne Tiere fangen und damit feststellen, daß sie nur der aus den Sternen abgelesenen Richtung folgen, unabhängig von Hindernissen und ob es „nebenan" nicht leichter geht.

Aber längst nicht in jeder Nacht konnten wir Zugvögel beobachten. Waren die einzelnen Sternbilder am wolkenlosen Himmel überdeutlich zu erkennen, dann standen wir vergebens auf dem Turm der Seilbahnstation. Wurde dagegen ein herbstliches Hochdruckgebiet von einem meteorologischen „Tief" abgelöst, das mit Wolkenfeldern aus Südwesten herankam, dann zog der Reklamescheinwerfer wie ein Magnet die ziehenden Vögel an, und Schmetterlingen gleich — zusammen mit Wanderschmetterlingen, die ebenfalls auf dem Weg nach Süden waren — umflatterten die geblendeten Tiere den Lichtkegel. Zum Teil ließen sich die Vögel in einer vom Scheinwerfer angestrahlten Ecke des Zugspitz-Ostgipfels nieder, und mit Ferngläsern konnte ihre Artzugehörigkeit bestimmt werden. Auch gelang es, mit einem Schmetterlingsnetz einzelne zu fangen und mit einem Ring der Vogelwarte Radolfzell zu versehen.

Die regelmäßige Wiederkehr solcher Vogelzugnächte bei einem aus Südwesten ankommenden Tiefdruckgebiet ließ mich bereits an einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Wetterwechsel und starkem Vogelzug glauben, etwa daß die Vögel das Ende des schönen Spätsommer- und Herbstwetters vorausfühlen könnten und dann fluchtartig abflögen. Bis dann plötzlich eines Abends auf der Zugspitze zwei Stunden lang reger Anflug herrschte, als ganz Europa unter einem stabilen Hochdruckgebiet mit wolkenlosem Spätsommerwetter lag. Lediglich an zwei Stellen am Alpennordrand hatten sich Gewitterwolken gebildet: in einer von beiden steckte der Zugspitzgipfel. Auf dem Zug gerieten Vögel in diese Wolke, sahen plötzlich die richtungweisenden Sterne nicht mehr, verloren die Orientierung, bemerkten dann in der Wolke das Scheinwerferlicht, flogen darauf zu und konnten so beobachtet werden. Nachdem sich die Gewitterwolken leergeregnet und aufgelöst hatten, waren auch keine Zugvögel mehr zu sehen. Also zogen die Vögel in sternklaren Nächten hier immer vorbei, nur wurden sie nicht bemerkt; sie sahen die Berge und Felsen und wichen ihnen in die Höhe aus. In den folgenden klaren Nächten wurde die Probe aufs Exempel gemacht: stundenlang beobachteten wir mit dem Fernglas die helle Mondscheibe. Als kleine Schatten huschten die Gesuchten vorüber, und in einigen Fällen konnten wir auch ihre Stimmen hören.

So fand auch der Zusammenhang mit dem aus Südwesten herannahenden „Tief" eine leichte Erklärung: Das Voralpenland steht dann noch unter dem Einfluß des abziehenden „Hoch", ist also wolkenfrei. Die Südwestwinde kommen über das Gebirge und werden am Alpennordrand zunächst zu Fallwinden — als Föhn hinreichend bekannt —, die diese Wolkenfreiheit verstärken. Das Gebirge und damit die Zugspitze liegt schon in Wolkenfeldern, die wenige Kilometer weiter draußen vom Föhn aufgelöst werden. Die Zugvögel brechen bei sternklarer Nacht im Flachland auf, verlieren in den Wolken die Orientierung und steuern dann den Scheinwerfer an. Ist dagegen das Voralpenland mit Wolken bedeckt, dann sehen die Vögel keine Sterne und fliegen erst gar nicht los.

Wenn bei längerem Schlechtwetter Nachtzieher unter den Zugvögeln, von starkem Zugtrieb geplagt, trotzdem Zugbewegungen durchführen, dann sind diese Wanderungen weitgehend ungerichtet und finden am Tag in geringerer Höhe unter den Wolkenfeldern

statt. An Hindernissen, wie z. B. Bergrücken, sammeln sich dann ganze Schwärme an, wo u. a. Lohmann sie beobachtete.

Woher die Vögel kamen, können wir nur vermuten, wohin sie geflogen sind, wissen wir nur in einem Fall genau: Ein von mir auf der Zugspitze am späten Abend des 11. September 1958 beringter Waldlaubsänger wurde 3½ Tage später bei Provaglio d'Iseo bei Brescia in der Lombardei gefangen, um mit anderen Singvögeln gebraten zu werden. Zuvor ist er quer über Gebirge und Täler dorthin gezogen und überquerte u. a. die Mieminger Kette sowie zweimal die Ötztaler Alpen und die Ortlergruppe. Dicht daneben wäre ein viel bequemerer Weg gewesen über den Fernpaß, das Engadin und den Malojapaß zum Comer See und hätte nur wenige Grad weiter westlich geführt.

Alle Nachtzieher auf dem Zugspitzgipfel waren Singvögel. Zu den häufigsten gehörten: im Herbst 1957 Gartenrotschwanz, Wintergoldhähnchen, Wiesenpieper, Baumpieper und Schafstelze; im Herbst 1958 Fitislaubsänger, Gartengrasmücke, Gartenrotschwanz, Weidenlaubsänger und Dorngrasmücke. Bemerkenswert war hier das Auftreten der letztgenannten Art. Im Gegensat zu den meisten mitteleuropäischen Zugvögeln, die im Herbst nach Südwesten abwandern, um in Spanien oder Westafrika zu überwintern, zieht diese Grasmücke nach Südosten. Für diese Gruppe der Nachtzieher waren die Beobachtungsbedingungen auf der Zugspitze viel schlechter: Der Scheinwerfer leuchtete ihnen nicht entgegen, und ehe sie die Zugspitze erreichten, mußten sie Vorberge — in diesem Fall die Ammergauer Berge — überwinden, die sie in die Höhe ablenken können. Die nach Südwesten ziehenden Vögel fliegen über dem Loisachtal, und der erste Berg, auf den sie treffen, ist die Zugspitze.

Interessant ist aber auch, daß die Artzusammensetzung in den beiden Beobachtungsjahren völlig verschieden war. Die Ursache hierfür liegt sicher in der Zufälligkeit der günstigen Beobachtungstage. Die wenigen Nächte mit großem Vogelanflug am Zugspitzgipfel ergaben immer nur einen Ausschnitt der Vögel, die gerade in dieser Nacht unterwegs waren. Acht oder zehn Tage später sind es schon wieder andere Arten. Trotzdem fällt auf, daß 1957 ein Drittel aller in der Nacht beobachteten Vögel aus Goldhähnchen bestand, im Herbst 1958 dagegen keine zehn Stück dieser Art gesehen wurden, während der Anteil von etwa 5% Laubsänger der verschiedenen Arten im Jahre 1957 auf 50% im Jahre 1958 angewachsen war. Wenn die Beobachtungen auf dem höchsten Punkt Deutschlands wiederaufgenommen werden, ist sicher noch manche Überraschung zu erwarten.

Ganz anders verhielten sich die Tagzieher. Zwar bestimmt bei ihnen die Sonne die Zugrichtung, wie besonders Kramers geniale Forschungen deutlich machten (Kramer 1957, Hoffmann 1959). Der genaue Zugverlauf wird jedoch vom Gelände beeinflußt in einer für jede Vogelart spezifischen Stärke. Dabei ist ein deutlicher Zusammenhang mit der Lebensweise des jeweiligen Vogels zu erkennen. Die in Bäumen und Büschen lebenden Buchfinken, Kohl- und Tannenmeisen z. B., die in der Umgebung ihres Nestes die Nahrung suchen, ziehen in Baumhöhe und machen häufig in Bäumen und Büschen Rast. Schwalben und Greifvögel andererseits, die frei fliegend in weitem Umkreis des Brutplatzes hoch in der Luft ihre Beute erjagen, wandern dagegen gewöhnlich fünfzig bis fünfhundert Meter hoch über der Talsohle. Entsprechend ist ihre jeweilige Vorausorientierung: Buchfinken wandern viel näher auf ein Hindernis zu als etwa Schwalben. In der Umgebung der Zugspitze konnten wir das sehr schön sehen, denn hier teilten sich die verschiedenen Gruppen auf. Sowohl Buchfinken, Kohlmeisen und Trauerfliegenfänger als auch die verschiedenen Schwalbenarten zogen der Loisach entlang, von Nordosten kommend, in das Garmischer Becken ein. Während jedoch die Schwalben über Garmisch nach rechts abdrehten, dem Loisachtal weiter folgten und am Eibsee vorbei auf das Ehrwalder Moos zuflogen, änderten die erstgenannten Vögel ihre Zugrichtung zunächst nicht. Einen

Teil von ihnen fanden wir in den Wäldern bei Hammersbach wieder, als sie ins Höllental hineinwanderten. Im hinteren Höllentalanger, wo der Steilabfall des Östlichen Riffelkopfes zunächst Halt gebot (an der Leiter des Höllentalsteiges auf die Zugspitze), sammelten sie sich dann an. In halber Höhe in dieser Wand sitzend, konnte ich beobachten, wie die Vögel durch Schraubenflüge versuchten, an Höhe zu gewinnen, und schließlich dort einflogen, wo die Wand sich zurücklehnt und zur Riffelscharte führt. Von hier nahmen sie Kurs auf die ersten in Zugrichtung sichtbaren Bäume knapp oberhalb des Eibsees bei der Station Riffelriß der Bayerischen Zugspitzbahn und erreichten so mit weit größerem Aufwand an Kraft und Zeit wieder den von den Schwalben benützten Weg.

Ein auffallend abweichendes Verhalten zeigten wandernde Tannenmeisen, weshalb ich mich mit diesen intensiver befaßte habe (Gauß 1959, 1966 a). In den ausgedehnten Wäldern südlich des Eibsees, wo ich sie suchte, fand ich nur wenige, und die befanden sich nicht auf dem Zug. Im Höllental, wo ich diese Meise ebenfalls erwartet habe, war keine einzige auszumachen. Auf dem Zugspitzplatt dagegen, wo sonst kaum ein ziehender Vogel zu beobachten war, sammelten sich tagtäglich zahlreiche Tannenmeisenschwärme in den letzten Latschenbüschen an.

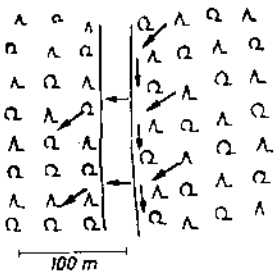


Abb. 1. Die von NO kommenden Tannenmeisen überfliegen eine Schneise bevorzugt dort, wo sie durch einzelne vorstehende Bäume eingeengt erscheint, und wandern so am Rand bis zu 100 Meter nach S, ehe sie auf die andere Seite hinüberwechseln.

Planmäßige Beobachtungen an verschiedenen Orten im Alpenvorland, am Gebirgsrand und in den Bergwäldern folgten und ergaben, daß die Tannenmeisen in geschlossenem Wald oder Buschbestand streng nach Südwesten ziehen. Senkrecht zur Zugrichtung verlaufende Wege und dgl. werden direkt überflogen. Treffen die ziehenden Tannenmeisen aber in spitzem Winkel auf eine Waldschneise, dann fliegen sie meist eine Weile an deren Rand entlang, bis sie an einer für sie günstigen Stelle — durch einen ausladenden Baum o. ä. geschaffen — auf die andere Seite hinüberwechseln, um die alte Richtung wieder aufzunehmen.

Gelangen die Meisen aber an einen Waldrand, so fliegen sie zunächst in der Richtung weiter, die der ursprünglichen Zugrichtung am nächsten kommt. Dadurch entsteht an solchen Waldrändern ein Stau. An Waldspitzen und dgl., wo die Vögel bei weiterem Festhalten am Wald zu weit von ihrer Zugrichtung abkämen, besonders aber wenn in ihrer Zugrichtung einzelne Bäume zu sehen sind, verlassen sie den Waldsaum und huschen entweder von Baum zu Baum oder fliegen über freies Feld nach Südwesten.

Dies ist vor allem dort zu beobachten, wo eine von Bäumen gesäumte Straße in offenes Gelände hinausführt.

Im Alpenvorland sammeln nun die vorwiegend von Südwesten nach Nordosten gerichteten Flußläufe mit ihren Auwäldern die ziehenden Tannenmeisen. Treffen dann die Schwärme auf einen Bergrücken, so wandern sie, solange der Wald geschlossen ist, in ihrer Zugrichtung weiter den Hang hinauf und wieder herab; sie verhalten sich also wie in der Ebene. Treten an die Stelle des Hochwaldes Latschenfelder, dann kommen die Tiere herunter und fliegen von Busch zu Busch wie im Flachland, wenn niedriges Gehölz an die Stelle von Hochwald tritt. An der oberen Latschengrenze, die der Waldspitze der Abb. 6 entspricht, und an einigen vorgelagerten Büschen sammeln sich nun die Wandernden. Solange noch eine Legföhre in Sicht ist, wird diese angesteuert, es sei denn, sie liegt in der Herkunftsrichtung; ist keine mehr zu sehen, dann geht es gerade über freies Gelände nach Südwesten, und nur senkrechte Felswände können die Zugrichtung etwas beeinflussen.

Auf dem Zugspitzplatt wurden diese Eigenheiten des Tannenmeisenzuges erst richtig deutlich. Durch die Wirkung von Waldrändern, Waldspitzen und einzelnen Baumreihen werden die Tannenmeisen in stets gleichbleibender Weise abgelenkt, weshalb südlich von Garmisch, etwa vom Hausberg bis zum Eibsee, kaum Tannenmeisen angetroffen wurden. Östlich davon zogen dagegen sehr viele Schwärme durch. Über bewaldete Berghänge gelangten sie ins Oberreintal, auf dessen Südseite, am Fuß der Nordwände des Wettersteinkamms, entstand ein Stau, und es erfolgte eine Ablenkung nach Westen. Zum Teil sammelten sich die Meisen dann bei A im schütteren Latschenbestand unter der Hochwanner-Nordwand (s. Abb. 4).

Abb. 2. An der Waldspitze verlassen die Tannenmeisen den Wald und fliegen über freies Feld in Richtung SW, auch wenn keine Leitlinie vorhanden ist.

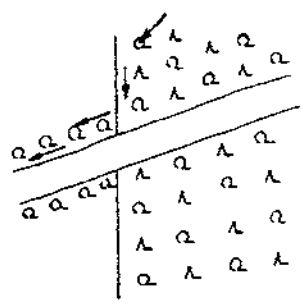


Abb. 3. Dem Verlauf des Waldrandes folgend, ziehen die Tannenmeisen zunächst südwärts, verlassen jedoch mit den Alleebäumen den Wald, da der Verlauf der Allee mehr mit der ursprünglichen Zugrichtung übereinstimmt.

Von dort flogen einige, besonders bei schlechter Sicht, dieser Wand entlang bis zum Gatterl und frei weiter nach Südwesten auf die Wetterstein-Südseite. Bei guter Sicht jedoch wechselten sie hinüber zu dem geschlossenen Latschenbestand am Ende des Zugspitzplatts (B + B_1) und folgten diesem dann bis in seine letzten Ausläufer in Form einiger vorgelagerter Büsche (1 + 2). Von hier steuerten sie eine ziemlich genau im Südwesten liegende Scharte an. In dieser angekommen, konnten sie in südöstlicher Richtung Busch 3 erspähen, und dann nach C, das ist geschlossener Hochwald bei der Ehrwalder Alm.

Um die wandernden Meisen anzulocken und besser beobachten zu können, habe ich Buschwerk hier heraufgetragen und als Busch 5 südwestlich der Scharte zwischen Plattspitzen und Gatterlköpfen aufgestellt. An Stelle von Busch 3 wurde jetzt natürlich dieser angeflogen, dann wechselten die Vögel hinüber zu dem im Südosten stehenden Busch 4, und von dort ging es hinunter nach C. Nun wollte ich auch noch feststellen, wie weit sich ziehende Tannenmeisen aus ihrer Zugrichtung ablenken lassen, und so wurde Busch 5 immer wieder versetzt. Lag dann Busch 4 um mehr als 90 bis 100 Grad außerhalb der Zugrichtung, dann verzichteten die Meisen auf ihn und flogen direkt hinunter zu den Wäldern bei der Ehrwalder Alm.

Mit diesen Beobachtungen konnten nun einige interessante Erscheinungen geklärt und andere Ergebnisse bestätigt werden:

Daß sich an gewissen Stellen (Waldrändern, Schneisen, Alleen usw.) ziehende Tannenmeisen sammeln und dann auf denselben Bäumen weiterwandern, wurde früher immer wieder bemerkt und hat zur Bildung der Leitlinientheorie beigetragen. Dabei wurde aber nicht bedacht, daß diese Meisenschwärme nicht nur auf dem Zug waren, sondern auch Angst hatten, die schützenden Bäume zu verlassen.

In der Stadtmitte von München können jeden Herbst ziehende Tannenmeisen beobachtet werden. Warum kommen gerade diese Waldvögel in die Großstadt? Im Alpen-

vorland bis zur Donau hin wirken die Auwälder der Flüsse als derartige „Leitlinien", welche die Tannenmeisen nach Süden führen. Da die Isar zwischen München und Freising in Süd-Nord-Richtung fließt, entsteht hier am westlichen Rand des Waldes ein Stau, und an geeigneten Stellen wandern viele Tannenmeisen heraus und folgen der Allee entlang der parallel verlaufenden Landstraße in die bayerische Landeshauptstadt. In den letzten Jahren ist dies nun nicht mehr so gut zu beobachten: Durch den Straßenausbau in der jüngsten Vergangenheit wurden die Bäume an einigen Stellen gefällt, und westlich dieser Straße wurden neue Alleen angepflanzt, und diese verteilen nun die Ziehenden.

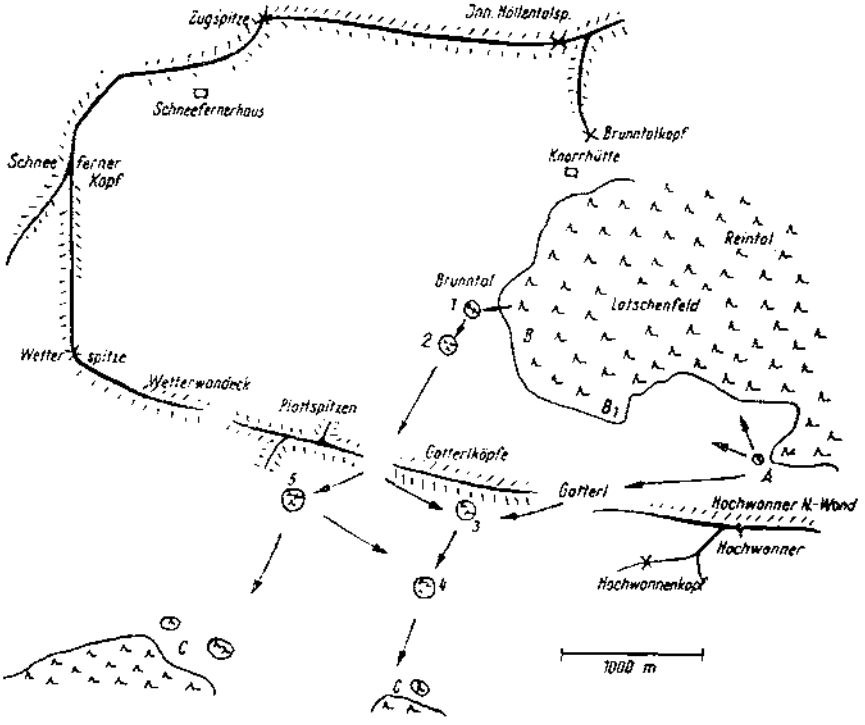


Abb. 4. Zug der Tannenmeisen auf dem Zugspitzplatt. Die das Reintal heraufwandernden Vögel sammeln sich in den letzten Latschenbüschen unter der Hochwanner-Nordwand (A) oder in Höhe des Weges Knorrhütte—Gatterl (B). Von A aus fliegt ein Teil das Gatterl an, einen etwa 1 km entfernten breiten Einschnitt in Richtung WSW. Die Mehrzahl fliegt nach B1 und dann in den Latschen nach B, von hier zu zwei vorgelagerten Büschen (1), (2), dann in eine ziemlich genau im SW gelegene Scharte. Dort werden drei Latschengebüsche (3), (4) und (5) sichtbar, von diesen geht es nach C.

Während die Tannenmeisen in den Alleebäumen der Landstraße Freising—München wanderten, konnte man ohne Mühe mit dem Fahrrad neben einem solchen Schwarm herfahren und so Zuggeschwindigkeit, tägliche Zugdauer und damit die pro Tag zurückgelegten Kilometer bestimmen (Gauß 1966 c). Wie vor uns schon andere Untersucher fanden wir dabei, daß die Tannenmeisen auf ihrem Zug nach Süden pro Tag nicht weiter fliegen als zur Brutzeit. Ganz im Gegenteil! Wenn Jungvögel im Nest sitzen, ist die erwachsene Meise mehr Stunden am Tag tätig: Die einzelnen Flugstrecken vom Nest zur Nahrungssuche, zurück zum Nest, um die Jungen zu füttern, und wieder weg zu den Futterplätzen ergibt im Laufe eines Tages einen längeren Weg als die während

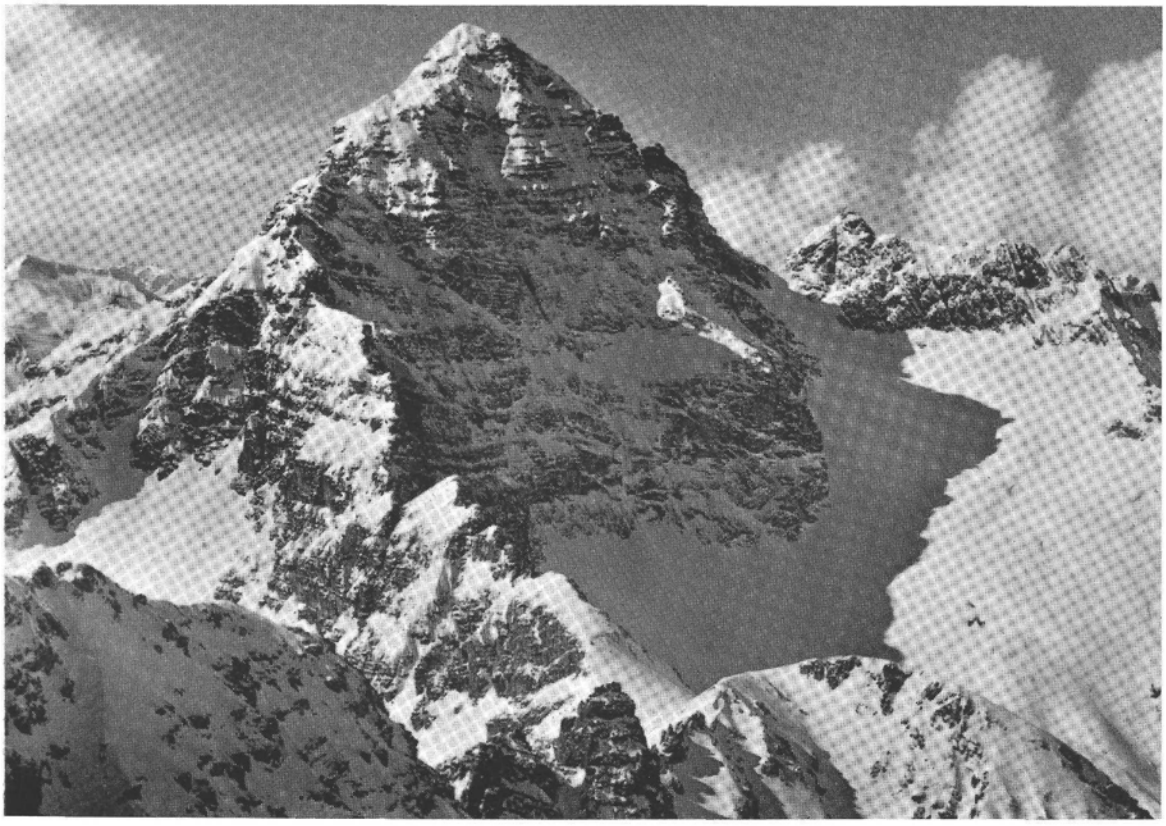
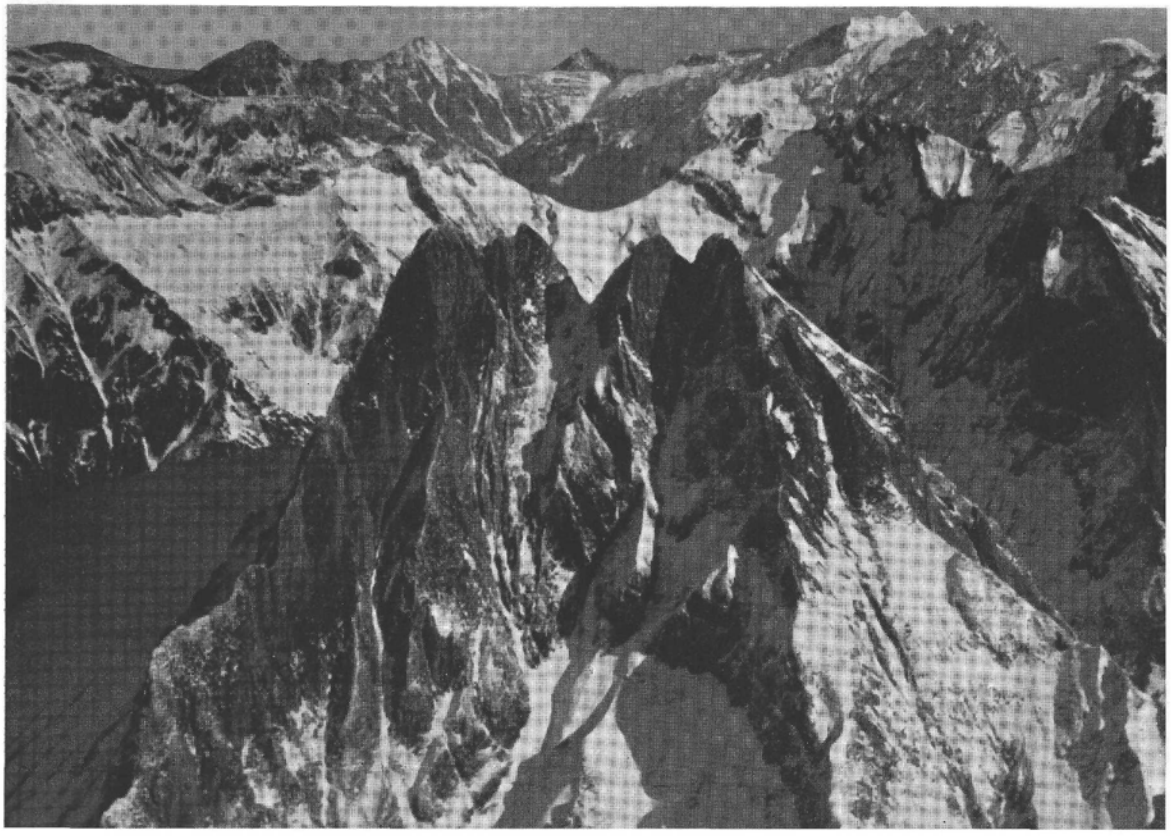


Bild oben: Der Hochvogel, einer der schönsten Allgäuer Berge (Aufn. Franz Milz)

Bild unten: Höfats von Norden (Luftaufnahme)

Tafel VII



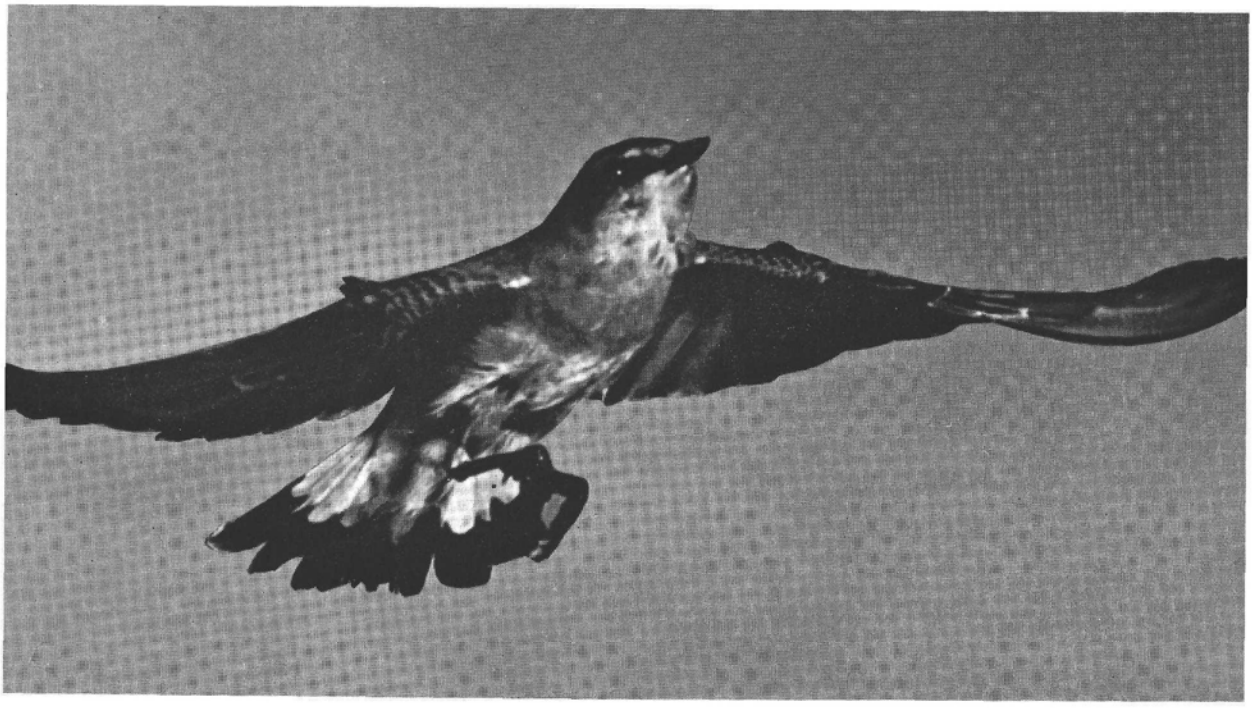
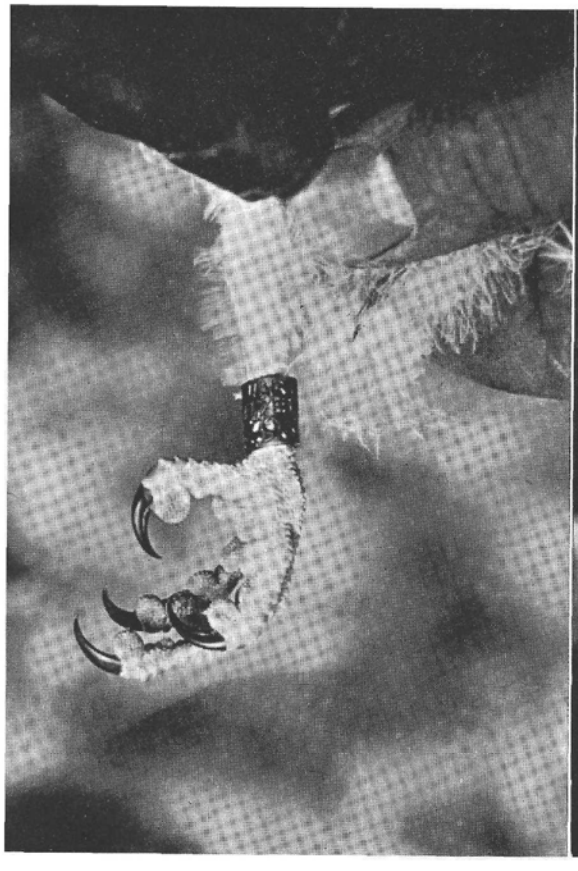
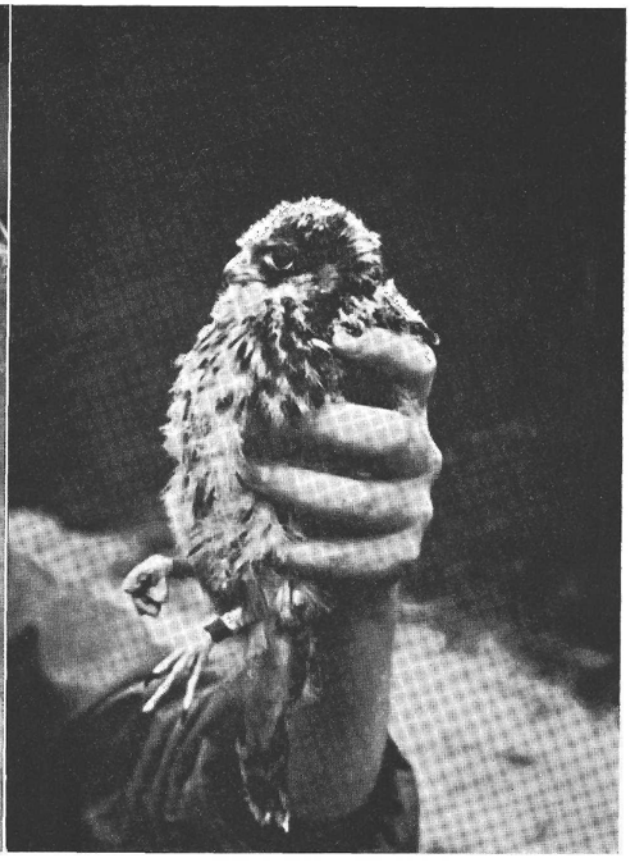


Bild oben: Steinschmätzer im Flug. Eine automatische Kamera war aufgestellt, um einzelne Zugvögel zu photographieren. Hier ist der Vogel in den auslösenden Infrarotstrahl geflogen und hat vor sich ein angestrahltes Hindernis entdeckt. Um landen zu können, streckt er die Beine aus (Aufn. Günther Gauß).
Bild links unten: Fuß eines Baumfalken mit einem eloxierten Aluminiumring mit der Inschrift „Vogelwarte Radolf zell" und der Ringnummer (Aufn. Finczynski).
Bild rechts unten: Beringter Baumfalke. An einem Ständer trägt er einen farbigen Zelluloidring, am anderen einen eloxierten Aluminiumring. Farbringe in wechselnden Kombinationen ermöglichen es, das einzelne Tier zu erkennen, ohne es zu fangen und damit immer wieder zu stören (Aufn. Finczynski). Tafel VIII





des Zuges an einem Tag zurückgelegte Strecke. Die einzige Leistung — im Vergleich zum sonstigen Leben des Vogels — ist nur, daß die eingeschlagene Richtung beibehalten wird und somit große Entfernungen erreicht werden.

Diese Beobachtungen an Tannenmeisen erklärten auch, weshalb im südlichen Rußland gewisse Wald- und Obstbaugebiete fast jedes Jahr von starkem Schädlingsbefall heimgesucht werden, während andernorts nie eine Massenvermehrung der schädlichen Insekten zu bemerken ist. Rußlands Flüsse — soweit sie in Waldgebieten entspringen und nach Süden fließen — sind zu einem Teil während ihres ganzen Laufes durch die Steppe, zumindest aber bis weit nach Süden, von Galeriewäldern begleitet. Durch diese geführt, gelangen nun jeden Herbst zahllose Tannenmeisenschwärme aus den Wäldern Sibiriens in das Delta des Ural- und Embaflusses und an andere Orte am Nordufer des Kaspischen Meeres, verbringen in den dort gelegenen Auwäldern den Winter und leben dabei in der Hauptsache von Insekten. Ins Wolgadelta gelangen sie dagegen nur selten. Auch hier werden durch den Galeriewald am Oberlauf der Wolga jeden Herbst Tannenmeisen herausgeführt und folgen dem Fluß. Wo aber die Wolga bei dem ehemaligen Stalingrad nach Südosten abbiegt, fehlen leitende Bäume, und wie im Gebirge oberhalb der Baumgrenze und Krummholzzone erfolgt dann der Flug nach Südwesten über freies Gelände. So gelangen jeden Herbst große Meisenschwärme in den Park von Askania-Nova und in die Wälder und Obstplantagen auf der Krim, die rundherum von baumloser Steppe umgeben sind, und verhindern dort die Massenvermehrung von Schadinsekten, worunter die Wälder im Wolgadelta und die dort gelegenen Obstplantagen so stark zu leiden haben. Durch Anlage entsprechender „Leitalleen" soll dem nun abgeholfen werden.

Schriften:

Bezzel, E., und *G. Gauß:* (1958) „Vogelzugbeobachtungen auf der Zugspitze bei Garmisch-Partenkirchen/Obb. im Herbst 1957." Jb. d. Ver. z. Schutz der Alpenpflanzen u. -tiere, München, Jg. 23, S. 161.

Gauss, G.: (1959) „Über das Zugverhalten der Tannenmeise." Die Vogelwelt, 80, S. 83. — (1966a) „Über das Zugverhalten der Tannenmeise II." Die Vogelwarte, 23, im Druck. — (1966b) „Herbstliche Vogelzugbeobachtungen im Wettersteingebirge." Die Vogelwarte, 23, im Druck. — (1966c) „Über das Zugverhalten der Tannenmeise III." Ornith. Beobachter, Bern, Jg. 63, im Druck.

Godel, M., und *G. de Crousaz:* (1958) „Studien über den Herbstzug auf dem Col de Cou und Col de Bretolet 1951—1957." Ornith. Beobachter, Bern, 55, S. 96.

Hoffmann, K.: (1959) „Die Richtungsorientierung von Staren unter der Mitternachtssonne." Z. vergl. Physiologie, 41, S. 147.

Kramer, G.: (1957) „Experiments on bird orientation and their interpretation." Ibis, 99, S. 169.

Lohmann, M.: (1960) „Zum Vogelzug in den Alpen." Ornith. Beobachter, Bern, 57, S. 147.

Masarey, A., und *E. Sutter:* (1939) „Schweizerisches Unternehmen zur Erforschung des Vogelzugs in den Alpen." Ornith. Beobachter, Bern, 36, S. 43 und S. 52.

Sauer, F.: (1957) „Die Sternorientierung nächtlich ziehender Grasmücken." Z. f. Tierpsychologie, 14, S. 29.

Schütz, E.: (1952) „Vom Vogelzug." Verl. Paul Schöps, Frankfurt/M.

Sutter, E.: (1957) „Radar als Hilfsmittel der Vogeszugforschung." Ornith. Beobachter, Bern, 54, S. 70.

Anschrift des Verfassers: Günther H. Gauss, D-8 München 23, Barlachstraße 20; z. Z. D-1 Berlin 33 (Dahlem), Klinik für kleine Haustiere der Freien Universität, Bitterstraße 8-12.

Gosautal und Gosaukamm

SEPP WALLNER

Es gibt kaum ein zweites Land, das in seinen Gegenden eine derartige Vielfältigkeit aufweist wie Oberösterreich. Vom alten „Nordwald" fällt der Granit der böhmischen Festlandscholle ab zum Donaustrom und übersetzt ihn sogar im Passauer oder Sauerwald und im Kürnberger Wald. Diese beiden Erhebungen leiten über zum fruchtbaren Innviertel und über den Kobernaußer und Hausruckwald zur Seenlandschaft des Salzkammergutes, weiter östlich zur Welser Heide und den gesegneten Gefilden des Traunviertels. Hinter dem Saum der Voralpen entfaltet sich die weiße Kalkpracht des Toten Gebirges, und dahinter bilden im Süden die Firn- und Gletscherfelder des Dachsteins den strahlenden Abschluß. Vom Böhmerwald bis zu den Hochalpen reicht unser Land! In dieser Vielfalt von Landschaften ist das Gosautal mit dem kühnen Profil des Gosaukammes wohl eines der seltsamsten und eindrucksvollsten. Ein Bergland voll wuchtiger, himmelhoher Wände, zersägter Grate und kühner, schlanker Türme. Man könnte meinen, in die Dolomiten versetzt zu sein, und es wird auch nicht selten der Name „Gosauer Dolomiten" gebraucht.

Das Gosautal

Das Gosautal oder im Volksmund „Die Gosau" ist eigentlich die einzige Talfurche, die bis in das Herz des Dachsteinstockes einschneidet. Zuerst westlich, dann südlich und schließlich südöstlich zieht es im weiten Bogen um den Plassen (1954 m) und die anderen Vorberge, erreicht bei der Dorfsiedlung Gosau 770 bis 800 Meter Seehöhe, beim Vorderen Gosausee 933 Meter und beim Hinteren Gosausee 1160 Meter. Es hat ungefähr eine Länge von 20 Kilometern. Wenn der Wanderer am Hallstätter See den zuerst engen und waldverwachsenen Graben des Gosautales betritt, fesselt ihn zunächst der „Gosauzwang", die kühne, siebenpfeilerige Brücke (43 Meter hoch, 133 Meter lang), die im Jahre 1757 nach den Plänen eines schlichten Gosauer Holzknechtes namens Josef Spielbüchler erbaut wurde und die Salzsolenleitung Hallstatt—Ischl—Ebensee überführt. Wo sich das Tal weitet, ist bereits eine beträchtliche Steigung überwunden. Hier beginnt auch der Ort Gosau, dessen Häuser über das ganze Talbecken verstreut sind. Immer mehr entfaltet sich nun als gewaltiger Hintergrund, als himmelstrebende Kulisse die Felsenwelt des Gosaukammes. In verwirrender Schönheit ziehen Kanten und Grate empor, stehen mächtige Wände und schlanke Türme. Gegen Westen schließen die Zwieselalm und der lange Zwieselberg an, und nach der Senke des Paß Gschütt (971 m) begrenzt das Ramsauer Gebirge (Kalmberg) das Tal. Der Talgrund dürfte ehemaliger Seeboden sein. Die Besiedlungsgeschichte ist uralt. Der Name Gosau wird verschiedentlich abgeleitet, und zwar von Goten Aue (Gozzos Awe) oder Guß- bzw. Gießbach (goz ouwe). Einst zum Erzbistum Salzburg gehörig, kam es später zu Steiermark. Als man Salzlager entdeckte und Herzog Albrecht von Österreich einen Stollen schlagen und Sudpfannen errichten ließ, kam es zu einem Streit mit dem Erzbischof Konrad von Salzburg, der einen Rückgang der Einnahmen aus seiner Halleiner Saline befürchtete. Es begann eine Fehde, und des Erzbischofs Soldaten zerstörten im Jahre 1295 alle Bergwerksanlagen im Gosautal. Heute gewinnt man Schleifsteine und Kreide und betreibt Almwirtschaft und Viehzucht, in den weiten Bundesforsten Waldarbeit. Die Gosauer sind zum Großteil Protestanten — zwei Kirchen thronen daher hoch über der Talstraße am Westhang des Tales —

und unterscheiden sich in Sprache, Kleidung und Gebräuchen von der übrigen Bevölkerung des Salzkammergutes. Dies hat die jahrhundertelange Abgeschlossenheit im entlegenen Tale bewirkt. Ein feines Ohr wird den Unterschied in der Mundart sofort bemerken, wie man im Tonfall der Sprache z. B. auch einen Ischler von einem Ebenseer leicht unterscheiden kann. Die häufigsten Gosauer Personennamen sind Gamsjäger, Spielbüchler und Wallner.

Die Talstraße zieht am Gosaubach entlang weiter ins Hintertal und zum Gosauschmied (766 m), einem bekannten Alpengasthof, und von dort stark ansteigend durch das sich wieder verengende Tal zum Vorderen Gosausee. Hier erleben wir einen Glanzpunkt der Ostalpen. In einer mit grünen Wäldern ausgeschlagenen Felsschale schimmert die dunkle Wasserfläche des Sees. Dahinter bauen sich die Gletscher und die Gipfel des Dachsteinstockes auf. Wenn der Abend kommt und die Tiefe in grünblauem Dämmerdunkel versinkt, leuchten oben noch lange die Eisfelder und Hochgipfel. Leider hat die Technik auch das Gosautal und seine Wasserkräfte nicht unberührt gelassen. Der See ist oft tief abgesenkt und verliert dadurch an seiner einmaligen Schönheit. Bei Normalstand ist er 1520 Meter lang und 450 Meter breit. Bis hierher verkehren auch (ab Bad Ischl und Steeg-Gosau) die Postautos.

In einer guten Stunde gelangt man, an der Gosaulacke vorbei, zum Hinteren Gosausee. In wunderbarer Ruhe und Unberührtheit liegt er im Frieden der Berge. Das Bild ist gewaltiger und ernster, da ihn die Felswände des Dachsteinstockes eng umschließen. Die milchigen Gletscherwasser ergießen sich in seine Fluten, und deshalb wird der See auch „Kreidensee" genannt. Von den Felshäuptern der eigentlichen Dachsteingruppe ist nur mehr der Torstein, auf dem die drei Länder Salzburg, Steiermark und Oberösterreich aneinandergrenzen, zu sehen. Der Weg zur Adamekhütte am Großen Gosaugletscher läßt sich von hier in zweieinhalb Stunden bewältigen.

Der Gosaukamm

Der Dachstein (2996 m), die gewaltigste Massenerhebung der Nördlichen Kalkalpen, entsendet nach Nordwesten einen scharfgezackten Ausläufer, den sogenannten Gosaukamm. Er beginnt, streng genommen, am Reißgangsattel (1954 m), über den der „Linzer Weg" führt, und endet am Törlecksattel vor der Zwieselalmhöhe. In der nun folgenden Schilderung des Kammverlaufes können bei der Fülle der Erhebungen nur die bedeutendsten Gipfel genannt werden. Nach dem Reißgangsattel ist noch ein Übergang, der Löckgang (1787 m), zu nennen. Über den Sammetkopf (2058 m) und den Kramersattel zieht der Kamm zum Steiglkogl (2203 m). Über den Mitterkogel (2125 m) läuft eine Verbindung gegen Norden zur Adelwand (2136 m), Hinterer (2102 m) und Vorderer Kopfwand (2072 m) und zum Gabelkogel (1905 m). Es folgt der Steiglpaß (2012 m), über den vom Vorderen Gosausee ein angelegter Weg und eine Markierung zur Hofpürglhütte führt. Von der Armkarwand (2348 m) strahlt ein bedeutender Seitengrat über den Schwinzgerzipf zur Großen (2455 m) und Kleinen Bischofsmütze (2428 m), zum Mosermandl, zur Kantenbrunnspitze und schließlich zur Stuhllochspitze nach Süden bzw. durch Verzweigung nach Südwesten und Westen aus. Der Hauptkamm verläuft aber zur mächtigen Großwand (2413 m) mit dem Hohen und Niederen Großwandeck und dem kühnen Däumling (2322 m). Es folgt der Weitgrieskopf (2234 m). Nun senkt sich die Weitgriesscharte ein und verbindet das nördliche Weitgries mit der Weiten Zahring. Wasserkarkogel (2267 m) und Zahringzähne (2193 m) setzen den Hauptkamm fort. Gegen Norden liegt nun das einsame, verborgene Wasserkar, umkränzt von Scharwandspitze (2170 m), Scharwandturm (ca. 2150 m) und Wasserkarturm (2050 m). Der Linzer Turm (1802 m) schmiegt sich im Norden an dieses Massiv an. Nun senkt sich wieder eine Scharte, und zwar die Mandlscharte mit dem sagenhaften Schartenmandl, ein, die die nördliche Wasserriese wieder mit der Weiten Zahring verbindet. Es folgt der dreigipfelige Mandlkogel

Blick aus der Gosauschlucht auf die Donnerkögel. Zeichnung von Richard Püttner (1880)

(2277 m), der bedeutendste Berg der sogenannten „Gamsfeldgruppe". Südwestlich flankieren dieses stolze Dreigestirn Geisterkogel (2245 m) und Zahringkogel (2125 m) und nordöstlich zur Gamsriese Schafkogel (1967 m) und Steigkogel (1804 m). Den Hauptkamm setzen nun der Saurücken (2198 m), die Flachkögel und der Angerstein (Hauptgipfel 2101 m) fort, südlich steht der Glatscherofenkogel (2078 m), und nördlich sinkt ein Seitengrat mit Weitkarturm, Gamsriesenturm (1960 m) und Gredlkogel (1790 m) ab. Gamsfeldkogel, Gamsfeld, die Angersteintürme, das Angersteinmandl, das Weitschartenmandl (auch Stuhlalmtürml oder „Stuhlzapfl") und die Weitschartenköpfe sollen in diesem Abschnitt noch angeführt werden. Nördlich liegt nun das mächtige Weitschartenkar, die Weitscharte senkt sich ein und trennt die Donnerkogelgruppe vom Gamsfeldstock. Die Strichkögel (höchster 2034 m) mit dem Scharlingkogel setzen den Kamm gegen Nordwesten fort. Hoch über der Steinriese steht der Steinriesenkogel (2012 m). Der Große (2054 m) und der Kleine Donnerkogel mit Freyaturm (1991 m) und Donnermandl bilden die letzten markanten Ausläufer des Gosaukammes. Das grüne Alm- und Waldgelände der Zwieselalm und des Zwieselberges setzen weiter den Kamm bis zum Paß Gschütt fort.

Der *geologische Aufbau* des Gosaukammes ist gleich dem des zentralen Dachsteinstockes. Der Hauptteil dieser Alpengruppe besteht aus übereinanderliegenden Schichten der Triasperiode (unten: Werfener Schichten, Muschelkalk, Ramsau-Dolomit, Raibler Schichten, Hauptdolomit, Dachsteinkalk, oben). Unter diesen Schichten tritt an der Südseite auch paläozoisches Gestein hervor.

Von der *Flora* der Dachsteingruppe behaupten die Botaniker, daß noch Edelweiß an schwer zugänglichen Stellen des Gosaukammes vorkommen. Diese Behauptung fand ich vor etwa drei Jahrzehnten bei einer Bergfahrt im Gebiet der Bischofsmütze (Mosermandl) und am Angerstein durch Funde bestätigt. Ob diese seltene Pflanze auch derzeit im Gosaukamm noch vorkommt, kann ich nicht sagen, es dürfte aber wahrscheinlich sein.

Der Gosaukamm bildet in seiner ganzen Länge die Landesgrenze Oberösterreichs gegen Salzburg. Da die Bischofsmütze — wie schon angeführt — durch einen Seitenast südlich vorgerückt ist, steht sie vollständig auf Salzburger Boden. Der Name dieses Gebirgszuges war lange so verworren, wie seine unzähligen Kare und Scharten, Gipfel und Riesen einfach verwirrend sind. Es sind daher auch die Karten nicht immer ganz richtig. Im salzburgischen Lammertal, in Lungötz, Annaberg und Abtenau kennt man nur das „Stuhlgebirge" oder auch aus Gründen der Fremdenwerbung die „Salzburger Dolomiten", die Gosauer hingegen bezeichnen oft die ganze Bergkette als Donnerkögel, Scharwände oder Gosauer Seespitzen. Verschieden werden oft auch manche Berggipfel benannt, überhaupt dann, wenn sie von beiden Tälern aus zu sehen sind. Erst Prof. Friedrich Simony schuf durch seine grundlegenden Arbeiten allmählich den festen Begriff „Gosaukamm", dies wenigstens unter der Bergsteigerschaft. Für den gesamten Gosaukamm ergibt sich als Unterteilung der „Gosauer Stein", vom Reißgangsattel bis zum Steiglpaß mit dem Seitenast zum Gabelkogel, die „Gosauseespitzen" (im Lammertal „Stuhlgebirge") vom Steiglpaß bis zur Großen und Kleinen Weitscharte und die „Donnerkogelgruppe" von der Weitscharte bis zum Törlecksattel, wo der „Zwieselalmzug" anschließt.

Diese stolzen Berggestalten zogen alsbald die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich, und sie kamen, um sie zu ersteigen und zu erforschen. Es ist nicht möglich, die Erschließer des Gosaukammes auch nur aufzuzählen, es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Eine entsprechende Würdigung wäre nur in einer umfangreichen Abhandlung möglich. Jedenfalls haben Linzer und Wiener Bergsteiger den Hauptteil dieser Erschließung bzw. die Eröffnung neuer Kletterwege vollbracht. Wir finden zur Erinnerung an diese Tatsache ein Linzer Mandl, einen Linzer Turm, Linzer Weg, Wiener Turm usw. Das war um die Jahrhundertwende und in den folgenden Jahren und besonders nach dem ersten Weltkrieg. Aber schon vorher, also in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, bemühten sich große Bergsteiger und auch berühmte Dolomitenführer sowie tüchtige einheimische Bergführer um die ersten Ersteigungen der höchsten und markantesten Gipfel, so zum Beispiel Markgraf Pallavicini und Gefährten um die Bischofsmütze, Prof. Oskar Simony um die Großwand und kein Geringerer als Ludwig Purtscheller um den Mandlkogel und den Angerstein. Es waren fast durchwegs Alpenvereins- (und ÖAK-)Mitglieder, die ihre Namen an diesen himmelhohen Wänden, Graten und Kanten verewigten. Wer sich für die Erschließungs- und Ersteigungsgeschichte dieser Berge interessiert, der kann sie in dem vorzüglichen „Führer durch das Dachsteingebirge" von Alfred von Radio-Radiis nachlesen, wo sie vorbildlich und nahezu lückenlos dargestellt ist.

Die himmelstürmenden Kalkfelsen des Gosaukammes sind ein Bergsteigerland der Jugend! Vom markierten Weg auf den Großen Donnerkogel, dem leichten Zugang zum Mitterkogel vom Steiglpaß und dem verhältnismäßig leichten Normalweg auf die Große Bischofsmütze bis zur Däumling-Ostkante (einem der markantesten Wege des VI. Grades) gibt es alle bergsteigerischen Möglichkeiten und Hunderte von Kletterwegen. Man müßte fast sämtliche Bergurlaube eines Lebens verwenden, um sie alle kennenzulernen: die stolzen Wege der Großwand, der Bischofsmütze, die kühne Mandlkogelkante, die „Adlerwege" des Däumlings, wie sie Sepp Lichtenegger — der mit Lois Macherhammer

1932 die berühmte Däumling-Ostkante beging — einmal nannte, und alle anderen. Die Hofpürglhütte am Fuße der Bischofsmütze, die Theodor-Körner-Hütte auf der Stuhlalm, beide auf Salzburger Boden liegend, sowie die Gablonzer Hütte auf der Zwieselalm und die Scharwandhütte (für Selbstversorger) auf der Vorderen Scharwandalm bieten dem Bergsteiger im Gosaukamm freundliche Herberge. Sämtliche angeführten Unterkünfte sind AV-Hütten. Der Gosaukamm ist Arbeitsgebiet der Akademischen Sektion Wien, der Sektion Linz und der Sektion Neugablonz (Sitz Enns) des Österreichischen Alpenvereins und der Sektion Gablonz (Sitz Kaufbeuren) des Deutschen Alpenvereins.

Der bescheidene Bergwanderer möge es sich nicht entgehen lassen, den Gosaukamm wenigstens einmal zu umwandern; er wird von dieser Fahrt, die ihm genauen Einblick in diese vielgestaltige Felsenwelt gibt, begeistert sein. Als Ausgangspunkt soll der Vordere Gosausee (Anreise mit Postauto oder eigenem Pkw bis hierher möglich!) gewählt werden. Über die Scharwandhütte und den sogenannten „Steiglweg" und Steiglpaß wird in fünf Stunden die Hofpürglhütte (1705 m) am Fuß der Bischofsmütze erreicht. Diese Wanderung gewährt wunderbare Ausblicke zum Dachstein (Gosaugletscher) und Einblick in die Riesen und Kare des Gosaukammes (Gamsriese mit Mandlkogel, Armkar mit Niederem Großwandeck und Däumling). Nach Nächtigung in der Hofpürglhütte wandert man über den „Austriaweg", immer an der Südseite de Gosaukammes entlang, über die Theodor-Körner-Hütte auf der Stuhlalm wieder in fünf Stunden zur Gablonzer Hütte auf der Zwieselalm. Von dort ist man leicht in einer Stunde wieder beim Vorderen Gosausee und damit bei der Postautostation oder beim eigenen Pkw. Auf diesem Weg blickt man hinaus zum Tennen- und Hagengebirge und zum langen Zug der Tauern. Gewaltig groß schaut die Bischofsmütze in das Stuhlloch herab. Bei mäßiger Leistung kann in zwei Tagen diese schöne Wanderung durchgeführt werden.

Daß der Gosaukamm als Schigebiet nicht in Betracht kommen kann, ergibt sich schon aus der vorstehenden Schilderung. Doch unentwegte Schitouristen haben auch Gipfel des Gosaukammes mit Schiern erstiegen (so z. B. Mitterkogel, Gabelkogel und andere), und kühne Steilhangfahrer sind sogar von der Großwand und durch die Angersteinrinne abgefahren. Dies vor allem im Frühjahr und bei sicherer Schneelage. Die Schier waren aber hier meist Mittel zum Zweck, und zwar als Zubringer zu winterlichen bzw. nachwinterlichen Kletterfahrten.

Die Geschichte der Bischofsmütze

Am 28. Juni 1959 waren es achtzig Jahre, seit der Gipfel der Großen Bischofsmütze erstmals betreten wurde. Dieser Berg im Gosaukamm mit seinem kühnen Gipfelpaar ist eine auffallende Erhebung und hat natürlich das Interesse der Bergsteiger früh auf sich gelenkt. Im Volksmund mit den abenteuerlichen Namen Teufelshörner, Schwingerzipf, Hochzeiter (weil paarweise!) oder Zipfelmütze bezeichnet, prägte sich seit gut sechzig Jahren eindeutig der Name Bischofsmütze. Die erste Ersteigung der Kleinen Bischofsmütze (2428 m), also der niedrigeren Erhebung des Doppelgipfels, soll in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Peter Gappmayr aus Filzmoos gelungen sein, der 1832 auch den Hohen Dachstein als erster betrat. Der erste bekanntgewordene Ersteigungsversuch auf die Große Bischofsmütze (2455 m) ist am 1. Juni 1879 durch R. Ißler und Dr. A. Sattler mit dem Ramsauer Bergführer Johann Knauß erfolgt. Vom 12. bis 16. Juni des gleichen Jahres belagerten Markgraf Pallavicini, A. Posselt-Czorich und H. R. Rumpler mit den eigens dazu hergebrachten Dolomitenführern Santo Siorpaes und Arcangelo Dimai die Große Mütze, wobei aber schließlich nur die Kleine Mütze erreicht wurde. Am 28. Juni 1879 erreichten die Ramsauer Bergführer Auhäusler und Johann Steiner (der Vater der berühmten Dachsteinführer Franz und Georg Steiner), die schon am 16. Juni mit Knauß wegen der fremden Führer zur Beobachtung anwesend waren, den Gipfel der Großen Bischofsmütze. Die ersten Versuche wie die erste Ersteigung selbst erfolgten

aus dem Stuhlloch und durch die Nordwandschlucht. Auhäusler und Steiner stiegen nach ihrem Gipfelsieg durch die Mützenschlucht nach Süden zum Eiskar ab und eröffneten damit den heute üblichen Normalanstieg. Als erster Tourist erreichte am 9. Juli 1879 R. v. Lendenfeld mit den beiden Erstersteigern den Gipfel. Über ein Dutzend Kletterführen leiten heute bereits auf den kühnen Gipfel der Großen Bischofsmütze, und an ihnen spiegeln sich die Entwicklung der alpinen Technik und die Erschließungsgeschichte des Gosaukammes wider.

Der Gipfelsieg der einheimischen Führer wurde damals in der steirischen Ramsau begeistert gefeiert, und noch heute — also nach nahezu neunzig Jahren — hört man ab und zu das damals vom evangelischen Pfarrer gedichtete „Mützenlied" nach der Melodie „Ich bin ein Fischersjunge . . ." unter den Dachstein-Südwänden erklingen.

So hat der Erfolg der einheimischen Bergführer im Jahre 1879 die Gemüter im Süden des Dachsteinstockes stark bewegt, und das Heimat- und Zusammengehörigkeitsempfinden schlug hohe Wellen. Es ist wohl wert, sich an die kühne und mutige Tat einfacher Bergmenschen, an die erste Ersteigung des bekanntesten Gipfels des Gosaukammes zu erinnern.

Bald sind hundert Jahre vergangen, seit sich das vermehrte Interesse der berg- und naturfreudigen Menschen diesem Gebirgszug zugewandt hat und damit die planmäßige Erschließung dieser wilden Berge begann. Immer neue, junge Geschlechter haben ihre Liebe diesen kühnen Erhebungen gewidmet, und wer sich ihnen einmal nahte, diesen Felsburgen, die wie versteinerte Flammen in die Unendlichkeit des Himmels lodern, dem werfen die Erlebnisse auf ihren Höhen noch einen hellen Schein froher Jugend ins späte Alter.

Schrifttum und Karten:

Böhm, Dr. August von: „Die Dachsteingruppe" (Erschließung der Ostalpen, Bd. I, Berlin 1893).
End, Willi: „Kleiner Führer durch das Dachsteingebirge" (München 1963).
Krebs, Norbert: „Die Dachsteingruppe" (Zeitschrift 1915).
Peterka, Hubert: „Die Erschließung der Großen Bischofsmütze" (Österr. Alpenzeitung 1949, Seite 148).
Pichl, Eduard: „Hoch vom Dachstein an!" (München 1936).
Radio-Radiis, Alfred: „Führer durch das Dachsteingebirge", 5., ergänzte Auflage (Wien 1950).
Reinl, Ing. Hans: „Der Gosaukamm" (Zeitschrift des DuOeAV 1914).
Reinl, Ing. Hans: „Dachsteinfahrten" (Zeitschrift des DuOeAV 1915).
Simony, Dr. Friedrich: „Das Dachsteingebiet", Text- und Bildband (Wien 1895).
Simony, Prof. Oskar, und *Georg Geyer:* „Das Dachsteingebirge" (Zeitschrift des DuOeAV 1881).

Naturgemäß konnten hier nur die wichtigsten, in sich abgeschlossenen und größeren Arbeiten über das Gebiet angeführt werden. Fahrtenberichte und Fahrtenschilderungen finden sich in großer Zahl in allen alpinen Zeitschriften, insbesondere in der „Österreichischen Alpenzeitung", der Zeitschrift des Österreichischen Alpenklubs.

Karten:

Alpenvereinskarte, 1:25.000, „Dachsteingruppe".
Österreichische Karte, 1:50.000, Blatt 126 Radstadt und Blatt 95 St. Wolfgang im Salzkammergut.
Touristenwanderkarte, 1:50.000, „Dachsteingruppe", Sonderausgabe von Freytag-Berndt und Artaria, Wien.
Touristenwanderkarte, 1:100.000, Blatt 28 „Dachstein und Salzkammergutseen", von Freytag-Berndt und Artaria, Wien.

Anschrift des Verfassers: Sepp Wallner, A-4020 Linz a. d. Donau, Freistädter Straße 15/III.

Frühjahrsschifahrten in den Julischen Alpen

KURT DELLISCH

Dem Kärntner bietet sich eine Fülle von Frühjahrsschifahrten in den Julischen und in den Steiner Alpen wie in den Karawanken. Natürlich stehen diese Tourenmöglichkeiten auch dem Urlauber offen, der sich in der Zeit zwischen April und Juni in Kärnten aufhält.

Der besondere Reiz solcher Frühjahrsschifahrten besteht darin, daß sich nach kurzer Autoanfahrt rassige Abfahrten und schöne Klettereien mit einem erfrischenden Bad in einem der Kärntner Seen kombinieren lassen.

Mojstrovka

An einem Sonntag anfangs Juni verlassen wir um 4.30 Uhr Klagenfurt. Die Kurorte am Wörther See sind um diese Morgenstunden still, nur ein paar Gäste beleben schwankend die Straßen. Nicht einmal eine Stunde brauchen wir bis zur Grenze am Wurzenpaß, wo wir während der kurzen und freundlichen Abfertigung schon auf die vor uns liegenden Julier schauen können. Über Kranjska gora geht es über die gut ausgebaute Paßstraße auf den Vršič, über den während des ersten Weltkrieges die Fahrstraße gebaut wurde, deren Reste man heute noch sieht, und der zwischen den beiden Weltkriegen die Grenze zwischen Jugoslawien und Italien bildete.

Es gibt genügend Parkplätze. Schnell sind die Schuhe gewechselt, die Schier in den Rucksack gesteckt, und dann geht es vom höchsten Punkt des Sattels aus auf einem markierten Steig durch die schon aperen Latschenfelder in einem großen Bogen nach Westen in das in der Morgensonne schneeblinkende Kar, das aus einer Scharte des von der Mojstrovka nach Süden ziehenden Grates bis zum Vršič herabzieht. Durch die Ostlage ist der Schnee schon aufgefirnt und leicht begehbar. Wenn die Sonne nicht warm genug scheint, kann der Aufstieg auf die Scharte wegen der Steilheit unangenehm sein. Von der Scharte weg führt der bezeichnete Weg nahe dem Grat zum Gipfel; auch dieser Wegteil ist schon völlig aper. Der Aufstieg über den Grat ist sehr angenehm, es weht ein kühles Lüfterl, und man kann stets den Blick über die benachbarten Gipfel der Julier genießen. Ohne Eile erreichen wir nach 1¾ Stunden Aufstieg um 7.30 Uhr früh den Gipfel.

Eine halbe Stunde nehmen wir uns Zeit für die Gipfelrast. Wir schauen hinüber zur schönen Felsgestalt des Jalovec, zu dem auch bereits durch das Kar die Schifahrer streben, zum Triglav, Prisank und Mangart, aber auch hinunter in die Seenlandschaft Kärntens.

Unmittelbar vom Gipfel weg können wir abfahren, zuerst über einen schmalen Schneestreifen nach Westen, dann über weite, breite, kaum ein bis zwei Zentimeter aufgefirnte Schneefelder, aus denen, wenn man tiefer kommt, Felsen herauswachsen. Wir müssen aufpassen, daß wir im Rausche dieses herrlichen Schwebens zu Tal nicht zu tief gegen die Trenta hinunterkommen, denn wir müssen ja wieder über die Scharte zurück, auf die wir über einen gut gangbaren Steig in einem kurzen Aufstieg kommen. In der Scharte wird nochmals gewachselt. Von hier geht es zuerst vorsichtig und dann immer schneller bis hinunter in den Boden knapp unterhalb des Vršičsattels. Ein kleiner Lift ist dort auch jetzt noch in Betrieb; es warten aber zu viele Leute. Dieses letzte Kar hat schon große Schotterflecken, man darf sich aber nicht davon abschrecken lassen, denn die Schnee-

zungen überlappen sich, und man muß auch Mitte Juni höchstens ein paar Meter über den Schotter queren, um wieder in guten Schnee zu kommen.

Die Heimfahrt mit dem Wagen dauert jetzt doch etwas länger, es ist schon viel mehr Verkehr auf den Straßen. Trotzdem fahren wir um 10 Uhr vormittags schon wieder Schi, diesmal aber Wasserschi im Strandbad Klagenfurt.

Jalovec

Wieder geht es zeitig früh über den Wurzenpaß nach Jugoslawien, diesmal aber im Savetal aufwärts nach Ratschach und von dort ins Planicatal. Wir fahren an der Sprungschanze vorbei, auf der Bradl vor nun schon Jahrzehnten das erstemal die 100-m-Marke übersprang, und lassen uns von den ersten schlechten Schotterstrecken nicht abhalten, mit unserem Wagen weiter hinein bis zu der bereits auf 1108 Meter liegenden Tamarhütte zu fahren. Auch dieses Ziel ist in etwas mehr als einer Stunde von Klagenfurt aus zu erreichen. Die Hütte liegt landschaftlich sehr reizvoll auf einem ebenen Wiesengrund inmitten von Laub- und Nadelwäldern mit einem prachtvollen Blick auf die stolz in den Himmel gerichtete Spitze des Jalovec. Im Talgrund ist schon der Frühling eingekehrt, die Wälder sind voll von Schneerosen und Seidelbast. Mitten aus der Wand der Ponza stürzt das Wasser in einem breiten Bach über die Felsen hinunter ins Tal und versickert dort bald im Schotter. Wir brechen gleich taleinwärts auf. Der Weg ist am Anfang leicht zu verlieren, denn das Hochwasser der vergangenen Jahre hat den alten Weg weggeschwemmt, und man muß sich jetzt durch allerlei Gebüsch zwängen, bis man am Ostrand des Tales wieder den gut sichtbaren Weg erreicht, der dort zunächst aper in die Talmitte führt, wo sich das Schneefeld aufzusteilen beginnt. Im noch harten Schnee erleichtern uns alte Tritte den Aufstieg durch das immer steiler werdende Schneefeld, das wir erst knapp vor den Felsen des Jalovec nach Osten über wiederum steile Schneefelder verlassen. Nach einem flacheren Stück erreichen wir, uns immer möglichst südlich haltend, nach Querung einer Mulde den vom Kotsattel zum Nordwestgrat des Jalovec ziehenden Kamm, den wir noch so hoch als möglich ersteigen. Ab Ende Mai kann man auch schon ohne weiteres die Tour über den Nordwestgrat selbst auf den Jalovec fortsetzen, eine anregende, nicht zu schwierige Kletterei. Wir aber wollen die guten Schneeverhältnisse ausnützen. Über die steilen freien Hänge geht es in wechselnd tiefem Firn, aber immer gut fahrbar, hinunter in die Ecke, wo die beiden Kare zusammenstoßen, und auf wieder härterem Schnee weiter, ein wenig den von den Wänden auf den Schnee gefallenen Steinen ausweichend, hinunter in den Talgrund und an den Schneeflanken der Ponza noch hinaus bis fast zur Hütte. Nach nicht ganz vier Stunden sind wir von unserer 1300-m-Abfahrt wieder zurückgekehrt.

Bei der Heimfahrt gibt es keine Hetzerei, wir baden zur Abwechslung einmal im Faaker See und versäumen auch nicht, den wunderschönen gotischen Altar in der Pfarrkirche von Maria Elend im Rosental zu besichtigen, dazu auch noch die in der Nähe liegende Kapelle von St. Oswald unmittelbar an der Drau, wo auch, wie so oft in Kärnten, im Verborgenen herrliche Kunstschätze zu finden sind.

Lahnscharte

Eine Frühjahrsschifahrt auf die Lahnscharte gehört nun schon zum festen Programm aller Tourenläufer. Sie liegt im Mangartstock, also in den Ostjuliern, aber noch auf italienischem Staatsgebiet. Wir erreichen sie über Tarvis und die gut ausgebaute, aber schmale Straße zu den Weißenfelser Seen. Mit dem Kraftwagen kann man nach dem zweiten Weißenfelser See, sich immer an die rechts abzweigenden Wege haltend, in einem Bogen am Westrand der flacheren Almböden entlang das steinerne Almgebäude am Waldrand erreichen. Hier muß man die Wagen zurücklassen, denn der früher ein-

mal schlecht fahrbare Weg ist durch das Hochwasser weggerissen. Sanft ansteigend geht es durch den Wald in das nach Norden abfallende Kar der Lahnscharte hinein. Wegen dieser Nordlage und eines fast ständig blasenden Windes in dem von steilen Felswänden an beiden Seiten begrenzten Kar hält sich hier der Schnee sehr lange. Man kann deshalb auch die verschiedensten Schneeverhältnisse antreffen und weiß eigentlich nie genau, was man diesmal zu erwarten hat. Meist haben wir aber hier guten gleichmäßigen Firn von der Scharte weg bis hinunter in den Talboden angetroffen, wenn wir auch manchmal noch ein wenig auf der Scharte warten mußten. Es gibt aber auch Tage, an denen beinharter Harsch die Scharte gefährlich macht, weil es bei einem Sturz kein Halten gibt, bis man unten an die Felsen prallt. Als wir einmal ziemlich spät im Jahr von den Almböden hinauf zur Scharte schauten, wollten wir schon umdrehen, denn nur ein schmaler, weißer Strich war im braunen Geröll zu sehen. Man darf sich aber wirklich nicht abhalten lassen, denn auch auf diesem schmalen, weißen Strich konnte man noch gut abfahren, und es zeigte sich dann, daß die Schneeflächen im unteren Teil doch viel breiter waren, als man von unten aus über die verschiedenen Kuppen hinweg sehen konnte. In halber Höhe teilt sich das Kar in zwei Äste, wobei man den westlichen, also im Aufstieg rechten, begeht. Beim Aufstieg und bei der Abfahrt muß man auf den Steinschlag achten, der von der östlichen Begrenzungswand immer wieder ins Kar kommt. Es ist sogar einmal vorgekommen, daß ein großer Felsbrocken unmittelbar vor einem abfahrenden Schifahrer wie eine Bombe in den Schnee schlug und er dann über dieses frisch geschlagene Loch fiel. Hat man nach etwa zwei Stunden Aufstieg die Scharte erreicht, sieht man sich nicht nur dem Gipfelaufbau des Mangart gegenüber, sondern befindet sich auch am Rande einer vom Predilpaß heraufführenden breiten Autostraße, die die Italiener zwischen den Kriegen als Militärstraße gebaut haben. Früh im Jahr ist diese Straße manchmal schon schneefrei, wenn man von der Lahnscharte noch gut Schi fahren kann. Dann kann man die Abfahrt in die Lahnscharte auch gleich von oben machen und wieder zurück aufsteigen, allerdings ist diese Grenzüberschreitung nicht zulässig. Die Zeiten sind allerdings vorbei, wo gerade diese Grenze auf jugoslawischer Seite streng bewacht war und die Italiener bei der benachbarten Traunigscharte einen atemberaubenden, versicherten Klettersteig vom Traunigtal auf den Kleinen Mangart bauten, um das kurze, über jugoslawisches Gebiet führende Wegstück von den Weißenfelser Seen auf den Mangart abzuschneiden. Infolge der Grenzziehung ist es auch unzulässig, je nach den Schneeverhältnissen von der Lahnscharte noch ein Stück weiter über die zum Mangart hinanziehenden Schneeflächen aufzusteigen oder über den gänzlich auf jugoslawischem Gebiet liegenden Westgrat auf den Mangart zu klettern. Man darf nicht übersehen, die richtige Zeit für die Abfahrt von der Lahnscharte wahrzunehmen.

Gamsmutter

Man muß kein Kombinationsgenie sein, wenn man eine Kletter-Schi-Tour mit Pickel und Steigeisen und anschließendem Bad zusammenstellt, denn solche Touren bieten sich einfach durch die gegebenen Verhältnisse an.

Es ist schon einige Jahre her, als wir eines Abends mit dem Wagen über Tarvis gegen Raibl zu fuhren, aber vor der Brücke in Kaltwasser nach rechts auf der zunächst etwas schlechten Fahrstraße in das Kaltwassertal fuhren. Damals gab es die Biwakschachtel noch nicht, die jetzt, reizvoll am Bach gelegen, zu einer Übernachtung einlädt, es hieß also im Zelt die Nacht zu verbringen. Man soll sich nicht verleiten lassen, vom flacheren Talgrund aus noch weiter auf der zunächst fahrbar erscheinenden Straße in den steiler werdenden Wald hinaufzufahren, denn der Weg wird immer schlechter, und es gibt nur wenig Möglichkeiten zum Umdrehen. Zeit kann jedenfalls damit keine gewonnen werden.

Beim ersten Morgengrauen brechen wir auf, Schier, Steigeisen, Kletterpatschen, Pickel und Seil im Rucksack. Auf breitem Weg geht es zunächst durch den Wald. Manchmal

kann man der leuchtenden Verlockung der vielen Erdbeeren nicht widerstehen. Dann queren wir auf einem markierten Steig hinein in die Latschenböden und steigen durch das lange und schneebedeckte Kar aufwärts bis zu den mitten im Kar befindlichen Felsblöcken, die den Einstieg in den Ost-Nord-Wand-Weg kennzeichnen. Wir lassen die Schier hier zurück, ebenso die Schischuhe und steigen mit Kletterpatschen über die bereits aperen Felsen der Ostwand der Gamsmutter in leichter Kletterei auf zum Götterband. Es ist immer wieder ein Erlebnis, wenn man auf diesem breiten Band, das die ganzen Julier umzieht, dahinspazieren kann, doch getrennt von dem hektischen Leben drunten durch die eben durchstiegene Wand. Wir ziehen über das Götterband hinaus, bis wir uns nördlich des Gipfels befinden, und steigen dann, ebenfalls in leichter Kletterei, auf den Gipfel der Hohen Gamsmutter auf. Den Abstieg beginnen wir, stellenweise abkletternd, nach Süden in die Madonnenscharte. Wie erwartet, sperrten um diese Jahreszeit noch Eis und härtester Schnee den Abstieg ins Kaltwasserkar, wir müssen daher die Steigeisen über die Kletterschuhe anziehen und auch den Pickel benützen, um hier möglichst gefahrlos die erste Strecke hinabzukommen. Später wird der Schnee weicher, aber in diesem steilen Gelände benützen wir weiterhin die Steigeisen. Die Schneezungen an der Nordseite des nach Osten führenden Kammes lassen uns tief hinunter ins Kaltwassertal fast bis zu unserem Wagen abfahren, wenn wir uns auch das letzte Stück weglos durch Latschen und Büsche kämpfen müssen. Die Abfahrt bringt zwar einen erheblichen Höhenunterschied, aber doch auch lange Querfahrten, so daß wir froh sind, unsere langen Bretteln mitgenommen zu haben. Es ist noch nicht Mittag, als wir schon wieder im Wagen sitzen und uns auf das baldige Bad im nächsten See freuen. Dann kommen aber doch Bedenken, ob die Seen für uns harte Burschen nicht doch noch zu kalt sind, so daß wir schließlich im Warmbad Villach landen, wo wir richtige Temperaturen im Freiluftbecken finden.

Mit diesen hier geschilderten vier Fahrten sind selbstverständlich noch lange nicht alle Möglichkeiten für Frühjahrsschifahrten in den Julischen Alpen erschöpft. Bekannt sind noch die empfehlenswerten Fahrten vom Neveasattel aus über die Gilbertihütte auf den Canin, wobei man unbedingt auch den Gipfel mitnehmen soll, und auf den Presteljenik, wo man mit Schiern bis knapp unter das Fenster im Fels steigen kann, dann (in allerdings unzulässig grenzüberschreitendem Verkehr) durch das Fenster auf die Südseite und in leichtem Fels zum Gipfel. Etwas früher im Jahr wird auch gerne die Fahrt über die Brunnerhütte auf die Korscharte unternommen, die man mit Klettereien in den Südwänden kombinieren kann. In den Ostjuliern wäre vor allem noch die zwischen März und Mai empfehlenswerte Fahrt durch das Krmatal auf den Triglav zu erwähnen, bei der man mit Schiern von der Kredarica bis in den Talgrund abfahren kann. Das Krmatal erreicht man entweder vom Mojstrana aus über eine streckenweise sehr schlechte und enge Straße oder über Veldes durch das romantische und einsame Rotweintal. Je nach den jeweiligen Schneeverhältnissen wird das geübte Auge des Tourenläufers aber darüber hinaus auch noch viele andere Möglichkeiten entdecken können.

Dazu kommen noch die vielen Möglichkeiten zu Frühjahrsschifahrten in den angrenzenden Karawanken und in den Steiner Alpen, wie z. B. die Abfahrt vom Hochstuhl über die Grüne Riese ins Bärental, von der Bielschitza ins Bärental oder über das Vertatschakar ins Bodental, vom Hochobir über die nach Norden abfallenden Kare, vom Sarntaler Sattel in die Velacher Kotschna und andere Fahrten mehr in den Steiner Alpen.

Anschrift des Verfassers: Dr. Kurt Dellisch, A-9020 Klagenfurt, Heuplatz 2.

Die Nordwestkante der Cima della Madonna (Schleierkante)

VON GUNTHER LANGES

Jeder Berg hat seine Geschichte. Sie beginnt mit den Versuchen seiner Ersteigung. Wenn dann der Mensch erstmals den Gipfel des Berges betreten hat, schließt das erste, große Kapitel der Geschichte dieses Berges ab.

Doch sie setzt sich bald fort in neuen Aufstiegen, die gefunden oder erzwungen werden. Und damit wird sie immer mehr von der Art der Bergsteiger geprägt, die an diesem Berge und seiner Erschließung tätig waren. Ob es große und berühmte Männer oder unbekannte aus der Masse, ob es wirkliche Bergsteiger waren oder irgendwelche Ritter von der traurigen Gestalt, denen der Berg nur ein wesenloses Klettergerüst ist.

Und das letzte Kapitel der Geschichte eines Berges endlich besteht darin, wieviel Glück und Erlebnis er den Bergsteigern geschenkt hat, aber auch aus den schwarzumrandeten Seiten des Unglücks, die in das Buch seiner Geschichte eingeheftet sind und so oft alles Tun und Leben am Berg widersinnig erscheinen lassen.

Ist es überhaupt berechtigt, die Geschichte eines Berges zu erzählen, der nicht zu den höchsten oder irgendwie markantesten eines Gebirges zählt, eines Gebirges wiederum, das wegen seiner Schönheit und Bedeutung besonders hervorsticht? Oder gar nur die Geschichte einer Führe an einem solchen Berg?

Wie schwierig ist es da, sich klar zu werden über Größe und Wert oder Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit einer einzelnen Kletterführe.

*

Die Cima della Madonna, 2751 Meter, in der Palagruppe gehört nicht zu den größten und formvollendetsten Bergen der Dolomiten. Doch ihre Lage ist so einzigartig, sie thront so beherrschend und monumental als Zwillingsfels des Sass Maor über den Tälern und bescheidenen Bergkämmen der südlichen Vorberge, daß ihr eigenwilliger Felscharakter allein schon dadurch bestimmt wird. Wenn man die Berge der Dolomiten mit den herrlichen Plastiken im riesenhaften Saal einer Glyptothek vergleichen könnte, dann wäre die Cima della Madonna einer wunderbaren Statue ähnlich, die den Besucher schon an der Eingangspforte empfängt.

Woher die Cima della Madonna ihren Namen hat, darüber weiß niemand genau zu berichten. Jemand hat mir erzählt, er stamme wohl noch von den Camaldolensern, die in San Martino di Castrozza schon im 11. Jh. ein Kloster hatten. Es ist ein verwirrender Gedanke, daß hier schon vor fast tausend Jahren mitten in den urweltlichen Forsten und am Fuß einer dolomitischen Felsmauer, wie sie nirgendwo so gewaltig aufgebaut ist, fromme Patres lebten.

Mitten hinein in die Zeit der Erstersteigungen der markantesten Dolomitberge fällt die Bezwingung des Sass Maor im Jahre 1875 durch die Engländer H. A. Beachcroft und C. C. Tucker mit dem Chamoiarden François Devouassoud und B. Della Santa als Führern. Im Jahre 1886 kamen der junge Münchner Georg Winkler und Prof. Alois Zott in die Pala und erkletterten den Sass Maor. Beim Abstieg und schon in den Abendstunden standen die beiden Bergsteiger auf der Scharte zwischen Sass Maor und Cima della Madonna. Und da war der junge Münchner Stürmer nicht zu halten. Spät am Abend erreichten die beiden den jungfräulichen Gipfel der Cima della Madonna und mußten dort

biwakieren. Und während Georg Winkler den guten Schlaf des trainierten Bergsteigers schlief, mußte Prof. Zott „frierend die Adria im Mondschein bewundern".

Schon diese erste Ersteigung des schönen Felsberges, sozusagen im Vorübergehen und von einem solch einmalig berühmten Bergsteiger, hat die Geschichte dieses Berges tief geprägt. Damit gehört er auch zu den wenigen markanten Meilensteinen auf dem Lebensweg des jungen Georg Winkler, eines Vollblutbergsteigers, der in den wenigen Sturmjahren seines kometenhaften Aufstieges eine neue Epoche des Bergsteigens einleitete, eines Stürmers, der sich fast mit jedem Berggang ein Denkmal schuf: im Wilden Kaiser, der Winklerturm im Vajolet, der Winklerriß an der Cima della Madonna u. a. In unserer Zeit vergehen Jahre, bis einer den Winklerriß an der Cima hinaufklettert. Heute umgeht man ihn auf dem Normalweg mit einer großen Schleife durch harmloses Felsgelände, im Abstieg aber baumelt fast jeder am Doppelseil zwischen seinen aalglatten Wänden hinunter. Wer aber diesen senkrechten, unheimlich glatten Spalt hart arbeitend hinaufgestemmt hat, der kann bewundernd ermessen, daß hier ein kühner Bergsteiger vor bald einhundert Jahren etwas gewagt hat, was andern noch unmöglich erschien.

Sass Maor und Cima della Madonna. Zeichnung: Heini Gschwendtner.

Die Cima della Madonna ist in den Jahrzehnten nach der ersten Besteigung kaum mehr schärfer in das Blickfeld und Interesse der Dolomitkletterer gerückt. Nachdem der alte Michele Bettega schon bald nach der ersten Ersteigung die Umgehung des äußerst schwierigen Winklerrisses gefunden hatte, durchkletterte er 1897 zusammen mit dem katzenflinken Antonio Tavernaro und den Engländern A. G. S. Raynor und G. S. Phillimore die niedrige Südwestwand zum Gipfel, eine hübsche, ausgesetzte Kletterei. Wohl geriet der Gipfel der Cima della Madonna in der Folgezeit nicht in Vergessenheit, er wurde aber auch nicht öfter besucht als irgendein anderer der schönen Palaberge.

*

Hier sei zum Gedenken an meinen Freund Erwin Merlet eingefügt, wer wir waren und woher wir kamen, als uns die erste Ersteigung der Madonna über die Schleierkante gelang. Dr. Erwin Merlet*, ein Meraner, war seines Zeichens Arzt, seiner Neigung nach

* Erwin Merlet ist 1939 erst 53jährig gestorben.

jedoch Maler. Von der Kunstakademie in München weg war er 1914 in den Krieg gegangen und dann als Truppenarzt und Instruktor in den letzten drei Kriegsjahren von 1916 bis 1918 im Grödental bei den Bergführerkursen der österreichischen Armee tätig gewesen. Man kann sich kaum vorstellen, welch umfangreiche Tourentätigkeit sich bei den Instruktoren dieser Bergführerkurse das ganze Jahr über ergab. Zusammen mit dem hervorragenden Wiener Kletterer Gustav Jahn war Merlet in jener Zeit an zahlreichen schönen Erstbegehungen in der Langkofelgruppe, Sella- und Geislergruppe beteiligt. Mit diesem großen Erfolggepäck kam Merlet 1920 in die Palagruppe. Dort fanden wir uns zu einer viele Jahre währenden Bergfreundschaft zusammen. Ebenso wie Merlet stamme ich auch aus dem Burggrafenamt, bin aber in den Dolomiten aufgewachsen. Schon als Bub erlebte ich viele herrliche Klettersommer. Zu meinen schönsten Erinnerungen zählt eine Ersteigung der Südwestkante am Delagoturm im Vajolet am Seil von Hans Dülfer und viele schöne Kaiserklettereien während der zwei Jahre, die ich in Kufstein am Realgymnasium studierte. Dort leitete mit gutem Rat unsere jugendliche Klettertätigkeit mein lieber alter Freund Franz Nieberl.

*

Der erste Versuch im Juli 1920 an der Nordwestkante der Cima della Madonna, die damals noch nicht ihren schönen Namen Schleierkante trug, mißlang. Als Fleißaufgabe durchkletterten Merlet und ich im ersten Anlauf den gebänderten Sockel des Berges, was uns schon einige Stunden kostete. Aber auch wenn wir uns dies erspart hätten, wären wir nicht durchgekommen. Denn als wir am silbergrauen Fels des ersten Kantenpfeilers emporkrochen, da zog eines jener Palagewitter aus der oberitalienischen Tiefebene herauf, wie sie nur um diese südlichsten Dolomitriffe branden und klatschen, als wollten die Wasser den Fels wegschwemmen. Beim Abstieg fanden wir dann in einer Rinne halb verfaulte Seilschlingen, die Zeugen eines Ersteigungsversuches wohl noch vor dem ersten Weltkrieg. Trotz meiner Nachforschungen habe ich nie erfahren können, wer hier schon vor uns sein Glück versucht hatte.

Zwei Tage später standen wir wieder am Fuße der Kante. Es war schon später Vormittag, wir waren eigentlich zu bummelig aufgebrochen, weil wir meinten, ein gutes Stück der Kante bereits zu kennen, und den Sockeldurchstieg umgehen wollten. Doch der Anmarsch von San Martino di Castrozza her ist lang. Dann verhielten wir uns einige Zeit dort, wo der Weg durch den schönen Hochwald am Fuße des Val-di-Roda-Kammes auf die steinigen Weideböden der Malga Sopra Ronz hinaustritt. Hier erst wird der Berg zu herrischer, steinerner Wirklichkeit, wie die beiden Türme des Sass Maor aus dem überwuchtenden Sockel wachsen. Von hier aus gesehen drücken die glattwandigen Mauern der Madonna erstmals schwer auf das Bergsteigerherz. Merlet konnte nicht genug schauen, und schon damals sinnierte er über den Standplatz, von dem aus er diesen Berg malen wollte. Er hat es später getan, und dieses Bild ist eines seiner besten geworden.

Wie zwei Tage vorher nahmen wir den Einstieg am unteren Fuße des ersten Kantenpfeilers. Doch sein steilwandiger Aufschwung, wo wir wegen des Gewitters umgekehrt waren, hatte uns so beeindruckt, daß wir ihn umgehen wollten. Eine schwache Stelle glaubte ich von früheren Einblicken her in dem schmalen Wandstreifen erkannt zu haben, der von der Scharte des ersten Kantenpfeilers seitlich herunterzieht.

Von hier ab reihten sich dann in ununterbrochener Folge die eigenartigen und köstlichen Kletterstellen aneinander, die den Ruf und Ruhm dieses Bergganges begründet haben. Jede war in ihrer Art eine Schlüsselstelle par excellence. Von einer zur anderen Nahtstelle waren wir verwundert, wie sich hier ein Felsberg in geradezu künstlerisch erscheinender Architektur aufbaute, die geschaffen schien, immer wieder und hoffnungslos den Weiterweg zu versperren, indes sich dann doch wieder eine Himmelsleiter öffnete, die ohne Krampf und technischen Zwang zum Gipfel führte.

Zuerst kam der Riß, der so vielen der nachfolgenden Begeher große Schwierigkeiten

bereitete und wo so mancher verkehrt einstieg, wieder zurück mußte und hier schon einen Teil seiner Kräfte verpulverte. Hier fehlt noch die Ausgesetztheit, die Bezwingung des Risses ist mehr ein Kraftstück und eine Probe des technischen Könnens. Der Riß verliert sich im Gefels, es bleibt keine Wahl, man muß in den schmalen, senkrechten Streifen der Orgelpfeifenwand hinaus. Die Griffigkeit der Felsen ist jetzt schon verschwenderisch, doch die Gliederung ist sehr merkwürdig, denn die Wand ist senkrecht gerippt fast wie mit schmalen, kaum handbreiten Orgelpfeifen. Man muß die Hände verdrehen, um sie zu umklammern, und diese etwas unnatürliche Armhaltung spannt die Sehnen krampfhaft und ermüdend an.

In der ersten Scharte setzt der Mittelpfeiler auf. Er sah vorerst vollkommen ungangbar aus. Merlet war für den Versuch einer Umgehung in der fürchterlich glatten Nordwand. Diese Abweichung kostete uns viel Zeit, und schließlich mußten wir doch kerzengerade am Pfeiler hinauf. Dies ist ein Gang durch Dolomitfels, zwei Seillängen spulen sich ab, die wohl zum schönsten, steilsten und griffigsten gehören, was man als frei kletternder Bergsteiger antreffen kann. Und die Ausgesetztheit ist hier unübertrefflich stark.

Weil der oberste Aufschwung des Kantenpfeilers nun wirklich ungangbar ist, muß man jetzt die wenigen Schritte in die Wand nach links hinausqueren, jene paar Schritte, die „zur Hälfte durch die Luft gehen", die aber genauso griffig und sicher zu machen sind wie jeder Zoll der Schleierkante vom Scheitel bis zur Sohle und die doch zu jenen Passagen im Fels gehören, wo die Nerven zu beben beginnen.

Es folgt der Spreizschritt über die Scharte des zweiten Kantenpfeilers an die jenseitige Wand hinüber. Auch dieses mehr artistische Kunststück hat Berühmtheit erlangt, obzwar diese Kletterstelle eher wie ein kleiner Scherz anmutet, den die Kante ihren Ersteigern noch rasch vor die Nase setzt, bevor die letzten steilen Wände und der geschweifte Kamin den Abgesang bringen. Der Gipfel der Cima della Madonna ist nahe und kommt einem freundlich entgegen.

Der Spreizschritt.
Zeichnung: Heini Gschwendtner.

Unser erster Gang über die Schleierkante war ohne jede Dramatik. Er rollte wohl spannungsgeladen ab, wir arbeiteten hart, aber immer flüssig, nur der Genuß und die Freude wurden immer größer, wurden zum großen inneren Jubel, zum Herrlichsten, was der Bergsteiger erleben kann.

Das Schicksal einer Kletterführe und ihre Bewertung kann man, wie alles, was Geschichte wird, aus drei Quellen schöpfen: mündliche Überlieferung, dann die Gipfelbücher und schließlich die schriftlichen Zeugnisse in Form von Berichten und Erlebnisschilderungen. Es sind fast nie die Erstersteiger, die den Ruf eines Bergganges begründen können, denn auch in der Bergsteigerei ist es nun einmal so, daß jeder Narr seine eigene Schellenkappe am meisten liebt. Die anderen, die nachfolgen, sind dann so recht die Prüfer, Mittler und Künder, und erst ihr Urteil beginnt zu wiegen, zu beeinflussen und zu locken.

Es vergingen einige Jahre nach der Erstersteigung, und der Begehungen waren schon mehrere Dutzend, da ging ein starkes Raunen über die Madonna und ihre Schleierkante durch die Bergsteigerwelt. Und je mehr Apostel ihr entstanden, im Quadrat dazu wuchs die Zahl der Bergsteiger, deren Wunsch, Sehnsucht und Ziel dieser Berggang wurde. Kaum ausdrucksvoller kann man der Schleierkante ein Denkmal setzen als aus den Bausteinen, die ihr von so vielen Bergsteigern durch das geschriebene Wort gemeißelt wurden. Schon aus der Frühzeit stammt das geflügelte Wort über die Kante als von jenem einzigartigen Felsgang, der „zur Hälfte in der Luft geht!"

Ein frühes Zeugnis und Lob kommt von Walter Stösser, dem jungen Pforzheimer Bergsteiger, der nach einem meteorhaften Aufstieg einer der Besten in Fels und Eis wurde, bis ihn die Wand des Morgenhorns im Berner Oberland für immer behielt. 1927 erreichte Stösser mit Friedrich Schütt als 18. Seilschaft den Gipfel der Madonna über die Schleierkante: „Gleich einer Burg des Grals steigt der Cima della Madonna felsgepanzerter Riesenleib vor uns in reine Himmelshöhen. Langsam steigend, überfliegt der Blick die Schleierkante und den eigenwilligen, geradlinigen und gewaltigen Weg. Wo jahrtausendelang nur der stolze Adler geherrscht, haben verwegene Bergsteiger dem Fels einen Weg abgerungen, einen kühnen Weg, einen tollkühnen Weg! Eindeutig klar liegt der Anstieg vor uns. Nur ein Weg führt an der lotrechten Kante empor ... Der Riß ist zu Ende. Ich muß hinaus in die lotrechte Wand. Kommt nicht bald ein Stand? Griffe und Tritte sind mehr Ahnung als Wirklichkeit. Die Arme geben ihr Letztes, die Fingerspitzen drohen zu erlahmen ... Eine Seillänge nach der andern läuft ab, in gleicher Schwierigkeit, in unheimlicher Ausgesetztheit! Welch wunderbares Gefühl, scheinbar entrückt den Gesetzen der Schwerkraft, über den Abstürzen zu schweben. Frei fällt der Blick Hunderte von Metern hinab in die Tiefe der Geröllkare."

Fritz Schmitt, einer der gewiegtesten Kaiserkletterer und ebenfalls einer der frühen Bezwinger der Kante, schreibt: „Im Fahrtenregister steht sie unter dem Buchstaben G = genußvoll obere Grenze, in der Erinnerung hüte ich das Erlebnis dieser edlen Kletterei wie etwas Einmaliges. Etwa 25 Seilschaften hatten in acht Sommern die Kante erklommen und den Ruhm der Schönheit in alle Gegenden getragen. War kaum einer unter den Ersteigern, der nicht einen guten Namen in der Gilde der Felsgeher genossen hätte. Schöne, aber schwierige Arbeit bietet die Wand hinauf zum ersten Pfeilerkopf. Und nun begann jener einmalige Gang über die stumpfe, ein wenig gerundete Kante. Kerzengerade hinauf zum Gipfel, zu den Wolken! Wir musterten mit weit zurückgelegten Köpfen den aufstrebenden Fels, der uns begeisterte. Nie verlangt er das Letzte an Kraft und Können, aber man braucht Nerven und Selbstvertrauen. Immer nur auf etliche Meter über dem Kopf sieht man Griffe und Tritte, dann glaubt man, es sei Schluß. Nein, es geht immer und ohne Stockung weiter, bis das Seil abgespult ist und ein Standplatz winkt. Hoch oben gilt es, einige Schritte nach links zu machen. Haltlos gleitet der Blick in die Tiefe bis zum Geschröff. Verwirrend viel Luft ringsum. In gleichmäßigem, streichelndem Zwingen und schwebendem Steigen drangen wir immer höher vor. Ein beispielloser Weg! Jetzt standen wir auf dem Kopf des zweiten Pfeilers vor der abenteuerlichsten Stelle der Kante, dem Spreizschritt. Ein fast zwei Meter breiter Spalt klafft zwischen dem Pfeiler und dem Bergkörper. Drüben geschlossene, lotrechte Wand. Das Herz hämmerte erregt schneller. Es bleibt nichts übrig, als sich mit gestreckten Armen hinüberfallen zu lassen, mit dem Körper eine Brücke zu schlagen. Und dann spreizte ich meine reichlich langen Beine, daß die Gelenke krachten, berührte mit den Fingerspitzen den Fels. Die Arme zitterten wie überladene Stützen, ein Ruck — und ich klebe drüben."

Ruhig und sachlich, wie es seine Art ist, und doch voll innerster Begeisterung berichtet der bekannte Garmischer Bergsteiger und Schimann Peter Baron le Fort von einem durch das Wetter vereitelten Versuch und der gelungenen Erkletterung im Jahre darauf: „Wir stehen auch später am Einstieg, als Besserung zu kommen scheint. Da türmt sich kerzengerade vor uns der Grat in den Himmel. Wir sehen den Riß am ersten Pfeiler, bestaunen

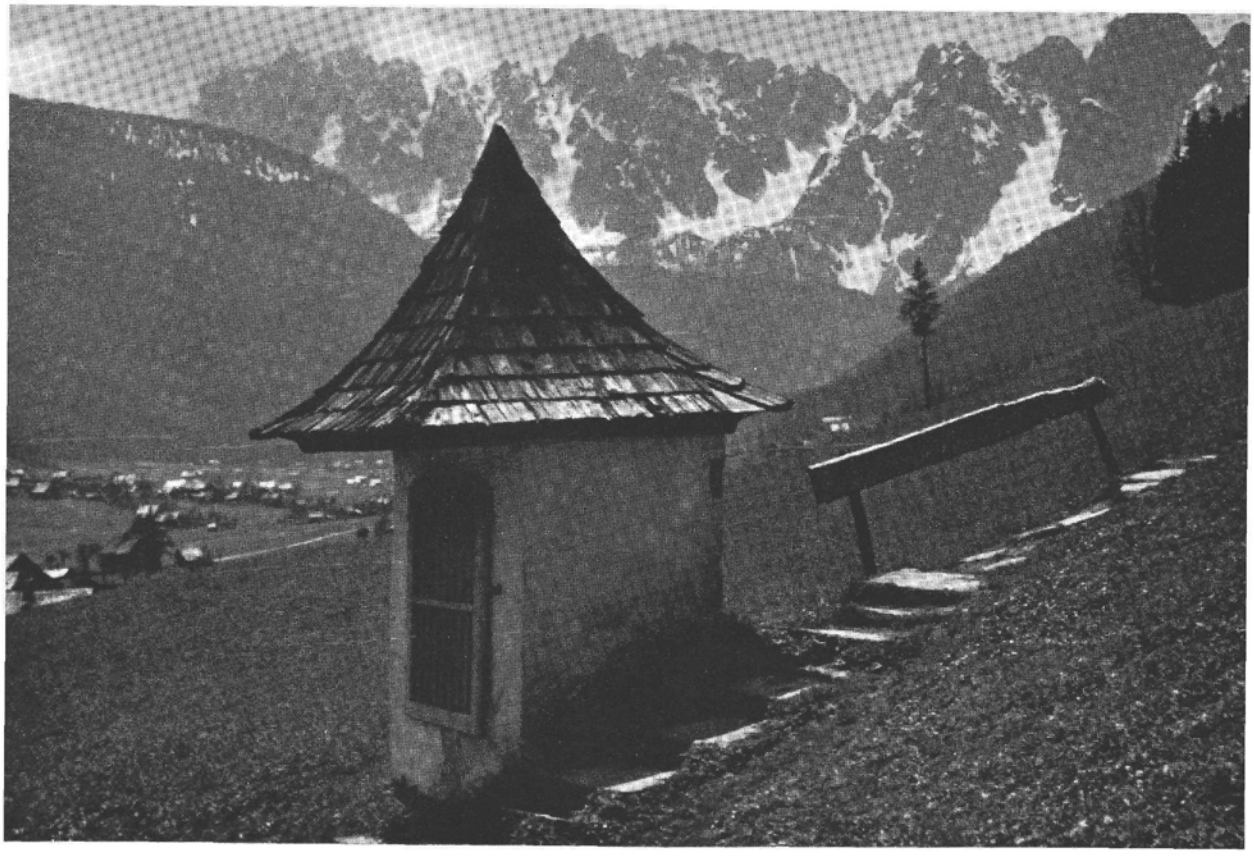
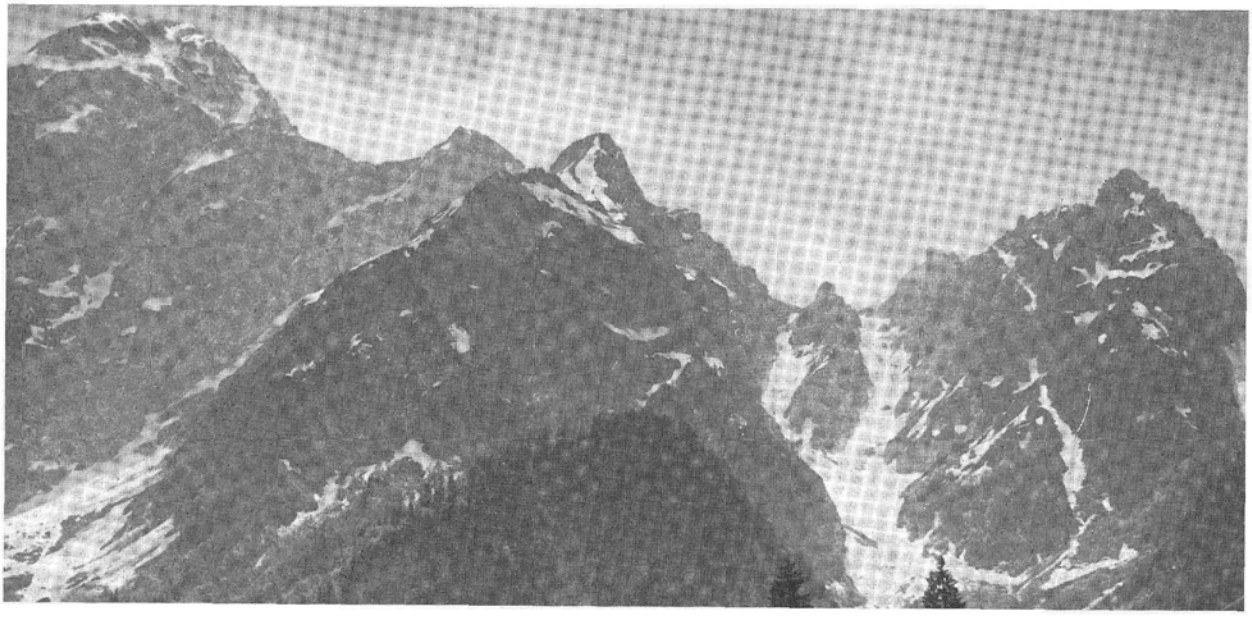
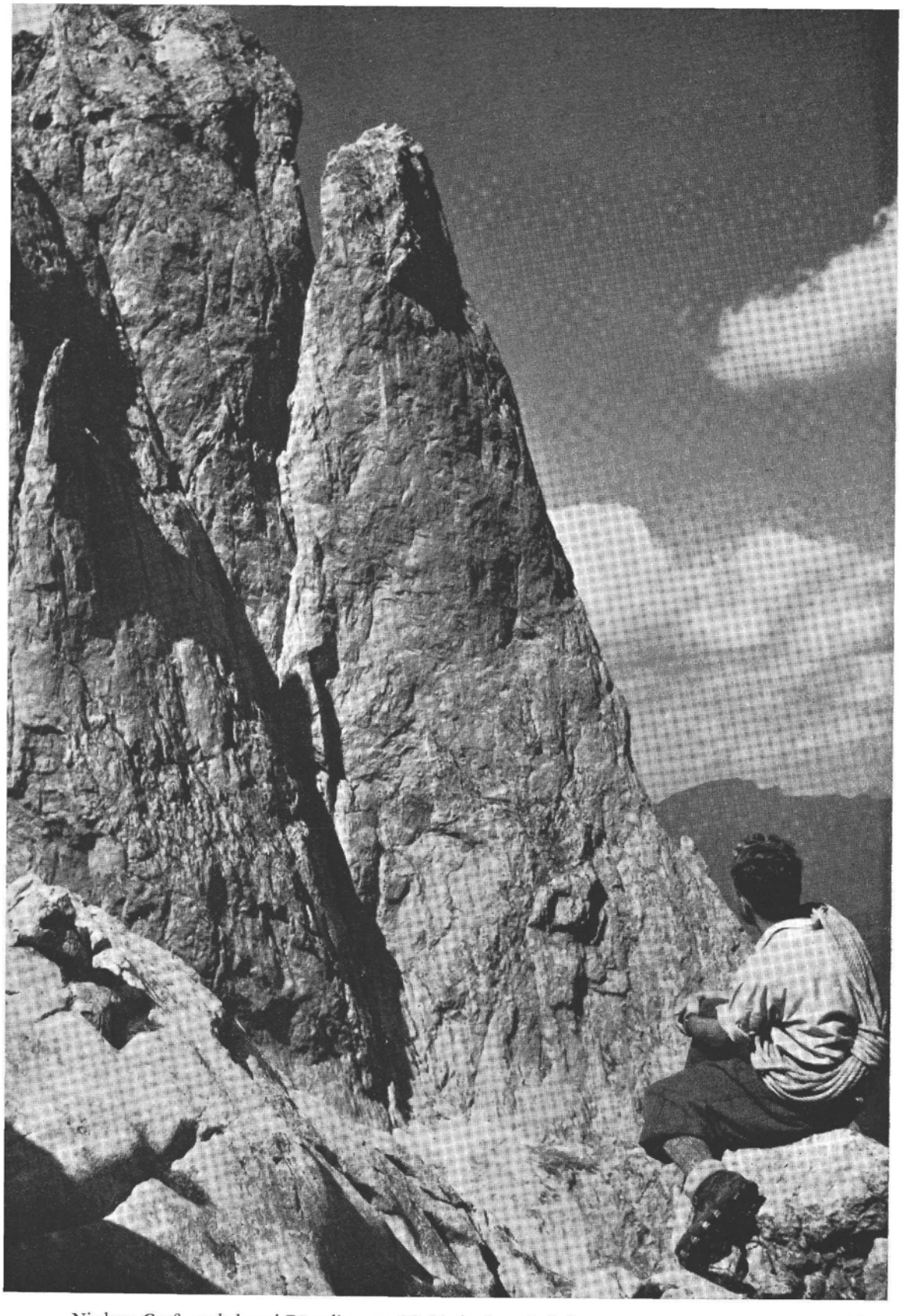


Bild oben: der Gosaukamm von Gosau (Aufn. Stahrl) Bild unten: Mangart (links) und Lahnscharte von den mit Auto erreichbaren Almböden aus. Die übliche Abfahrt führt über den rechten Schneestreifen. Tafel IX





Niederes Großwandeck und Däumling von SO (Aufn. Sepp Stahrl)

die Luft am zweiten Turm, recken unsere Köpfe, bis uns das Genick steif wird, zum Gipfelwandl empor. Und bewundern die Tat der Erstbegeher Gunther Langes und Dr. Erwin Merlet, die dieses Problem lösten. Als wir am nächsten Morgen heimwärts müssen, reißt der Himmel für wenige Augenblicke auf, und phantastisch steht sie wieder da — der schönste Berg, den ich kenne — die Cima della Madonna ... Wir schütteln uns die Hand, selig und zufrieden wie noch nie liegen wir neben dem Steinmann und blättern im Gipfelbuch. Noch einmal zieht an uns die Bergfahrt mit ihren Einzelheiten vorbei. Herrlich war diese Kletterei in prächtigem Gestein. Langes hat recht, als er in seiner Beschreibung der Erstbegehung sagte: Von verschwenderischer Griffigkeit der eisenharte Fels. Und als er davon spricht, daß die Kante nie Leistungen an der absoluten Grenze des Könnens verlangt, sondern daß man immer nur von einem Schwierigkeitsgrad an der hochgesteckten Grenze sicheren Könnens reden kann."

Von einem der vollendetsten Bergsteiger an Körper und Seele, der in den Jahren zwischen den beiden Kriegen durch die Berge gegangen ist, vom Münchner Leo Maduschka, stammt eine klassisch kurze und urteilsscharfe Eintragung in seinem Tagebuch über die Schleierkante: „Cima della Madonna — Schleierkante. Vorspiel: Waldverirrung, Einstiegsschlauch und Suche. Dann Anfang des Genusses, wie es keinen zweiten mehr gibt; Riß und Wand recht schwer. Dann nie extrem, aber immer nervenerregend luftig. Ganz unglaublich; sicher kein Gegenstück zur Kante!"

Schon bald war der Ruf der Schleierkante auch in weite Kreise der Schweizer Bergsteiger gedrungen und fand unter diesen, die sonst aus Tradition gegen das hochgezüchtete Klettern ablehnend eingestellt sind, zahlreiche begeisterte Verehrer. Da ist einmal Samuel Plietz, der das schöne Bergbuch „Vom Montblanc zum Wilden Kaiser" geschrieben hat: „... Und schließlich die Cima della Madonna mit ihrer Schleierkante, einem der großartigsten und schönsten Kletterwege, die man sich denken kann."

Noch heller singt Otto Gerecht, einer der erfolgreichsten Schweizer Bergsteiger, dem vom Schwersten in Fels und Eis der Schweizer Berge nichts fremd ist, der Schleierkante sein Lob: „Bald sind wir wieder am Riß. Jetzt kenne ich die Kniffe bereits — vom Besuch vor zwei Tagen — und bin bald am Haken. Leicht wird es aber nicht werden, haben doch große Kletterer mit Achtung von dem Riß gesprochen. Was ist schon ein Winkler-, ein Pichl- oder ein Macdonaldriß dagegen; ja sogar ein Mummeryriß bei aperen Verhältnissen wird von ihm in den Schatten gestellt. In der Scharte des ersten Kantenpfeilers winkt uns Neuland. Wir glauben schon, das Schwierigste hinter uns zu haben, werden aber rasch eines anderen belehrt. Jetzt beginnt erst die eigentliche Kante, der vollständig senkrechte Teil. Herrgott, ist das ein Klettern! Der Fels ist gut, grob und körnig. Nach 30 bis 40 Metern freien Kletterns finde ich fast immer einen Haken oder Zacken und hänge meine Selbstsicherung ein. Die Beine sind an den Fels gepreßt, und an der Brust hält mich die eigene Sicherung. So kann ich mit beiden Händen die 40 Meter Seil, welche mich mit meinen Kameraden verbinden, einholen. Durch die gespreizten Beine sehe ich kaum Fels, nur Luft. Dies ist die Eigenart der Schleierkante: ihre Exponiertheit, die wohl kaum ihresgleichen in den Alpen findet. Wir stehen auf dem Gipfel der Cima della Madonna, glücklich über unser Erlebnis an der Schleierkante. Es ist etwas Seltsames um diesen Weg, der zur Hälfte in der Luft geht, dessen Name einen berauscht, anzieht und nicht mehr losläßt. Auch wenn der Schleier gelüftet, die Kante gemacht ist, würde er wieder und immer wieder locken, dieser herrlichste Felsgang der Alpen."

Vielen deutschen Bergsteigern ist der Name Ettore Castiglioni bekannt, der durch seine zahlreichen Erstbegehungen und durch mehrere vorbildliche Kletterführer durch verschiedene Gruppen der Dolomiten zu den besten und bekanntesten Bergsteigern des italienischen Alpinismus zählt. Ettore Castiglioni hat von der Schleierkante das Wort geprägt, sie sei: „... una delle più geniale realizzazioni di Gunther Langes ..." (eine der genialsten Verwirklichungen ...).

Es sind nur einige Stimmen aus dem großen Konzert, das zur Lobpreisung dieses Berg-

ganges ertönt. Sie mögen genügen. Melodie und Leitmotiv klingen aus ihnen so klar und hell auf, daß man wohl meinen könnte, der Herrgott war in Sonntagslaune und wollte den Bergsteigern eine besondere Freude machen, als er die Cima della Madonna und ihre Schleierkante erschuf.

*

Ein Gipfelbuch kann viel erzählen, man muß nur darinnen zu lesen verstehen. Wohl ist es wortkarg, aber es greift über Jahre und Jahrzehnte. Manchem scheint es einsilbig, und doch setzt es Tage oft eindringlicher und farbleuchtender in die Geschichte eines Berges, als es die erzählenden Erinnerungen vermögen.

Die Ersteigungsgeschichte der Schleierkante bis zum Beginn des letzten Krieges ist in einem kleinen Gipfelbuch niedergelegt. Freilich, dieses Büchlein ist in einem recht üblen Zustand, man möchte meinen, es habe durch Jahre unter dem Schutt eines zerbombten Hauses gelegen. Der Umschlag und die ersten und letzten Seiten fehlen, andere sind verknüllt, zerrissen und zerfranst, dazu noch vom Wasser dunkel befleckt, darauf Tinte und Bleistift zerronnen sind. So sind einzelne Eintragungen kaum oder nur mehr teilweise zu entziffern. Armes Gipfelbuch! Es ist schwerversehrter Zeuge, daß es noch immer Bergsteiger gibt, die wohl imstande sind, die Cima della Madonna (und vielleicht sogar über die Schleierkante) zu erklimmen, die aber nicht wissen, wie man ein Gipfelbuch anständig versorgt.

Die Eintragung der Erstersteiger ist mit den ersten Seiten des Besuches verlorengegangen. Die Aufzeichnungen über die Kante beginnen mit der 6. Begehung. Da die zweite Begehung im Jahre 1921 durch mich mit meinem Bruder Sigurd erfolgte, fehlen nähere Angaben über die 3. bis 5. Wiederholung. Die letzte Eintragung im Buch ist vom 4. August 1938 und als 317. Begehung gezeichnet. Seitdem dieses Gipfelbuch ausgeschrieben war, also seit Kriegsbeginn, sind die Ersteigungen wohl in losen Zetteln oder in einem neuen Gipfelbuch vermerkt. Ein Überblick läßt sich nicht mehr gewinnen. Die Ersteigungen sollen bis heute schon längst die Zahl 2000 überschritten haben, viele vermuten, daß es sogar schon über 3000 sind.

Es ist nun einmal üblich, die erste Frau zu erwähnen, die einen schweren Berggang gemeistert hat. Schon bei der 6. Begehung der Kante durch den holländischen Bergsteiger Dr. J. W. Hoxel nahm dessen Frau daran teil. Es war gleichzeitig auch die erste Führerseilschaft an der Kante. Sie stand unter der Leitung des hervorragend tüchtigen Palaführers Carlo Zagonel, den sein Bruder Michele als zweiter Führer begleitete (Söhne des bekannten Bergführers Bortolo Zagonel, der zusammen mit Michele Bettega 1901 die Engländerin Beatrice Tomasson erstmals durch die Südwand der Marmolata führte). Von dieser Besteigung ist noch eine Merkwürdigkeit zu erwähnen. In Unkenntnis der genauen Wegführung erkletterte Carlo Zagonel den ersten Kantenpfeiler nicht von rechts her, sondern überkletterte den Kantenaufschwung in gerader Linie (was wir beim ersten Versuch ebenfalls vorhatten).

Als dann die Kante sehr bald zur „Modetour" wurde, finden sich zahlreiche Eintragungen von Südtirolern und hier wieder von Bozner Bergsteigern.

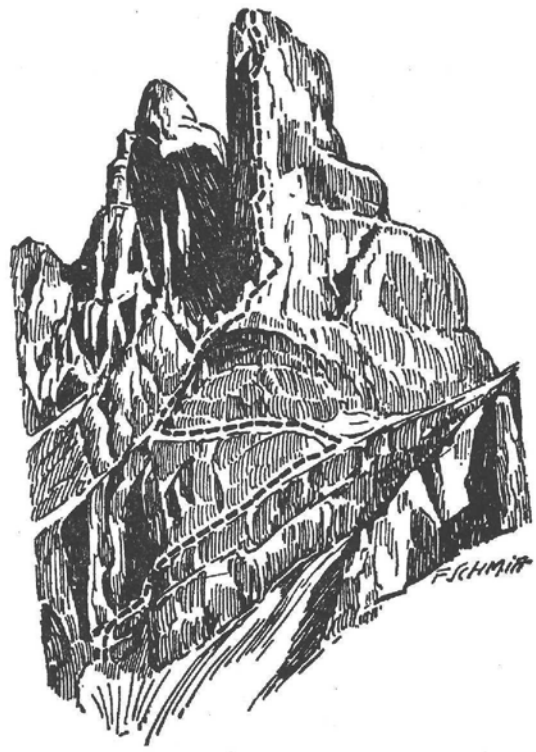
Besonders bei einer Kletterei wie bei der Schleierkante, die durch ihre Ausgesetztheit ein ungewöhnliches Maß an Nervenruhe und Selbstvertrauen verlangt, interessiert es, von den Bergsteigern zu hören, die einen Alleingang gewagt haben. Den ersten Versuch machte der sympathische, kühne und kraftvolle Rosenheimer Franz Kummer, der „Bambino", wie ihn Emil Solleder, dem er bei großen, schwierigsten Erstersteigungen Seilgefährte gewesen war, so liebevoll nannte. Die Schleierkante ist ihm zum Verhängnis geworden. Wahrscheinlich hat er am mittleren Kantenpfeiler die wenigen Schritte des überaus luftigen Querganges nach links gescheut und wollte den Pfeilerkopf kerzengerade über die gelbgrauen Überhänge erreichen.

Dann kam Fidel Bernard, der bekannte und beliebte Bergführer von Seis am Schlern,

und ihm gelang der große Wurf, als erster Alleingänger in der ausgezeichneten Zeit von 2 Stunden 5 Minuten die Kante zu erklettern (46. Begehung). Das Gipfelbuch weist nur mehr einen Alleingänger auf: Angelo Dimai, den jungen Bergführer aus Cortina d'Ampezzo, der das Jahr darauf mit Emilio Comici und seinem Bruder durch die Bezwingung der Nordwand der Großen Zinne bekannt wurde (96. Begehung am 17. August 1932).

Bald darauf findet sich in zierlicher Schrift der Name De Réthy (99. Begehung, 1932); unter diesem Namen verbirgt sich niemand anderer als König Albert I. von Belgien, der königliche Bergsteiger.

Nur wenige Seilschaften haben ihre Zeiten vermerkt, wohl weil die meisten gar keinen Grund hatten, damit zu prunken. Es ist eine Merkwürdigkeit der Schleierkante, daß die gebrauchten Zeiten geradezu unwahrscheinliche Spannungen aufweisen. Man weiß (ohne daß es im Gipfelbuch steht) von einer ganzen Reihe von Seilschaften, die sogar biwakieren mußten. Dazu gehörte auch die des bekannten deutschen Bergsteigers Willi Merkl, der 1932 und 1934 Expeditionen zum Nanga Parbat führte und dabei mit Uli Wieland und Willo Welzenbach tragisch zugrunde ging. Der Vorauskletternde dieser Seilschaft stürzte allerdings gerade am kurzen Quergang des zweiten Kantenpfeilers, flog 20 Meter ohne den Fels zu berühren durch die Luft, bis ihn das Seil aus dem schauerlich senkrechten Gemäuer der Nordwand ohne sonderliche Verletzung herausfing.



Anstiegsroute über die Schleierkante. Die untere Hälfte über den Sockel wird heute meistens nicht mehr begangen. Zeichnung: Fritz Schmitt.

Auch die kurzen Zeiten sollen vermerkt sein, beileibe nicht, um Rekorde festzunageln, die keiner der Beteiligten aufstellen wollte, wohl aber um die krassen Zeitunterschiede aufzuzeigen. Bei der zweiten Ersteigung mit meinem Bruder Sigurd benötigten wir nur 2 Stunden 10 Minuten. Diese Zeit unterbot, wie schon erwähnt, der Bergführer Fidel Bernard im Alleingang auf 2 Stunden 5 Minuten. Schließlich aber war es der berühmte Palaführer Carlo Zagonel mit dem sehnigen, kletterfanatischen Amerikaner Paul L. Edwards, der die Schleierkante am 28. Mai 1931 trotz teilweiser leichter Vereisung der Felsen in 1 Stunde 45 Minuten förmlich erstürmte! Noch mehr von diesem Amerikaner, der einen Narren an der Schleierkante gefressen hatte. Im Laufe zweier Jahre erkletterte er sie fünfmal, immer unter Führung erstklassiger Dolomitenführer, nämlich Angelo Dibona, Carlo Zagonel und Hans Steger. Das letztemal (es war seine dritte Begehung dieses Jahres) kam er mit den zwei bekannten Bergführern Alfred Couttet und Roger Frisons-Roche aus Chamonix angerückt. Diesmal aber übernahm der „Herr" die Führung der Seilschaft und brachte die zwei französischen Führer über die Kante rasch und sicher auf den Gipfel. Der Bergführer Roger Frisons-Roche ist später durch seinen Roman

„Seilgefährten", eines der besten Bücher der internationalen alpinen Literatur, bekanntgeworden.

Auch schwarze Schatten sind der Bergsteigerwelt an der Schleierkante nicht erspart geblieben. Vom Todessturz des jungen Alleingängers Franz Kummer ist schon gesagt worden. Ein wahrhaft tragischer Unfall stieß einer italienischen Seilschaft zu. Wegen Schlechtwetters mußte diese von der Scharte des ersten Kantenpfeilers abseilen. Dabei erhängte sich einer der Teilnehmer in der eigenen Seilschlinge. Zwei weitere tragische Unfälle sind noch zu verzeichnen: Ein junger Schweizer Bergsteiger starb an einem Herzschlag, und ein Italiener stürzte über die Schrofen des Einstiegs unglückselig zu Tode. Sonst ist die Madonna der großen Schar ihrer begeisterten Kantenerklimmer immer gnädig gewesen.

*

Der Name „Schleierkante" stammt von mir. Und das kam so. Es hat eine ungeklärte Bewandtnis, warum dieser Berg der Mutter Gottes zu Ehren benannt wurde. Bergführer und Bauern sprechen noch heute manchmal vom „Piccol Sass Maor", wenn sie die Cima della Madonna meinen. Sie stört der Widerspruch „Kleiner höherer Stein" einscheinend gar nicht, denn der Name Sass Maor sagt soviel wie Höherer Stein oder besser Knott oder Spitz. Ich sah schon immer im Aufbau und in den Umrissen der Cima della Madonna, wie sie sich dem Beschauer von San Martino di Castrozza aus zeigt, die gewaltige Statue einer über dem Tale von Primiero thronenden Madonna. Ohne viel Phantasie sieht man von ihrem Haupte die Nordwand mit ihrer prallen Felsenflucht als Schleier herabwallen, in strengen Linien wie bei einer geschnitzten, gotischen Muttergottes-Statue. Der Name hat sich schnell eingebürgert, wohl weil er romantisch klingt und ein leiser, geheimnisvoller Zauber darin geistert, daß eine wuchtige, an die 500 Meter fast kerzengerade in den Himmel strebende Kante in ihrer ungeheuren Masse von Fels mit dem feinsten Gespinst aus Menschenhand verglichen wird. Auch der italienische Alpinismus hat den Namen alsbald als „spigolo del velo" übernommen.

Im Juli 1966 wurde am Fuße der Cima della Madonna und des Sass Maor eine kleine, unbewirtschaftete Schutzhütte eingeweiht. Sie ist das löbliche Werk der SAT und der Sektion Primiero des CAI und soll als willkommener Stützpunkt hauptsächlich den Ersteigern der Schleierkante dienen, die sich so den dreistündigen Anmarsch von San Martino her am gleichen Tage ersparen. Die Hütte (10 Matratzen mit Wolldecken, Kochherd und Küchengeschirr) liegt im Kar südwestlich der Cima della Madonna in herrlich freier Lage und ist von San Martino aus gut auszumachen. Von ihr aus brauchen die Begeher der Schleierkante nur mehr die große Terrasse über dem Bergsockel zu durchqueren und erreichen so in 10 Minuten den Felseinstieg.

Anschrift des Verfassers: Dr. Gunther Langes, Bozen, Oswaldweg 67.

Über die Hausgemeinschaften (Mithausereien) von Matrei in Osttirol

HERMANN SENDELE

Eine Besonderheit des Gebietes von Matrei in Osttirol waren die sogenannten *Mithausereien*. Sie waren in früherer Zeit im Iseltal und seinen Seitentälern allgemein anzutreffen und haben sich bis ins 19. Jahrhundert herein zu erhalten vermocht[1]. Zum erstenmal hat auf sie v. Mayrn in seinem Aufsatz über die Verhältnisse der Untertanen und Grundherren hingewiesen[2]. Später hat sich dann der Staatsrechtslehrer H. J. Bidermann in seinem Buch „Die Nationalitäten in Tirol" damit näher befaßt[3]. Wie schon der Name sagt, hausen in ein und demselben Haus, dem väterlichen Gute, weiter sämtliche Mitglieder einer Familie, angefangen vom Großvater bis zum Enkel. So berichtet der Kellner von Stuhlfelden Haimeran Oberndorffer in seiner Lehensbeschreibung von 1548[4], daß „. . . an den merrern orten und guetern der anherr mit seinen geschwistrieten, der sun mit seinen geschwistrieten und der eindkl mit seinen geschwistrieten und aller derselben kindern in ainem haus und guet beyeinander hausen oder unverzigen sein." Wie viele Personen nun in so einer Mithauserei zusammen lebten, erfahren wir durch eine Seelenbeschreibung aus dem Jahre 1685 für das Defereggental[5]: Auf dem Perglergut lebten außer dem Wirtschaftsführer Thomas P. dessen Weib und Kinder zwei Mithäuser mit ihren Frauen und sieben Kindern; auf dem Meixnergute außer dem bejahrten Wirtschaftsführer und dessen Weibe ein gleichfalls schon betagter Mithäuser samt Frau und des letzteren verheirateter Sohn samt Familie; auf dem Unterräsnergute außer dem Wirtschaftsführer (Andreas Unterräsner, 37 Jahre alt), dessen Mutter, seinem Weibe und drei Kindern zwei Mithäuser, und zwar der 65 Jahre alte Sebastian U. und der 30 Jahre alte Hans U. mit ihren Familien, dann des letzteren zwei Schwestern und zwei angenommene Kinder; auf dem Gute der Familie Plassnig (Nr. 8 der Rotte Hopfgarten) außer dem 84 Jahre alten Wirtschaftsführer Christoph Pl. dessen Sohn und Schwiegertochter mit sieben Kindern, sein 71 Jahre alter Bruder, dessen Weib, ein „Unterhalter" namens Veit Pl., neun Kinder von Söhnen, welche ihres protestantischen Bekenntnisses wegen später auswandern mußten, und sieben Dienstboten; u. a. m. Nach einer Vieh- und Personalbeschreibung von Windischmatrei im Jahre 1774 wohnten auf dem Pichlergut auf dem Stain 2 Kinder unter 8 Jahren, 6 Personen von 8 bis 15 Jahren und 36 Personen über 15 Jahre, insgesamt also 44 Personen[6].

Der gesamte Familienverband bewirtschaftete gemeinsam das von den Vätern übernommene Anwesen. Die Gesamtheit der Hausgenossen betrachtete sich als Eigentümer des Gutes[7]. Es gab kein persönliches, sondern nur ein Familieneigentum[8]. Aus den Erträgnissen der Wirtschaft wurde der Bedarf für das ganze Hauswesen und die öffentlichen Abgaben bestritten[9]. Einer hatte die Oberleitung über die ganze Hausgemeinschaft. Er wurde „Wirt" oder „Vorhauser" genannt, die anderen Familienmitglieder heißen die „Mithäuser". Hierher rührt auch der Name dieser Kommunhausungen[10]. Der Stammhalter oder Vorhauser wurde entweder vom Vorgänger bestimmt oder von den Hausgenossen gewählt. „Die Hausvaterstelle wird nicht immer vom ältesten Mann versehen. Wenn selbst in einem solchen Haus nur ein Vater mit seinen Söhnen ist, so legt der erstere die Hausvaterstelle freiwillig nieder, sobald er fühlt, daß seine Kräfte abnehmen. Er übergibt dieses Amt auch nicht immer dem ältesten, sondern dem gescheitesten, wackersten Sohne, und wenn sein eigener Bruder oder ein anderer Verwandter im Hause

ist, selbst diesem, wenn er älter als die Söhne ist. Auch tritt öfters die Wahl ein[11]." Daß der Vorhauser gewählt wird, bestätigt ein Bericht, welchen der Administrator des salzburgischen Pfleggerichts Lengberg unterm 21. Januar 1807 erstattete[12]. Hier heißt es hinsichtlich Windischmatrei: „Der Vorhauser wird guter Eigenschaften willen gewählt, und er leitet die Wirtschaft." Er hatte die übrigen Kinder wie auch die anderen Familienangehörigen, Verwandte von väterlicher oder mütterlicher Seite, gleichgültig ob verheiratet oder ledig, aufzunehmen. Sie mußten ihm helfen wie Knechte und Mägde und erhielten für ihre Arbeit nur Kost und Kleidung. Dazu bekamen sie noch einen Gnadenpfennig, den ihnen der Hausvater für außerordentliche Dienstleistungen aus besonderer Barmherzigkeit zukommen ließ[13], und im Alter die „Abhalt"[14]. So heißt es in einer Abhandlung aus dem Jahre 1641: „... zehrpfening jährlich fl. 2.— nemblich halbs zu S. Ursula (21. 10.) und halbs zu S. Georgy (23. 4.) unwaigerlich zu raichen[15]."

Die Mithausereien waren eine Art patriarchalischer Hausverfassung. So berichtet der Landrichter von Windischmatrei im Jahre 1821[16]: „Hier waren die anderswo unbekannten sogenannten Mithausereien, eine Art patriarchalischer Hausverfassung. Die größten Höfe, beinahe ganze Ortschaften gehörten nur einer oder zwei Familien. Sie lebten auf denselben, ließen nur so viele heiraten, als das Gut Arbeitsleute brauchte, oder fehlten diese, zog eine andere Familie, die solcher mehrere hatte, zu. Einer regierte, die andern gehorchten, hatten nichts als Kost für die Arbeit und im Alter die Abhalt. Töchter erbten vom ganzen Grundbesitz nichts. Heiratete eine, so hatte die Beste zur Ausfertigung eine Kuh, vier bis fünf Schafe, eine Truhe mit Schloß und Band, ein altes Bett, ein lodenes Kleid und die Morgensuppe."

Für das 16. Jahrhundert lassen sich genügend Beispiele finden, welche die gemachten Ausführungen verdeutlichen und uns einen genauen Einblick gewähren in die strukturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Mithauserei. Der Abschied zwischen Thomel Schmuzer auf Glanz und seinen Geschwistern aus dem Jahre 1549 zeigt uns ein genaues Bild der Kommunhausungen[17]. So ist Thomel Schmuzer nach dem Tod des Vaters „als Steffan Schmuzers eltistem sun mandlichs stamens ... als zu ainem getreuen wierdt und versorger auf das bemelt haimat zugelassen worden, alß und in der gestalt, das er Thomel daselb haymat in der stufft aus unbethailtn gut im und seinen geschwistrierten alsdann sollich guet mit raichung der zinß und zechent ... innen haben. Und seine geschwistriert nach des haußhabenstatten oder vermugen ungesündert und ungeeussert, sondern getreulich und ungefahrlich, es sey mit speiß, getrankh, klaydung, auch zucht und lernung mit aller notdurfft als seine aignen khinder underhalten und erziechen, auch als in gesunthait und khrankhait, lebendiger und todter versorgen ... Und also das haußhaben zu ir aller nuz und fromen ... regieren sol. Und was er für erdiennt und erobert gelt außerhalb des hauß haben hat, dasselb auch zu ir aller nuz und gwynn hineinlegen. Und so die khinder erwaxen, dieselben alsdann mit radt der gerhaben in die diennst auslassen mag, die dann ire erdiennte jarlon auch gleichermassen hineinlegen und den Thomel als irem wirdt auch prueder und versorger ... hilflich ... sein sollen. Und so nun dieselben seine geschwistriet manpar werden oder zu heiraten seind, so solle er die auch nach haußhabenstatten ... aussteuern und außheiraten." Hieraus ersehen wir also: Einer wurde als „Wirdt" bestimmt, die anderen mußten diesem gehorchen und ihm arbeiten helfen. Dafür erhielten sie nur Kost und Kleidung. Der Hauswirt hatte sogar das Recht, darüber zu entscheiden, ob ein Hausgenosse auswärts arbeiten durfte. Der auswärts erarbeitete Lohn floß in die Familienkasse[18]; auch was der Vorhauser auswärts verdiente, floß in die gemeinsame Kasse. Es wurde zu „aller nuz und gewyn" gewirtschaftet. Im wahrsten Sinne des Wortes können wir daher von einer Kommunwirtschaft sprechen, in der es kein persönliches, sondern nur ein Familieneigentum gab.

Ein weiteres Beispiel unterstreicht den geschilderten Sachverhalt. Am 8. November 1558[19] erscheint Hanns Pätrer auf Racell vor dem Salzburger Dompropst Eberhard, der damals in eigener Person in Windischmatrei zu Gericht saß, und beschuldigte seinen

Vetter Blasius, er habe „nit fürwertz" gehaust, sondern mehr Schulden gemacht. Daraufhin übertrug der Dompropst die Wirtschaft dem Kläger für die Dauer eines Jahres, und zwar dergestalt, daß „er inen allen zum treulichen und ungeverlichen haussen, auch den Blassy sein weib und kind umb gesundt und in allem wie sich gepürdt undterhalten sol und Blassy sol sein arbait, was er mit zimern oder sonnst erobert inn das haushaben geben und sol mit des Hannsen als wirdts wissen und willen zimern oder sonst zu arbaiten ausgeen". Aus diesem Beispiel ersehen wir aber nicht nur die patriarchalische Hausverfassung, sondern auch, daß der Mithäuser das Recht hatte, den Vorhauser zu verklagen, wenn dieser nicht vorhauste und den Hof schlecht bestellte. In diesem Falle ging der Erhalt des Familieneigentums bzw. der Hausgemeinschaft vor die patriarchalische Ordnung.

Am 7. November 1558[20] entschied der Salzburger Dompropst einen Streit zwischen Jörg Schneider und dessen Vetter „von wegen der wirdt- und hausmannschaft" dahin, daß Jörg „die wirdtschaft annemben und inen allen treulichen haussen solle"; sein Vetter Asm solle ihm als „wirdt gefellig, gehorsam und nicht wiederwärtig sein". Würde sich nach Ablauf eines Jahres herausstellen, daß die Wirtschaft schlecht ginge, so solle mit den Beteiligten von neuem verhandelt werden.

Am 9. April 1549[21] wurde Hanns Mayr auf des Walthasern Gut hindtern Egk erneut zum „sollerwierdt" bestellt. Er soll „daß haußhaben zu ir aller nuz und fromen treulich und ungeferlich auch ungeeussert und ungefündet regieren. Des Walthausern khinder als die seinen als mit zucht, speyß und lernung erziehen, dieselben sambt der wittib, soweit sy beym haymat beleiben (und sich rechtgeschaffen halten will) nach des haushabenstattn und vermugen mit aller gepürlichen notdurfft undterhalten oder versorgen und die wittib zu kheiner ungepürlichen arbait benötten, sonder sy zu gewendlicher weibsarbait anordnen sol. Dagegen sy im auch sambt den khindern als ain wirt und versorger in allen gepürlichen sachen gevelgig und gewärtig sein, sich auch aynig und rechtgeschaffen halten sol.... Ob sy sich aber hierüber ungepürlichen halten und sich glaublichen verursachen wurde, so soll sy alsdann mit dem irigen on alles mittl von dem haymat abgefertigt werden..." Wer sich nicht der Hausverfassung und den Anweisungen des Vorhausers fügte, wurde aus dem gemeinsamen Familienverbande ausgeschlossen, und zwar „on alles mittl". Die Stellung des „wirdts" innerhalb der Kommunhausung war also wirklich eine patriarchalische. Allerdings durfte er den Frauen nur „weibsarbait anordnen".

Am 9. November 1558[22] bat die Witwe des Alban „auf dem Stain", sie davor zu schützen, daß ihr Stiefsohn Rulf sie samt ihren Kindern zwinge, aus dem gemeinsamen Familienverband auszuscheiden. Rulf erklärte, er habe ihr dies darum angedroht, weil er sie und ihre Kinder „zu arbait angeredet" und weil darob Krieg und Hader entstanden sei. Er erbot sich aber dann, die Witwe mit ihren Kindern bei sich zu behalten, sofern sie ihrerseits sich geziemend benehmen.

Am 1. März 1559[23] trug Jörg Stainer auf Racell dem Urbargerichte den Wunsch vor, es möge einer seiner Brüder „zu der wirdtschaft gesetzt werden", da er schon seit 20 Jahren Wirt sei und sich die Ehefrauen seiner beiden Brüder „in dem so sich haushabens notturfft gepürt" nicht mehr gefällig erzeigen und sie darin durch ihre Ehemänner noch unterstützt würden. Die Brüder des Jörg widersprachen dem und gelobten, dafür Sorge zu tragen, daß ihre Frauen mit dem Eheweibe des Jörg künftighin besser auskommen. Sie willigten auch ein, daß, nachdem derzeit die Ehefrau des Lucas „mairin" sei, von jetzt an die „mairschaft" der Frau des Jörg gelassen werde. Auf diesen Vorschlag ging jedoch Jörg nicht ein, sondern er bestand darauf, daß die Frau des Lucas in dieser Stellung verbleibe, da sie die „meisten khinder" habe"; hinwider möge die Hausfrau des Christian, die nur ein Kind habe, seiner Frau, welche kinderlos sei, „arbaitten helffen". Das Gericht entschied nun folgendermaßen: Jörg bleibt Wirt; die Hausfrauen seiner Brüder haben in Ansehen der Haushaltung ihm zu gehorchen; vertragen sich die Weiber untereinander nicht und wehren die Männer nicht dem Streite, so sollen sie allesamt mit

Gefängnis oder sonst „nach gelegenheit" bestraft werden. Aber auch Jörg möge sich gegen die übrigen Hausgenossen „wirdtlich und gepürlich halten und nit hardt sein". Hieraus geht hervor, daß die Mithausereien sogar zwangsweise zusammengehalten wurden. Wer sich der Hausordnung nicht unterordnete, wurde bestraft, ja sogar mit Gefängnis. Waren mehrere Frauen in dem Familienverbande, so hatte eine von ihnen die „mairschaft", d. i. die Leitung der weiblichen Arbeiten und Verrichtungen in der Hausgemeinschaft.

Austritte aus der Mithauserei gab es selten. Der einzelne Mithäuser war aber berechtigt, nach dem Tode des Vorhausers den Fortgang des Hauswesens zu beurteilen und, wenn er es für zuträglich hielt, aus der Gemeinschaft auszutreten und konnte seinen Anteil von den übrigen herausfordern, sofern die Teilung von der Obrigkeit nicht gestattet wurde[24].

Wurden in früherer Zeit die Mithausereien von der Obrigkeit begünstigt und die Teilung der Güter und damit der Kommunhausungen an eine grundherrliche Genehmigung gebunden, so griff das Gegenteil Platz, als der Gerichtsbezirk Windischmatrei im Jahre 1810 ein Bestandteil des französischen Königreiches Illyrien wurde und demzufolge der die Zerstückelung der Bauerngüter begünstigende Code Napoleons dort zur Geltung gelangte[25]. So heißt es in dem Bericht des Landgerichtes Windischmatrei vom 20. Juli 1821 an das Kreisamt in Bruneck[26]: „Mit den neueren Zeiten und Gesetzen zerstörten sich diese nur auf Observanz gegründeten Kommunhausungen, die Familien trennten sich, Grund und Boden wurden zerstückelt, geteilt, weil eine adäquate Fertigung im Gelde nicht mehr aufgebracht wurde. Es wurden Brüder und Mithäuser und selbst Familien mit Anwesen gefertigt, worauf kein Halm Getreide wächst."

„Die zerstückelten Güter geben nicht mehr den Unterhalt und so die Armut, die Unhilflichkeit, die Einschuldung, die Rückstände. Erst im vorigen Jahr 1820 trennte sich eine der letzten und bedeutenden Mithausereien von 38 Köpfen. Eine Stelle ist heuer schon ruiniert, denn das Hochwasser hat ihm den ganzen Grundbesitz verschüttet. Die Mithauserei würde es nach und nach hergestellt haben, er vermag's nicht mehr."

Die Unterordnung mehrerer Familien unter die Leitung eines einzigen und die daraus sich ergebende einheitliche Leitung der Arbeiten einerseits, die ökonomischen Vorteile des gemeinsamen Haushaltes andererseits ermöglichten es, eine große Anzahl verhältnismäßig billiger Arbeitskräfte zur Bearbeitung der wenig ertragreichen Kulturflächen zu verwenden[27]. So wird auch verständlich, warum gerade in gebirgigen, d. h. weniger ertragreichen Gegenden und schwer zu unterhaltenden Gütern und Wirtschaften ein solches Gemeinschaftsverhältnis sich entwickelte und auch empfahl. Sehr drastisch drücken das einige slawische Sprichwörter aus: „Inokostina siromastina" (Einzelwirtschaft ist Armut) oder „Zadruzna Kuca tece imuca" (Ein gemeinschaftliches Hauswesen erwirbt Reichtümer)[28].

Die Hausgemeinschaften hatten seit dem 18. Jahrhundert in ständig steigendem Maße gegen den zunehmenden Selbständigkeitstrieb der einzelnen Mithäuser und den Widerstand der Behörden gegen die Fortdauer der Mithausereien zu kämpfen[29]. „Der Kampf, der von letzterer Seite gegen das Gemeinderschaftsverhältnis geführt wurde, war wohl von dem zu Ende des 18. Jahrhunderts sich ausbreitenden physiokratischen Axiom beherrscht, daß die Bewegungsfreiheit des einzelnen die notwendige Vorbedingung wirtschaftlichen Fortschrittes sei[30]." Es zeigte sich jedoch, daß bei der Auflösung der Hauskommunen die den einzelnen Mitgliedern zugeteilten Teile aus dem bisher gemeinsam bewirschafteten Land für den Unterhalt gesonderter Wirtschaften nicht ausreichten.

Ganz verschwunden sind diese Mithausereien jedoch bis heute noch nicht. Immer noch lassen sich Überreste dieser Hausgemeinschaften finden. Die alte, strenge, patriarchalische Hausverfassung existiert jedoch nicht mehr; trotzdem sind aber die familiären Bande noch überall zu spüren. Aber die Bewegungsfreiheit des einzelnen ist nicht mehr an die Zustimmung des „Bauern" gebunden. Ihren auswärts verdienten Lohn können sie behalten und steht er ihnen zur Verfügung. Was sie davon für Kost und Logis beim Bauern

bezahlen müssen, hängt ganz von den jeweiligen Familienverhältnissen ab. Oft wird aber das väterliche Gut noch gemeinsam bewirtschaftet.

Über das Alter und den Ursprung dieser Einrichtungen hat sich zu Beginn dieses Jahrhunderts eine große Kontroverse erhoben. Die einen erklären die Hauskommunen gleich August Meitzen[31] für ein spezifisch slawisches Institut. Tatsächlich sind auch im frühen Mittelalter die Slawen von Kärnten aus weit ins Puster- und Iseltal vorgedrungen, so daß sich im Volkscharakter trotz der Germanisierung mitunter manche slawische Eigenart erhalten hat[32]. Auch Gelehrte vom Rang wie der Staatsrechtslehrer und Statistiker H. J. Bidermann[33] und der Philologe Joh. Mitterrutzner[34] glauben deshalb in den Mithausereien eine spezifisch slawische Einrichtung erkennen zu dürfen. Auch Hermann Wopfner[35] und der Seelsorger aus Kals, Anton Auer[36], folgten dieser Meinung. Wopfner hat jedoch inzwischen seine Meinung geändert und weist in seinem Bergbauernbuch darauf hin, daß auch in der Urschweiz, im Berner Oberland und in Norwegen Hausgemeinschaften bis in die Neuzeit hinein bestanden[37].

Demgegenüber leugnet jedoch eine andere Richtung den slawischen Ursprung dieser Mithausereien mit dem Hinweis, daß ähnliche Einrichtungen auch bei anderen Völkern vorhanden waren. Vor allem vertritt diese zweite Meinung der frühere Wiener Wirtschaftshistoriker Alfons Dopsch[38]. Diese Meinung konnte er aber auch mit vollem Recht vertreten, da schon im Jahre 1897 Georg Cohn in einem Vortrag vor der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin über „Gemeinderschaft und Hausgenossenschaft“[39] eindeutig nachgewiesen hat, daß diese Hauskommunen bzw. Mithausereien bei allen Völkern vorkommen. Er weist nach, daß die Hauskommunen seit dem grauesten Altertum und bei allen Völkern existiert haben: in China, in Indien wie bei den Semiten, bei den Griechen und Römern, den West- und Ostgermanen, in Skandinavien wie in der Schweiz, in England wie in Deutschland, bei den Romanen, in Spanien, Portugal, Frankreich und Italien. Mit Dopsch können wir also sagen, daß die Mithausereien eine soziale Erscheinung ganz internationalen Charakters und keineswegs etwas spezifisch Slawisches sind.

Einschränkend muß man aber sagen, daß diese Gemeinschaften nicht allgemeine Verbreitung gefunden haben, sondern sie blieben auf bestimmte Gegenden beschränkt. Die Gebiete ihres Auftretens fallen mit wirtschaftlichen und nicht mit nationalen Grenzen zusammen, was wiederum beweist, daß sie keine nationalen Eigentümlichkeiten darstellen[40]. Vor allem in Gegenden, wo die Wirtschaft mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, also dort, wo eine wirtschaftliche Tätigkeit ohne ein Zusammenwirken mehrerer fast unmöglich war, bei Rodung und Urbarmachung von Wäldern und Ödland, treffen wir sie an. Auch die Eigenart der Alpwirtschaft hat von selbst zur Ausbildung solcher Verhältnisse hingeführt. Namentlich in Gebirgstälern bildeten sich Mithausereien[41].

Literatur:

[1] *Grass, N.:* Rezension zu H. Wopfner: Bergbauernbuch, in: MIÖG, 63. Bd., 1955, S. 107. *Wopfner, H.:* Das Tiroler Freistiftrecht, in: Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs, II. Jg., 1905, S. 289 f.

[2] *v. Mayrn:* Über die Verhältnisse der Untertanen und Grundherren, über Pfleg-, Land- und Hofmarksgerichte, in: Salzburg und Berchtesgaden, hg. v. Koch-Sternfeld, Salzburg 1810, S. 126.

[3] *Bidermann, H. J.:* Die Nationalitäten in Tirol, in: Forsch. z. deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1886, I. Bd., S. 472 ff.

[4] Lehensbeschreibung von Windisch-Matrei von 1548, steht im LRA-Innsbruck zwischen den Verfachbüchern.

[5] Gerichtsarchiv Windischmatrei, Reihe A, Konsistorium Nr. 38. LRA-Innsbruck.

[6] Gerichtsarchiv Windischmatrei, Reihe B, V, Rest 6, Bund 9, Akt 5.

[7] Keine einzelnen Teile am Ganzen werden unterschieden, auch nicht ideale Anteile. Was einer der Hausgenossen erwirbt, das vermehrt, und was einer verdirbt, das schmälert das Ganze. Jeder

nützt das Gesamtgut nach seinen, den übrigen allerdings im ganzen gleichartigen Bedürfnissen und braucht davon, soviel er nötig hat. *Huber, Eugen:* System und Geschichte des schweizerischen Privatrechtes, 4. Bd., 1893, S. 252 f.

[8] *Bidermann, H. J.:* Nationalitäten in Tirol, S. 473, und Osttiroler Festschrift, S. 14.

[9] *Utiesenovic:* Die Haukommunen der Südslawen, Wien 1889, S. 22 und 21.

[10] *Cohn, Georg:* Gemeinderschaft und Hausgenossenschaft in: Zeitschr. f. vgl. Rechtsw., 13. Bd., 1893, S. 101: Im Slawischen heißen diese Hausgemeinschaften „Zadruga" bzw. „Inokosna", wobei das Volk unter der Zadruga-Familie diejenige versteht, welche viele Arbeitskräfte hat, und unter der Inokosna-Familie diejenige mit wenigen Arbeitskräften.

[11] Siehe Anm. 9.

[12] Zitiert nach *Bidermann, H. J.:* Übersicht der Slawenreste in Tirol, in: Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Volkskunde, 59. Bd., Brauschweig 1891, S. 312.

[13] *Auer, A.:* Der Iseltaler, in: Amthors Alpenfreund, 5. Bd., 1872, S. 25.

[14] Bericht des Landgerichtes Windischmatrei vom 20. Juli 1821, LAR-Ibk., Kreisamt Bruneck, Nr. 3097, J. 1822.

[15] Verf.-B. 1641, Fol. 23.

[16] Siehe Anm. 14.

[17] Verf.-B. 1549, Fol. 75/76.

[18] *Paßler, P. P.:* Grundzüge der Besiedlung des Defereggentales in: Osttir. H.-Bl., 3. Jg., S. 105.

[19] Verf.-B. 1558, Fol. 57.

[20] Verf.-B. 1558, Fol. 56.

[21] Verf.-B. 1549, Fol. 73.

[22] Verf.-B. 1558, Fol. 58.

[23] Verf.-B. 1559.

[24] Bericht des Administrators, des salzburgischen Pflegers in Lengberg, vom 21. Jänner 1807, zitiert bei *Bidermann, H. J.:* Übersicht der Slawenreste in Tirol, in: Globus, 59, Bd., S. 312.

[25] *Bidermann, H. J.:* Übersicht der Slawenreste in Tirol, S. 312.

[26] Bericht des Landgerichtes von Windischmatrei v. 20. Juli 1821, LRA-Ibk., Kreisamt Bruneck, Nr. 3097, J. 1822.

[27] *Wopfner, H.:* Tiroler Freistiftrecht, in: Forsch. Gesch. Tir. III. Jg. 1906, S. 46.

[28] *Dopsch, A.:* Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen, S. 168.

[29] *Bidermann, H. J.:* Die Nationalitäten in Tirol, S 474.

[30] *Wopfner, H.:* Tiroler Freistiftrecht, S. 46.

[31] *Meitzen, A.:* Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, 2. Bd., S. 214 ff. Vgl. auch *Simkhowitsch, Wl. Gr.:* Die Feldgemeinschaft in Rußland, Jena 1898, S. 352 ff.

[32] *Beda Weber:* Das Land Tirol, III. Teil, S. 148, über die Bewohner des Kalser Tales, und S. 157, über die Deferegger.

[33] *Bidermann, H. J.:* Die Nationalitäten in Tirol, S. 473.

[34] *Mitterrutzner, Joh.:* Slawisches aus dem östlichen Pustertale. Progr. des Gymn. Brixen 1879, S. XIV.

[35] *Wopfner, H.:* Das Tiroler Freistiftrecht, S. 45. *Ders.:* Eine siedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Villgraten, in: Zs. d. DuOeAV. 1931, S. 254.

[36] *Auer, A.:* Der Iseltaler, in Amthors Alpenfreund, 5. Bd., S. 22 f.

[37] *Wopfner, H.:* Bergbauernbuch, I. Bd., 2. Lf., S. 137.

[38] *Dopsch, A.:* Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen, S. 150 und 164. *Ders.:* Die ältere Wirtschafts- und Sozialgesch. der Bauern in den Alpenländern Österreichs, S. 38 ff.

[39] *Cohn, G.:* In: Zeitschrift für vgl. Rechtswissenschaft, 13. Bd., Stuttgart 1899, S. 53 ff.

[40] *Grass, N.:* Die Verwaltung Osttirols im 17. und 18. Jahrh.

[41] *Grass, N.:* Karl Haff in: Festschrift Karl Haff, Innsbruck, 1950, S. 88.

Anschrift des Verfassers: Dr. Hermann Sendele, D-8032, Gräfelfing bei München, Maria-Eich-Straße 55.

Im Bergsteigerparadies

Neue Bergfahrten in der Bosconerogruppe

RICHARD GOEDEKE

Berge, in denen eine Schar von Frauenschuhblüten und Feuerlilien unmittelbar am Wege ungepflückt verblühen können, Berge, deren Wände bis in die jüngste Zeit hinein im Dornröschenschlaf liegen konnten, Berge, in denen man eine Woche lang hausen kann, ohne andere Menschen zu sehen — auch das ist noch zu finden im Wunderland der Dolomiten.

Talort der Bosconerogruppe (Bosconero = Schwarzwald) in den Belluneser Bergen ist *Forno di Zoldo (848 m)*, gelegen etwa auf halber Strecke zwischen Agordo und Pieve di Cadore. Zwei Kilometer östlich Forno ist der linke Talhang auf einer Breite von mehreren hundert Metern aufgerissen und ein Stück in den neuen Stausee gerutscht. Am östlichen Rand dieses Bergrutsches beginnt ein Steig, der zuerst steil bergan führt. Später leitet er fast eben in das Tal hinein, immer näher auf die großartigen Wände der Rocchetta Alta zu. Unweit vom Fuß des Berges erreicht man nach einer Steilstufe die Reste einer alten, aufgelassenen Alm, deren am besten erhaltene Hütte repariert ist und als *„Bivacco Casera di Bosconero" (1445 m)* Lager für acht Personen bietet. Wenige Minuten unterhalb des Biwaks findet sich die letzte Quelle des Tales — oberhalb dehnen sich nur trockene Schuttreisen, üppige Latschenfelder, Lärchenbestände — und Felsgipfel.

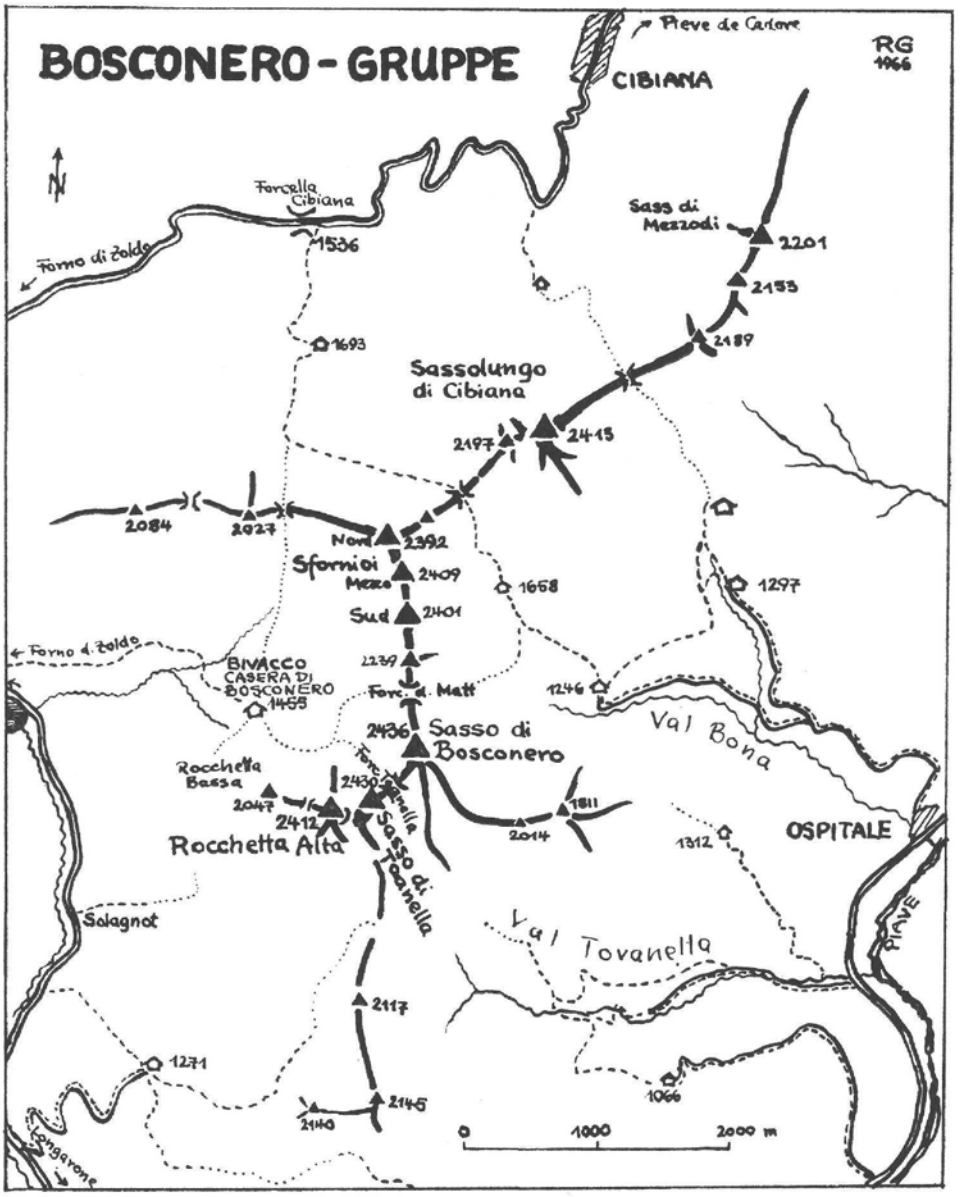
Wer sie nur anschauen will, kann zur Forcella de la Toanella (2150 m) hinaufsteigen, von der jenseits der Abstieg durch das Val Tovanella hinab nach *Ospitale (539 m)* im Piavetal möglich ist. Nördlich der Forcella Toanella liegt der höchste Gipfel der Gruppe, der Sasso di Bosconero (2436 m). Zwischen diesem und den drei Gpifeln des Sfornioi (2401 m, 2409 m, 2392 m) ist die Forcella del Matt (2067 m) eingeschnitten, die gleichfalls eine Möglichkeit bietet, zum Piavetal nach Ospitale zu gelangen. Zu betonen ist jedoch, daß auch diese technisch nicht schwierigen Übergänge sich teilweise in weglosem, nicht markiertem Gelände vollziehen und an Orientierungssinn und Trittsicherheit einige Anforderungen stellen.

Vom nördlichen der drei Sfornioigipfel (die aus der Kuppel einer weiten Aufwölbung der massigen Dolomitbänke herauspräpariert sind) macht der bis hierher in Nord-Süd-Richtung verlaufende Hauptkamm einen Knick nach Nordosten und zieht zum Sassolungo di Cibiana (2413 m) und zum Sass di Mezzodì (2201 m), hinter dem er allmählich ausläuft. Die eigentlichen Paradeberge der Gruppe — besonders für den Kletterer — finden sich südlich des Sasso di Bosconero: Ganz im hintersten Winkel des Val Bosconero versteckt ragt der schroffe Sasso di Toanella (2430 m) empor, früher auch „Campanile Innerkofler" genannt — von Norden aus gesehen ein kühner Felsturm[1]. Von diesem Berge, nur durch eine tiefeingeschnittene Schlucht getrennt, erhebt sich die Bastion der Rocchetta Alta (2412 m), deren gewaltige, dächergespickte Nordwand zu den eindrucksvollsten Felsabstürzen der Dolomiten gezählt werden muß.

Die Erschließung dieser Berge erfolgte in drei Abschnitten: Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts werden die Hauptgipfel erstiegen: 1878 der Sasso di Bosconero (von Süden) durch G. Merzbacher und C. Tomé mit S. Siorpaès, 1893 an zwei aufeinanderfolgenden Tagen die Rocchetta Alta (von Westen) durch die Holländerin Jeanne Immink und

[1] In der Freytag-Berndt-Karte ist dieser Gipfel fälschlich nördlich der Rocchetta Alta eingezeichnet, während er genau östlich des Hauptgipfels der Rocchetta Alta liegt.

R. v. Lichtenberg mit Sepp Innerkofler und P. Dimai sowie der Sasso di Toanella (von Osten) durch Jeanne Immink mit den gleichen Führern. Dabei waren die Anstiege auf die beiden letztgenannten Gipfel nicht identisch mit den heutigen mäßig schwierigen Normal-



wegen, sondern waren für die damalige Zeit elegante Direktanstiege. Der Sfornioisüdgipfel wurde 1895, der Mittel- und der Nordgipfel im Jahre 1900 erreicht.

Die zweite Erschließungsperiode fällt in die zwanziger Jahre, in denen — besonders durch G. und V. Angelini und S. Sperti — die meisten bis dahin noch unbegangenen leichteren Anstiege eröffnet sowie die unbedeutenderen Nebengipfel erstiegen wurden.

Die schwierigsten Wege jener Zeit waren die „Via delle cenge" (IV) in der Westwand des Sasso di Toanella und der wenig zutreffend als Nordwest„kante" bezeichnete Nordwestwandanstieg (III—IV) auf den Sasso di Bosconero. Damit blieben jedoch immer noch die lohnendsten Wände unberührt — bis in die sechziger Jahre hinein!

1962 wurden T. Hiebeler und R. Sorgato auf die Rocchetta-Nordwestkante aufmerksam und machten einen Versuch, der nach neun schwierigen Seillängen oberhalb des Sockels ein Biwak und einen Rückzug bei hereinbrechendem Schlechtwetter verlangte. Ein 50-Meter-Seil blieb in der Wand. Jedoch der Versuch wurde nicht wiederholt, und die Rocchetta hatte weitere zwei Jahre Ruhe. Dann erschien — was nach dieser langen Zeit wohl nicht mehr als unfair bezeichnet werden kann — eine fünfköpfige Gruppe der „Scoiattoli", bestehend aus B. Menardi, L. Lorenzi, L. da Pozzo, S. Lorenzi und G. Zardini. Die Cortineser kamen — immer mit Menardi als Seilerstem — rasch über den bereits genagelten Teil der Route höher und stießen noch am Tage des Einstiegs bis über die 60-Meter-Verschneidung vor. Dort wurde biwakiert und nach weiterer schwieriger Frei- und Hakenkletterei am Abend des folgenden Tages der Gipfelgrat erreicht. So großartig und schwierig dieser Anstieg war, das größte Problem der Rocchetta war doch noch ungelöst: die auf 600 Meter senkrechte und überhängende Nordwand. Milo Navasa, Claudio Dal Bosco und Franco Baschera waren im Juni 1965 die ersten im Wettlauf um diesen Anstieg, eine der letzten ganz großen Neufahrten klassischen Stils in den Alpen, in der organischen Linienführung und zugleich Ausweglosigkeit ein Musterbeispiel für eine ideale, äußerst schwierige Route. In vierzig Stunden Kletterzeit, verteilt auf fünf Tage, wurde der Durchstieg gesucht und — was kaum einer zu glauben gewagt hätte, der die Wand je von unten gemustert hat — ohne Verwendung von Bohrhaken zu Ende geführt, eine wirklich bewundernswerte Leistung!

Daneben brachten die sechziger Jahre auch eine ganze Reihe sehr schöner kleinerer bzw. weniger schwieriger Neufahrten, die das Gebiet auch für Freunde von etwas leichteren Wegen anziehend machen: 1963 begingen P. Sommavilla und A. und C. Angelini die Rocchetta Alta-Nordostkante (IV; wird verglichen mit der Dibonakante an der Großen Zinne), und B. Da Damos, P. Sommavilla, C. Andrich und C. Angelini durchstiegen die Westkamine (IV—V) am gleichen Berg. 1964 eröffneten C. A. Pinelli und G. Del Campo einen direkten Weg (V, A1) durch die Westwand des Sasso di Toanella, während die Nordwand (IV—VI, A1 und A2) und der Ostriß (V—; vergleichbar mit dem Preußriß an der Kleinsten Zinne) durch B. Da Damos und P. Sommavilla erstmals begangen wurden. 1965 fügten P. Geihs und R. Goedeke an der Rocchetta Alta di Bosconero die neuen Freikletteranstiege durch die Süwand (IV+ und V—) und über den langen Westpfeiler (IV—V) hinzu. Dies alles sind Wege, wie sie in anderen Gruppen schon vor dreißig oder vierzig Jahren begangen wurden und heute längst klassisch geworden sind. Fast ein Wunder im Zeitalter der Epigonen, daß noch Erstbegehungen möglich sind durch breite Wände aus gesundem Fels, echtes Neuland, mitten in den erschlossenen Alpen.

Und was ist übriggeblieben für weitere Neulandsucher? Natürlich, die Rosinen sind weggepickt, der Stand der Erschließungen ist dem in den meisten anderen Gruppen der Dolomiten etwa angeglichen. Jedoch wer sich nicht mit den vorhandenen Wegen begnügen will und sich umschaut, kann durchaus noch die eine oder andere lohnende Möglichkeit finden. Wobei zu hoffen und zu wünschen wäre, daß sie nicht in der Phantasielosigkeit von Bohrhakenleitern parallel zu den herrlich organisch gelegten Nord- und Westwandrouten der Rocchetta Alta gesucht werden.

Es war wirklich ein Paradies, einsam, mit Blütenvorhängen und seltenen Blumen, mit stillen Wäldern, einer kühlen Quelle und viel Sonne. Auch Schlangen gab es. Und sogar eine Eva. Ein Adam fehlte zwar, dafür waren jedoch noch drei weitere Menschen da. Und weil es ein Bergsteigerparadies war, ragte ringsum eine Versammlung von selten oder noch nie durchstiegenen Felswänden in den Himmel. Was jedoch im Schlaraffenland

die Mauer aus Grießbrei war, erwies sich in unserem Bergsteigerparadies als ein schmaler, steiler Steig, den wir uns zweimal unter gewaltigen Opfern an Schweiß mit Riesenrucksäcken hinaufrasten mußten, bevor das Paradies für zehn Tage unsere Heimat wurde.

Leute, die vor uns hier gewesen waren, hatten einen Kletterführer geschrieben, in einer für uns schwer lesbaren Sprache, die uns immer wieder Überraschungen bescherte. Immerhin entnahmen wir dem Führer und seinen Photos, daß die schmale Südwand der Felsenkönigin Rocchetta Alta di Bosconero über unserem Lagerplatz noch nicht durchstiegen war. Mit Haken und anderen Ernstfallutensilien behängt, stürmten wir am nächsten Tag los, Kolumbus im steilen Fels zu spielen. Nach einem Anstieg durch Schnee- und Schuttrinnen bekamen wir unser Ziel zu Gesicht, Kletterei in weiteren Rinnen brachte uns zur sonnigen Latschenkanzel am Wandfuß. Die Wand war gutmütig. Immer wieder öffnete sie Risse und Kaminstücke, meist gerade richtig für unsere Vierzigmeterseile abgepaßt, ließ uns zwischendurch ein wenig nach der Fortsetzung suchen, bluffte gelegentlich auch einmal. Jedoch nie wurde Hakenhilfe zur Fortbewegung nötig, nie der Fluß der Freikletterei unterbrochen. Die Tiefe wuchs. Steile, sonnendurchglühte Latschentobel glitten tiefer, gehörten zum Tal. Ringsum nur sonnige Weite mit zu Dunstkulissen verzauberten Gebirgsstöcken. Ein weißes Sportflugzeug tanzt schnurrend durch die Wölkchen, verschmilzt mit dem Dunst, weckt mit seinem Verschwinden wieder die Stille.

Ganz anders zwei Tage später. An der Nordwestkante wurde nicht nur leichtfüßiges Steigen in Verschneidungen, Rissen und Kaminen geboten. Dieser Weg verlangte den Einsatz aller Finessen. Nach dem seilfrei erkletterten Sockel brachte der Eiertanz auf den glitschigen Tritten einer nassen Verschneidung uns gleich die richtige, extreme Kampfesstimmung. Der Seilerste ist ein starker Mann, der zweite sein unter dem schweren Rucksack stöhnender Bewunderer und Sklave. Die Ausbildung eines Personenkultes wird durch den Wechsel in der Führung allerdings jeweils im Keime erstickt. Auch diese Kante ist maßgearbeitet für Vierzigmeterseile: Und wenn der Fels noch so widerspenstig, plattig, gelb wird, und wenn die Seile und Schlingen noch so frei in der Luft hängen —, der Standplatz ist bequem. Die Schwierigkeiten lassen schon bald nichts zu wünschen übrig, sei es im gelegentlichen Raufen um die letzten Zentimeter zum nächsten Häkchen. Solide Sicherungen gewähren immer wieder Nervenschonung. Wir erreichten das Biwak der ersten Durchsteigungsversuche — eine in den Schutt gesessene Mulde unter einem Überhang, darin ein sonnengebleichter, mürber Fetzen von einem Rucksack, daneben zwei verdorrte Holzkeilchen, Wohnung unbehauster Menschen für eine Nacht. Und immer noch lächeln uns an den Standplätzen Abseilschlingen entgegen, hier oben jetzt ganz frische, ebenso wie einige Haken ohne jede Patina blitzen — Spuren der bisher gescheiterten Wiederholungsversuche. Über dieses ganze lange Kantenstück abseilen wird keiner grundlos — unwillkürlich erwachen kniefreie Gedanken. Unsinn! Wieder den Kopf in den Nacken! Wo ist der Weiterweg, wo der nächste Griff? Plötzlich Hakenarmut und Schwinden der Haltepunkte, sehr schwere Freikletterei, härter als zuvor. Noch eine letzte Abseilschlinge. Und dann drängen wir uns am Fuß der großen Verschneidung auf einem winzigen an die Wand geklebten Grasfleck. Ringsum Direttissimalandschaft: gelber Fels, Dächer aller Formate, einige verbogene Haken. Es beginnt die langsame, kraftraubende Balgerei über eine Serie von Überhängen, für den zweiten mit drückendem Rucksack im Genick. Stunde um Stunde steigen wir so in begeisternder Kletterei, teils frei, teils über Haken, der Rißreihe nach, pfeilgerade hinauf, dem Blau des Himmels entgegen. Kleiner Wermutstropfen im allgemeinen Jubel war nur der Gedanke, daß uns in der Durchsteigung der benachbarten Nordwand doch schon andere zuvorkamen. Und in den Freuden der ersten Wiederholung dieser Kante beneideten wir ihre Erstbegeher ein wenig um das Glück, einen so schönen, großzügigen Anstieg eröffnet zu haben. Dafür hatten wir allerdings auch Annehmlichkeiten, so vor allem das zügige Vorankommen in den Passagen künstlicher Kletterei. Die letzten gelben Seillängen stiegen wir im Gold abendlicher Nebelsonne empor. Der Fels schien zu glühen. Vom Tal unten griff die Nacht

mit langen blauen Schattenfingern herauf, wurde wieder von einem Wirbel goldener Nebelfetzen verschlungen.

Wir schafften den Abstieg nicht mehr vor der Dunkelheit.

Ich liebe es, gelegentlich einen Berg von den verschiedensten Seiten zu ersteigen, seine unterschiedlichen Gesichter kennenzulernen. Während eines faulen Sommertages, inmitten von Lärchen, reifte der Plan zu einem weiteren Anstieg, diesmal über den noch unbegangenen Pfeiler rechts der Nordwestkante: Dreiviertel tausend Meter Fels — ein klassisches Problem, unbegreiflich, daß es noch offen war.

Abendliches Rucksackpacken, unruhiger Schlaf. Der laue Morgen schreckte uns. Über den Bergen im Westen hingen trübe Wölkchen, der Höhenmesser zeigte Druckfall. Auch in einem Paradies soll man keine Dummheiten machen. Wir krochen wieder in die Zelte — um fünf Stunden später fassungslos ins strahlende Blau eines herrlichen Morgens zu starren und fluchend einen Blitzstart zu unternehmen! Anfangs seilfrei, später mit Sicherheitsfaden, überrannten wir den Sockel, zuletzt immer an der herrlich luftigen Pfeilerkante steigend. Eingeschaltete Latschenbänder boten gemütliche Standplätze, ohne je lästig zu sein. Oberhalb einer leichteren Schuttschulter wird die Wand senkrecht. Die Schwierigkeiten steigerten sich, ohne wirklich extrem zu werden. Ein Überhang wurde in einer Schleife umgangen, ein Riß leitete weiter zu Bändern.

Plötzlich wütendes Donnergrollen, gleichzeitig erlosch die Lichtfülle der Umgebung unter den rasch über den Grat quellenden Wolkenmassen. „Das Eisen weg!" Im Nu rissen wir die Schlosserei herunter, warfen sie auf ein Band und krochen unter einen Überhang am Fuß eines kecken Türmchens. Donner! Warten ... Warten. Es passierte nichts. Gar nichts. Nach einer Weile lichteten sich die Wolken — das Gewitter war rasch vorbeigezogen.

Wir gingen weiter. Der großzügige Rhythmus der Kletterei nahm uns wieder gefangen: Führen — Standsicherung bauen — Nachsichern — Sichern — Standsicherung abbauen — Nachsteigen — Führen ... Wir liefen die Wand hinauf, als hätten wir sie schon einmal durchstiegen. Die Entdeckung des Weges war vollkommen, es gelang immer wieder, das Ideal reinster Freikletterei zu verwirklichen; die beiden einzigen Zwischenhaken schlugen wir in bequemer Stellung vor den schwierigen Stellen, fast mit dem Gefühl, dies dem Berg schuldig zu sein. Die Schwierigkeiten verebbten allmählich wie der Wellenschlag des Meeres, unter dem dieser Fels einst entstand. Wandstufe — Band — Wandstufe — Band — Wandstufe — Band. Ein letztes Mal etwas kräftigeres Zulangen, beglückendes Hinauftänzeln über sonnenwarmen, rauhen Dolomit, Lavieren zwischen dicken Überhängen. Dann nur noch weiße Schrofen und Bänder, nie zuvor betreten, nie wieder zum erstenmal zu betreten. Wir konnten nur staunen und dankbar sein, so etwas erleben zu dürfen, wenn sich darein auch ein wenig Traurigkeit mischte, daß wir zugleich diesem Berg etwas vom Reiz seiner Unberührtheit genommen hatten.

Bosconero — es war wirklich ein Paradies, einsam, mit Blütenvorhängen und seltenen Blumen, mit stillen Wäldern, einer kühlen Quelle und viel Sonne. Jedoch auch in diesem Paradies gab es einen Sündenfall: Es wurde darüber geschrieben.

Schrifttum und Karte:

Giovanni Angelini: Bosconero (ital. Kletterführer, broschiert, erschienen 1965; vorveröffentlicht in „Le Alpi Venete" 1963/64).

Milo Navasa: Entdeckung der Vollkommenen. „Alpinismus" Heft 11, 1965, Seite 26 f.

Routenbeschreibungen neuer Wege, „Alpinismus" Heft 1, 1966, Seite 44—50, und Heft 7, 1966, Seite 48.

Notizen über neue Wege 1963 und 1964 in: „Le Alpi Venete", 1964, Heft 2.

Freytag-Berndt — Karte 1:100.000, Bl. Östliche Dolomiten.

Anschrift des Verfassers: Dr. Richard Goedeke, D-33 Braunschweig, Liebermannstraße 4.

Felix von Cube zum Gedenken

Pionier des Bergsteigens, Naturforscher und Arzt

HANS SCHYMIK

1966 wäre Felix von Cube 90 Jahre alt geworden, Anlaß genug, die Verdienste eines Mannes zu würdigen, der als Bergsteiger, Naturforscher und Arzt hervorragende Leistungen vollbrachte. Als schönstes Geburtstagsgeschenk wurde am 29. Mai 1966 im Rahmen eines internationalen Bergsteigertreffens im Stranciaconetal auf Korsika eine Gedenktafel für diesen Pionier des Bergsteigens feierlich enthüllt und in die Obhut der Gemeinde Asco übergeben.

Der Deutsche Alpenverein und der Club Alpin Français haben die Vorbereitungen dafür von Anfang an unterstützt. Die ersten großzügigen Spenden — besonders der Stadt Stuttgart, der Bundesärztekammer und der Firma Carl Zeiss in Oberkochen — waren Voraussetzungen dafür, daß der Auftrag zur künstlerischen Gestaltung der Gedenktafel an den bekannten Stuttgarter Bildhauer Ernst Yelin erteilt werden konnte. In der Mitte der 80 × 55 Zentimeter großen Bronzetafel stellt ein Relief den zu Ehrenden dar; darunter steht folgender Text:

D A V C A F

DR. MED. FELIX VON CUBE

1876—1964

PIONIER DE L'ALPINISME EN CORSE

EXPLORA CES MONTAGNES AVEC SES

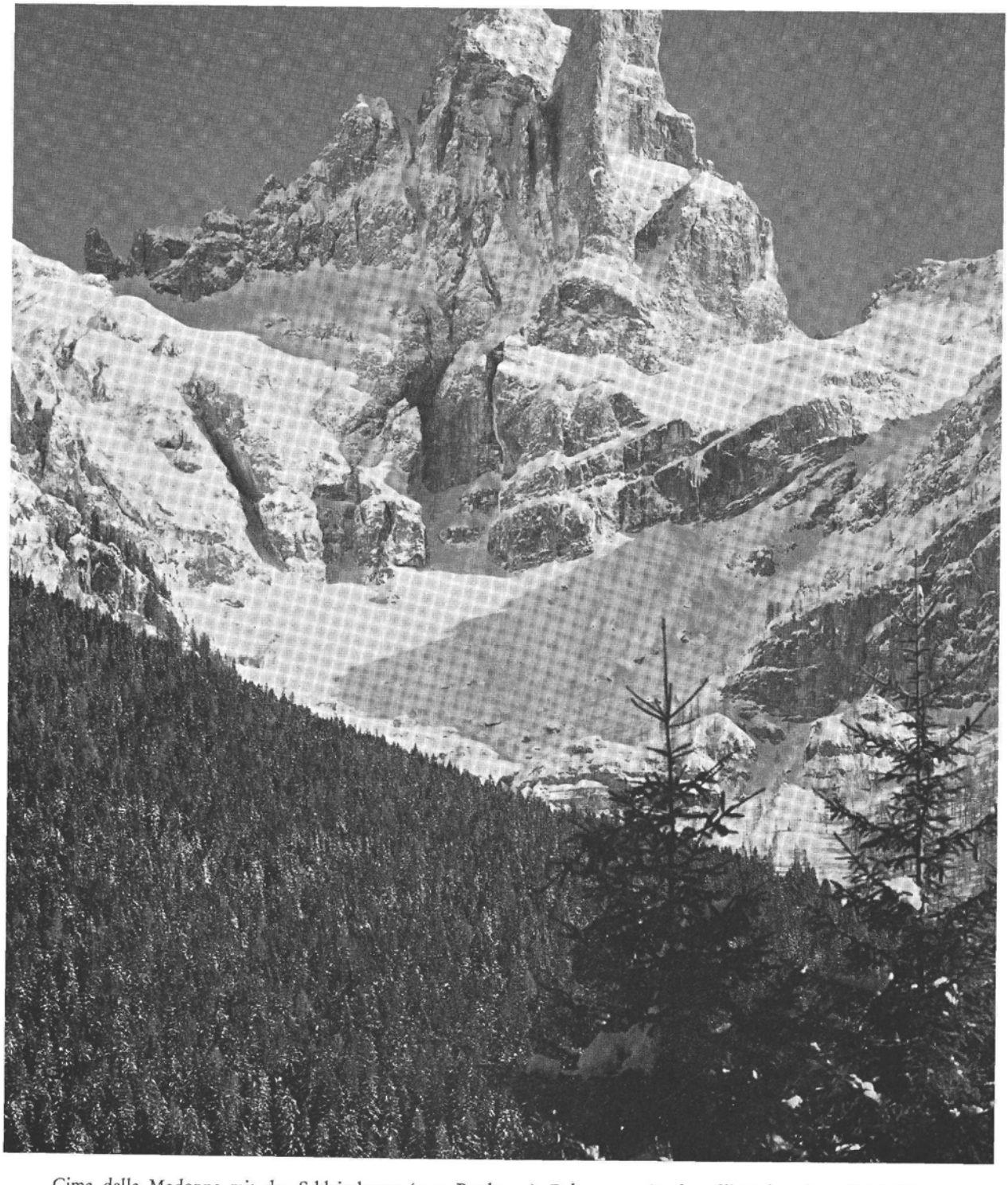
CAMERADES

ENTRE 1899 ET 1904

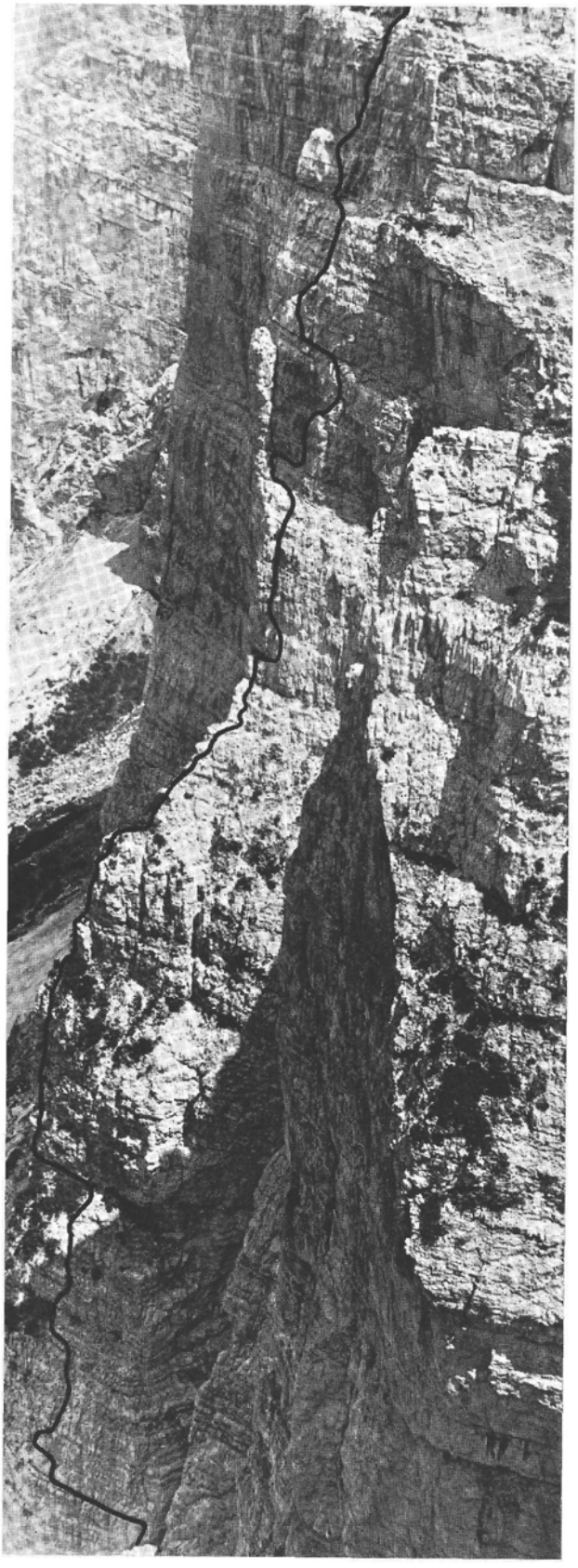
Die Jugendzeit ...

An der Côte d'Azur verbrachte Felix von Cube einen Teil seiner Jugend. Bekannt ist das „Hotel de Ville" in Menton, das von Jean Cocteau ausgemalt wurde. In diesem Haus wurde Felix von Cube am 30. November 1876 geboren. Sein Vater, der als Lungenfacharzt hier eine Praxis ausübte, war mit der Familie nur in den Wintermonaten an der Riviera, im Sommer dagegen in seinem Landhaus am Tegernsee.

Damit waren zwei der schönsten Fleckchen Europas seine Heimat und weckten seine Liebe zur Natur. Zunächst waren es Käfer und Schmetterlinge, deren Schönheit ihn fesselte und ihn zu einem Kenner und Sammler werden ließ. Noch heute trägt eine Schmetterlingsart das „Cube-C", seinen Namen. Obwohl er Medizin studierte, verfaßte er eine Spezialarbeit auf diesem Gebiet. Von Prof. *Hertwig* erhielt er den Auftrag, in Korsika



Cima della Madonna mit der Schleierkante (zum Beschauer), Palagruppe (Aufn. Flli Pedrotti) Tafel XI



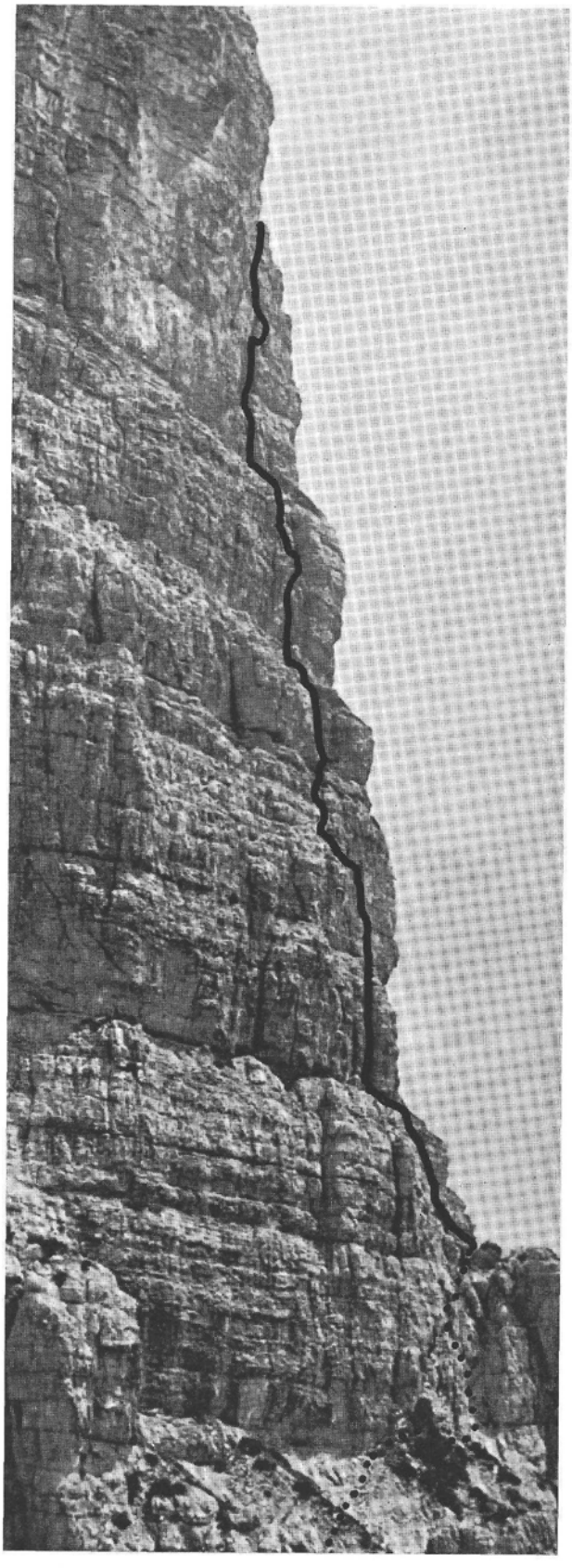


Bild links: Blick von der Rocchetta Bassa zum Westpfeiler der Rocchetta Alta mit den unteren zwei Dritteln des neuen Anstiegs (IV—V); dahinter die Nordwestkante (Aufn. Richard Goedeke)

Bild rechts: Rocchetta Alta di Bosconero-Südwand (IV+ und V—) von der Rocchetta Bassa (Aufn. Richard Goedeke)

Heuschrecken zu fangen. Vermutlich war das mit ein Grund für die Vorbereitungen der ersten Korsikaexpedition im Jahre 1899.

Das Medizinstudium beendete er mit einer Arbeit „Über einen Fall von Hirnabszeß mit sekundärer Meningitis nach operiertem Empyem der Pleurahöhle", die mit „*Magna cum Laude*" beurteilt wurde und mit der er am 25. Februar 1902 zum Dr. med. promovierte.

Alpine Sturm- und Drangzeit

In den Jahren der Studentenzeit gehörte seine ganze Liebe den Bergen. Seine Bergtagebücher stellen heute einen seltenen und kostbaren Schatz dar, ja sie sind ein Stück Geschichte aus der Pionierzeit des Bergsteigens. Es ist erstaunlich, mit welcher Genauigkeit Felix von Cube alles festgehalten hat. So wie man einen Versuch aufbaut, alle Beobachtungen und Meßwerte niederschreibt, so hat er den Ablauf jeder Bergfahrt in sein Tagebuch eingetragen. Er ging noch darüber hinaus, fertigte Anstiegsskizzen und Zeichnungen an; Höhenberechnungen fehlten ebenso wenig wie photographische Aufnahmen. Es war eine Erschließungsarbeit, wie man sie kaum gründlicher durchführen konnte. Die große Zeit begann erst, nachdem er im Wintersemester 1897/98 dem Akademischen Alpenverein München beigetreten war. Wenn *Fritz Schmitt* in seinem Nachruf für Felix von Cube in den „*Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins*" (16. Jahrgang, Heft 3/1964) von einer alpinen Sturm- und Drangzeit spricht, so trifft das voll und ganz zu. Sie begann am 11. Juli 1895 und endete am 31. August 1904. Über diese Zeit gibt folgende Statistik genauen Aufschluß:

Berggruppe	Gipfel	Übergänge
Bayrische Voralpen	28	15
Rofan	6	1
Allgäu	64	35
Wetterstein	7	1
Lechtaler Alpen	10	6
Karwendel	8	6
Wilder Kaiser	33	—
Kalkkögel	4	—
Meraner Gegend	4	—
Dolomiten	21	2
Zillertaler Alpen	2	1
Seealpen	28	—
Pyrenäen	5	2
Korsika	38	5
	262	60

Unter diesen Touren sind 30 Erstbegehungen in den Alpen und 17 auf Korsika. Zwei Gruppen müssen besonders erwähnt werden: Die Hornbachkette und die Bergwelt von Korsika.

Die Hornbachkette war sein Lieblingsgebiet. Oft fuhr er mit dem Fahrrad von München nach Elbigenalp und stieg mit seinen Freunden hinauf zu „seinen" Bergen. Er wurde

damals zu einem der besten Kenner dieser schönen Berggruppe. In der Monographie der Hornbachkette (*„Jahrbuch des DuOeAV"*, 1904) ist u. a. zu lesen:

„So gingen wir denn mit Lust und Liebe an die Arbeit, unternahmen kühne Fahrten und durchstreiften und durchforschten mit Fleiß das vielfach noch unbegangene Bergland ...

Die Hauptarbeit ist getan, und so kann ich beruhigt die Feder zur Hand nehmen und einiges von der Erschließung der Hornbachkette, von der Ersteigungsgeschichte ihrer Gipfel und von so mancher Bergfahrt berichten, die uns in kühnem, erfrischendem Ringen über steile, plattige Wände und wolkenumzogene, zerschartete Felsschneiden zur lichten Höhe ragender Felsgipfel geführt hat ..."

Er spricht von „wir", von seinen Kameraden. Die eigenen Leistungen stellte er in seinem Leben niemals in den Vordergrund, obwohl er immer bereit war, eine ehrenamtliche Tätigkeit zu übernehmen. So wurde er Schriftführer, Vorstand und Hüttenreferent des Akademischen Alpenvereins München. Noch im hohen Alter sprach er gerne von „seiner" Hermann-von-Barth-Hütte, deren Plan er einst entworfen und deren Bau er vor 66 Jahren überwacht hatte.

Berge im Glanz der südlichen Sonne

1899 betrat Felix von Cube mit Leonardus *Kleintjes* zum erstenmal die „Ile de Beauté": Lesen wir, was er über seine Eindrücke schreibt (*„Jahrbuch des DuOeAV"* 1901):

„Wer in Korsika die breiten Straßen wandelt, sieht nicht die Einsamkeit und die Großartigkeit seines Hochgebirges; er darf Mühe, Zeit und Entbehrung nicht scheuen, in die verborgensten Winkel und verlassenen Hochtäler einzudringen, er muß vorlieb nehmen mit einem dürftigen Lager auf hartem Fels unter freiem Himmel oder an loderndem Feuer in der armseligen, offenen Schafhütte des korsischen Hirten — dann wird auch er die seltenen Reize kennenlernen, die ein wildes und unerschlossenes Bergland auf den Naturfreund auszuüben vermag ...

Wir vermuteten mit Recht, daß manche Teile diese Gebirges überhaupt noch keinen Touristen geschen hatten. In dieser Vermutung hatten wir uns keinesfalls getäuscht, ja wir konnten sogar mit Genugtuung konstatieren, daß der weitaus schönste Teil des korsischen Gebirges es ist, der bisher überhaupt touristisch unbetreten war."

Nach drei Expeditionen (1899, 1902 und 1904) konnten Felix von Cube und seine Kameraden sagen, daß sie ein wahrhaft unberührtes Gebiet vorgefunden hatten, das mit einem Naturparadies verglichen werden kann und das den Hauch der Unberührtheit bis in die heutige Zeit hinein bewahren konnte. Wegen der vielen, oft unerwartet aufgetretenen Schwierigkeiten können die Leistungen dieser Männer heute nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie haben 38 Gipfel Korsikas erstiegen und waren auf einigen Bergen die ersten Menschen. Eine wilde Bergwelt lag ihnen zu Füßen und ungestörte Stille umgab sie, wenn sie am späten Abend einen Biwakplatz gefunden hatten. Nach kalter Nacht begrüßten sie mit Freuden die ersten Sonnenstrahlen und stiegen neuen Zielen entgegen. Von den 17 Erstbegehungen in den Bergen Korsikas muß man die zum erstenmal betretenen Gipfel besonders erwähnen, vor allem die, deren Besteigung auch heute noch mit Schwierigkeiten verbunden ist: Punta Minuta, Capo Larghia und vor allem der Capo Tafonato, der von Norden gesehen schlank neben der Paglia Orba steht.

Seine schriftlichen Berichte über die durchgeführten Touren in Korsika („Jahrbuch des DuOeAV" 1901 und 1903) und die von ihm gezeichnete Karte waren noch nach Jahzehnten das einzige gute Informationsmaterial, ebenso die hervorragenden Photos. Von der Korsikafahrt 1899 hatte *Kleintjes* die ersten Aufnahmen von den Bergen der grünen Insel nach Deutschland gebracht. Bei den nächsten zwei Expeditionen photographierte vor allem Felix von Cube. Nicht nur die Aufnahmen von den Bergen, sondern vor allem von Dörfern und Personen haben inzwischen dokumentarischen Wert erlangt, wie etwa

das Bild des Friedensrichters Ordioni von Calacuccia, mit dessen Vorderlader und Kugeln von enormem Kaliber Felix von Cube und seine Kameraden Scheibenschießen veranstalteten.

Monte Cube oder Pic von Cube

Am 13. Oktober 1902 erstiegen *Otto Schlagintweit* und *Otto Vollnhals* zum erstenmal den Capo Rosso, der zwischen der Punta il Portello und der Punta Minuta steht, und stellten fest, daß er 2300 Meter hoch ist. Die Sicht war einmalig und reichte weit über das Meer hinaus bis zu den Alpen. Gegen Abend bildeten sich herrliche Nebelstimmungen, die Felix von Cube mit seiner Kamera festhalten wollte, indessen seine Kameraden den erwähnten Capo Rosso erstiegen, der eines Tages den Namen „Pic von Cube" tragen sollte. Felix von Cube hatte später keine Gelegenheit mehr, diesen Berg zu ersteigen.

Es ist oftmals so, daß die Leistungen einer Persönlichkeit erst nach dem Tode gewürdigt werden. Um so überraschter war daher Felix von Cube, daß er, der niemals im Vordergrund stehen wollte, im hohen Alter eine seltene Ehrung erfahren durfte. Man hatte seine Pionierarbeit in den Bergen Korsikas nicht vergessen! Auf Vorschlag von *Michel Fabrikant* vom Clup Alpin Français (Verfasser des ersten Kletterführers von Korsika) trat am 6. Jänner 1961 der Gemeinderat von Asco zusammen und gab den Beschluß bekannt, daß seit diesem Tage ein Berg, der auf der Gemarkung seiner Gemeinde steht, zukünftig den Namen „Monte Cube" tragen solle. Diese Namensgebung sollte noch eine kleine Änderung erfahren. Mit Schreiben vom 11. Juli 1964 und Veröffentlichung im „Journal de la République Française" vom 18. Juli 1964 hat die französische Regierung die Namensgebung unter der neuen Bezeichnung „Pic von Cube" amtlich anerkannt.

Die Kameraden

Ein persönlich und schriftlich übermittelter Wunsch Felix von Cubes soll auch in diesem Bericht erwähnt werden. In einem Brief vom 4. März 1963 ist u. a. zu lesen: „Nun war ich damals bei meinen drei Fahrten nach Korsika 1899 bis 1904 durchaus nicht allein, wie man es z. B. aus Ihrem Aufsatz im Korsikaheft der Zeitschrift ‚Merian' vermuten könnte, sondern von berg- und klettertüchtigen Freunden begleitet, die Freud und Leid mit mir teilten und die ich keinesfalls auf die Seite geschoben sehen möchte. Meine Begleiter waren 1899 Kleintjes; 1902 Scheck, Schlagintweit und Vollnhals; 1904 Mayerhofer und Scheck — alle, wie ich selbst, Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München. Darf ich Sie bitten, dies bei Ihren Vorträgen und weiteren Veröffentlichungen mit einem kurzen Zusatz zu erwähnen. Ich fühle mich ohnehin schon durch die Ehrung ‚Monte Cube' allzusehr in den Vordergrund gerückt . . ." Diesen Zeilen braucht man keine weiteren Worte hinzufügen; das Bild einer Persönlichkeit zeichnet sich immer klarer ab. In seinen Tagebüchern hat Felix von Cube 43 Namen von Begleitern auf Bergtouren aufgeführt. Wenn sie auch nicht alle genannt werden können, so sollen einige Namen für alle gelten: *Konrad Schraube, Ernst Enzensperger, Cenzi von Ficker, Heinz von Ficker, Ernst Euringer* und *Georg Leuchs.*

Er diente den Menschen

Die alpine Sturm- und Drangzeit war endgültig vorbei, als Dr. von Cube im Jahre 1906 München verließ, um sich als Facharzt in Stuttgart niederzulassen. Vielleicht durfte er auch keine Hochtouren mehr durchführen. In seinem Tagebuch kann man lesen, daß er im Oktober 1900 eine akute Herzdilatation erlitt, jedoch trotz Verbots seines Arztes nach kurzer Zeit wieder aktiv tätig war.

Er widmete sich dann voller Verantwortungsbewußtsein seinem Beruf als Arzt. Im

Alter von fast 70 Jahren war er im vergangenen Weltkrieg noch als Bunkerarzt in Stuttgart tätig. Durch die schweren Luftangriffe wurde auch seine Praxis in dieser Stadt zerstört. Nach zweimaligem Neubeginn verlegte er sie schließlich in sein Haus in Heslach, wo er nach Kriegsende noch einen kleinen Kreis von Patienten betreute.

Nicht nur als Arzt leistete er in dieser Zeit Hilfe, sondern auch durch persönlichen Einsatz. In Gesprächen mit Besatzungssoldaten und deren Vorgesetzten konnte er manches nahende Unheil von vornherein verhindern helfen.

Die Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, erweckte er durch seine grenzenlose Güte und Bescheidenheit. Wie vielen Menschen hat er dank seiner ärztlichen Kunst und durch seine innere Anteilnahme an ihrem Geschick geholfen. Er fragte nicht nach Titel, Namen oder Besitz, er suchte allein den Menschen. Für sich selbst beanspruchte er nichts. Trotz vieler schwerer Stunden in seinem Leben war er immer zufrieden und heiter. Dieser innere Frieden, diese Heiterkeit des Gemütes übertrug er auf alle, die bei ihm sein durften. Er gab das größte Geschenk, das ein Mensch anderen zu geben vermag: Er lehrte, mit heiterem Herzen zu leben!

Wenn Dr. von Cube aus verschiedenen Gründen dem aktiven Bergsport entsagen mußte, so füllte doch eine große Liebe zur Natur nach wie vor seine ganze Freizeit aus.

Auch in den letzten Jahren seines Lebens war ihm die Beschäftigung mit der Natur ein Bedürfnis. Als die Beine nicht mehr so recht mittun wollten, nahm er das Fernglas zu Hilfe und holte sich Blüten und Insekten direkt vors Auge. Das letzte Buch, das er in der Hand hatte, war der „Thomée", ein mit herrlichen Bildtafeln ausgestattetes Werk der Pflanzenkunde.

Besonders erfreute es ihn in den letzten Jahren, wenn Bergsteiger von heute den Weg zu ihm fanden und von ihren Bergfahrten in der Hornbachkette und auf Korsika berichteten. Wer Gelegenheit hatte, mit den Pionieren des Bergsteigens zu sprechen, der wird diese Stunden der Begegnung niemals vergessen. Man lauschte aufmerksam ihren Erzählungen und dachte danach: die junge Generation sollte solche Begegnungen geradezu suchen. *Franz Nieberl* sagte 1957 zu Teilnehmern eines Lehrwartkurses des DAV auf dem Stripsenjoch: „Es ist eine Gnade, wenn man im Alter von über 80 Jahren noch in den Bergen weilen darf." Damit ist die oft gestellte Frage nach dem Sinn des Bergsteigens gültig beantwortet. Diese Männer hatten eine gesunde Einstellung zum Bergsteigen, und was sie uns sagten oder noch sagen können, sollten wir als Vermächtnis betrachten.

Im Dezember 1963 erschien in der Zeitschrift *„Der Bergsteiger"* (31. Jahrgang, Heft 3) der Bericht „Die Berge Korsikas — einst, heute und morgen". Dr. von Cube stimmte diesem Bericht zu und stellte Aufnahmen zur Verfügung, die vor über 60 Jahren in den Bergen Korsikas entstanden waren. Er, der erhaben über allem stehen und sich ein Urteil erlauben konnte, war manchmal tief erschüttert über die Entwicklung des Bergsteigens und die Berichterstattung darüber in der heutigen Boulevardpresse.

Am 27. Jänner 1964 hat Felix von Cube für immer von uns Abschied genommen. Die Angehörigen und ein kleiner Kreis von Freunden und Bergsteigern begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte auf dem Heslacher Friedhof in Stuttgart. Durch die Gedenktafel im Stranciaconetal und den „Pic von Cube" wird der Name von Dr. med. Felix von Cube unvergessen bleiben.

Quellenverzeichnis:

„Jahrbuch des DuOeAV", 1901, 1903 und 1904,
„Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins", 1961, ebenso Jb. d. Österr. Alpenvereins, 1961.
„Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins", 16. Jahrgang, Heft 3, 1964,
Zeitschrift „der bergkamerad", 25. Jahrgang, Heft 16,
Zeitschrift „Corsica Viva", 1964, Heft 5,

„Le Massif du Cinto", Kletterführer von Korsika v. M. Fabrikant,
Reiseführer „Korsika" von Dr. Lotte Komma,
Bergtagebücher von Dr. Felix von Cube,
Persönliche Briefe von Dr. von Cube an den Verfasser,
Notizen nach Gesprächen des Verfassers mit Dr. F. von Cube und seinen Töchtern Alexandra von Cube und Charlotte Azone von Cube, die auch Einblick in weitere Unterlagen gewährten,
Berichte des Verfassers, die teilweise veröffentlicht wurden, wie z. B. im Merian-Heft Korsika (15. Jahrgang, Heft 3) und der Zeitschrift „Der Bergsteiger" (31. Jahrgang, Heft 3 und Heft 6).

Anschrift des Verfassers: Hans Schymik, D-708 Aalen, Steigerweg 5.

Bergland in Nordostanatolien

Porträt eines vergessenen und wiederentdeckten Gebirges

HANS THOMA

Jahrzehntelang war das „Hochgebirge von Lasistan" * (Leutelt) durch militärische Sperrzonen von der Außenwelt abgeschlossen, in den Nebelvorhängen des kolchischen Regenklimas versteckt, von den auf eindrucksvolle Höhenzahlen erpichten Alpinisten übersehen — und somit alles in allem regulär vergessen worden.

Dabei hatten *Rickmer-Rickmers, Leutelt, Krenek, Brecht-Bergen* und *Stratil-Sauer* in den Jahren um 1930 von dem überraschend alpinen Zuschnitt des Gebirges am Schwarzen Meer ausführlich berichtet.

Die Teilnehmer der Deutsch-Österreichischen Lasistan-Kundfahrt 1965 *(Dr. Helmuth Gall* und *Hermann Naschberger*, beide Sektion Kufstein des ÖAV, *Michael Reidel* und der Verfasser dieses Berichtes, beide Sektion Landshut des DAV) fanden die Angaben über Schönheit und Formenvielfalt der Ostpontischen Berge nicht nur bestätigt, sondern sie entdeckten ihrerseits neue Gipfel und Routen, was sie veranlaßte, in das Loblied auf die Lasischen Berge begeistert einzustimmen.

Die Kundfahrer sind ihrem Mentor, Herrn *Rickmer-Rickmers*, und den Geographischen Instituten der Universitäten Innsbruck, München, Heidelberg und Wien für Beratung, Herrn *Ernst Löffler*, Weinheim, für tatkräftige Hilfe im Arbeitsgebiet und dem DAV und ÖAV für ideelle und materielle Unterstützung zu großem Dank verpflichtet. Das gleiche gilt für alle amtlichen türkischen und deutschen Stellen, Betriebe und Privatpersonen, die die Durchführung des Unternehmens wesentlich erleichtern halfen.

Allgemeine Geographie

Die Teestadt Rize als eine Art Innsbruck Lasistans liegt so südlich wie Neapel und östlicher als Moskau. Der nicht überall gleich einheitlich von Südwesten nach Nordosten ziehende Hauptkamm als östlichster Teil des langen Pontischen Gebirges wird etwa durch gedachte Markierungslinien von den türkischen Schwarzmeerstädten Trabzon und Hopa nach Süden in seiner Längsausdehnung begrenzt.

Von alpinistischem Interesse ist innerhalb des bisher grob abgesteckten 200-Kilometer-Kammstückes nur das Hochgebirge vom Aygirpaß (südlich Rize) im Südwesten bis zum Durchbruch des Çoruh (Tschoroch) bei Artvin im Nordosten. Aber auch bei diesem Restteil, dessen höchster Punkt nach türkischen Karten mit 3937 Metern vermessen ist, handelt es sich immer noch um einen Abschnitt von gut und gern 100 Kilometer Kammlänge.

Der Gebirgszug vom Aygirpaß nach Westen bis zum Ofpaß könnte dabei der Höhe nach zum Hochgebirge gezählt werden. Sogenannte „lohnende" Ziele für Bergsteiger im Sinn der herrschenden alpinistischen Meinung aber hat dieser Gebirgsteil mit seinen begrünten Riesenbuckeln nur in geringem Maß zu bieten.

* Die von Rickmers und Leutelt in den Jahren bis etwa 1934 gebrauchte Gebietsbezeichnung Lasistan ist veraltet. Türkischerseits wird darauf hingewiesen, daß die Türkei kein Gebiet dieses Namens kennt. Es handelt sich vielmehr um einen Teil Nordanatoliens. Die geographisch korrekte Namensgebung für die Berge am Ostende des Pontischen Gebirgszuges lautet „Nordostanatolisches Randgebirge".

Ist die Benennung der Markierungspunkte „Aygirpaß" und „Ofpaß" noch klar und eindeutig, so gibt es mit der Bezeichnung der einzelnen Gebirgsgruppen Schwierigkeiten.

Dies kommt einmal daher, daß griechische, lasische (georgische) und armenische Ortsnamen türkisiert wurden, ein Prozeß, der noch nicht völlig abgeschlossen ist. Zum anderen benennen türkische Karten nur selten Berge, meist finden sich Ortsnamen nur an Flüssen, Orten und Almen. Dies wiederum erklärt sich aus der ganz einfachen Tatsache, daß die einheimischen Bauern und Hirten ihr Land nur nach zweckbedingten verkehrs- und wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkten markierten und die Markierungspunkte benannten. Die Berge spielen darin die Rolle lästiger Störenfriede, denen man nur in den seltensten Fällen eigene Namen zugestand. Trotz all dieser Schwierigkeiten und der durch Umbenennung und Doppelbenennung auftretenden Widersprüchlichkeiten lassen sich mit Sicherheit bezeichnen:

Verschambekgruppe (3711 m), *Kaçkargruppe* (3937 m), *Alti-Parmak-Gruppe* (3605 m).

(Das „i" in Alti Parmak wird nach türkischer Schreibweise ohne I-Punkt geschrieben. Das Vokal wird auch dumpfer ausgesprochen.) Angegeben wurden bei jeder Gruppe die in der türkischen Karte 1:200.000 für den Berg, der der Gruppe den Namen gab, eingetragenen Höhen.

Dr. Rudolf Leutelt zählt in seiner grundlegenden Arbeit (ÖAZ 1934 S. 127) weitere Gruppen auf. Er beginnt südwestlich der Verschambekgruppe mit den Bergen am Demirdagh (Eisenberg). Es handelt sich dabei um mächtige Grasrücken mit nur teilweiser Felsbildung. Zwischen Verschambek (türkisch Verçinin) und Kaçkar nennt Leutelt die Mesdregruppe und den „Katschgar". Ein heutiger Name dafür ist nicht bekannt, aber keineswegs ist der Leutelt-Katschgar identisch mit dem Großen Kaçkar, den Leutelt nach dem zugehörigen Almgebiet „Kawron" nannte.

Die „Parchal"-Berge (Leutelt) stehen um das Barhaltal. Sie heißen heute Alti-Parmak-Gruppe. Noch weiter nordöstlich schließt Leutelt mit der Trialgruppe (türkisch Tiryal). Sie liegt aber bereits außerhalb des Hauptkammverlaufs und dürfte gegenüber dem weitgehend unbekannt gebliebenen Piskalagebirge (Stratil-Sauer) — auf türkischen Karten findet sich in der Gegend die Bergbezeichnung Muklisil — an Bedeutung zurücktreten.

Erinç (Geographisches Institut der Universität Istanbul) teilt den Kamm vom Aygirpaß aus dem Nordosten nur in das Salaçorgebirge (Demirdagh und Verschambek) und das Kaçkargebirge (Kaçkar bis Alti Parmak) ein.

Der ganze Kammverlauf bildet eine deutlich ausgeprägte Klimascheide. Auf der dem Schwarzen Meer zugewandten Nordseite wird die geradezu tropische Regenfülle von 2500 Millimetern erreicht. „Der Grund hierfür sowie für die Folgeerscheinung der Vegetationsanomalie in der Landschaft des Pontus liegt in der orographischen Abgeschlossenheit des äußersten Ostwinkels des Schwarzen Meeres und der anschließenden Küstenstriche. Nur nach Westen offen, sonst ringsum amphitheatralisch abgeschlossen, fängt der Ostzipfel des Meeres fast alle Regenwolken an den steilen Gebirgshängen seiner Küstenumwallung auf, und zwar infolge der Verjüngung nach Osten bei Luftströmungen von der offenen Westseite erheblich mehr, als ihm eigentlich zukommen würden." (Handbuch der Geographischen Wissenschaft, Bd. Vorder- und Südasien.)

Stetig kriechen Nebel und tiefhängende Wolken träge und zähflüssig die langen Täler vom Meer zum Hauptkamm empor und zurück. Je nach Wetterlage bleiben sie auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt, oder sie branden in langen flüchtigen Fahnen bis hoch über die Grate. Südseitig sorgt das anatolische Trockenklima für ständiges Schönwetter.

Das feuchtwarme Stauklima im Norden führt zu üppiger Fruchtbarkeit, und nach einem Hauptprodukt der Küstenhänge ließe sich die Zone von 0 bis 500 Meter Meereshöhe als „Teeregion" kennzeichnen. Es werden auch Haselnüsse, Mais, Obst, Tomaten und Trauben angebaut, aber die schmalen Teeterrassen an teilweise erschreckend steilen Hängen geben den Tälern der zahlreichen Gebirgsbäche ihr eigenes Gesicht.

Sollte versucht werden, eine derart unwissenschaftlich vereinfachende Kategorisierung beizubehalten, so wäre für den Raum von 500 bis 1800 Meter Meereshöhe nur der Name „Rhododendron- oder Honigregion" denkbar. Der Rhododendron, zu wildem Urwald gewuchert, blüht im Juni mit betäubendem Duft. Unzählige Bienenvölker sammeln Honig in unzählige Holztonnen, die der naschhaften Bären wegen in steilen Felsen und hohen Bäumen deponiert werden. Der Erfindungsreichtum der türkischen Imker beim Aufsuchen immer noch exponierterer Honigdepots ist beträchtlich. Der Beschauer steht fassungslos vor bienenkorbverzierten Granitwänden und zerbricht sich vergeblich den Kopf, wie wohl der rechtmäßige Eigentümer seinen Honig ernte.

Es folgt ab 1800 Metern aufwärts die Almzone, die trotz des ergiebigen Regens infolge hoffnungsloser Überweidung durch winzige Kühe (Milchleistung teilweise nur 1 bis 2 Liter je Tag) gebietsweise stark erosionsgeschädigt ist. In der Höhenlage um 2000 Meter finden sich Yaylas (Sommersiedlungen), wo der Gast mit köstlich frischem Joghurt, Milch, Forellen, Honig und Maulbeersirup bewirtet wird.

Wer bei einer solchen Einteilung weiterhin der Romantik Tribut zollen wollte, könnte diese Zone die „Schmetterlingsregion" nennen. Es gibt einzelne Gebiete, insbesondere hochgelegene Pässe, zu denen der Wind vorwiegend Apollofalter beträchtlicher Größe emporträgt.

Die Vergletscherung des Hochgebirges ist gering, aber an einigen Stellen deutlich ausgeprägt. So finden sich ein kleiner steiler Gletscher mit vier halbkreisförmigen Spalten an der Verschambek-Ostseite, einige Gletscher (davon einer mit 3 Kilometer Länge) nördlich des Kaçkarkammes und einer („Krenek"-Gletscher) ebenfalls nach Norden exponiert, südlich des Kaçkar.

In die Verwaltung des ganzen Gebiets teilen sich die Vilâyets-Hauptstädte Rize, Artvin und Erzurum. Jede von ihnen weist ausgeprägte Besonderheiten in Situation und Klima auf.

Rize, auf 0 Meter Meereshöhe am Nordrand des Gebirges gelegen, ist von der Mammutflora in der warmen pontischen Feuchtigkeit wie von einer grünen Wolke eingehüllt.

Artvin (Çoruh) bewacht, zitadellenhaft hoch an den Steilkegel einer Tschorochschleife gebaut, den Zugang von der Küste ins Landesinnere oder — derzeit nur symbolhaft — von Anatolien zum russischen Batum und umgekehrt.

Die Universitätsstadt *Erzurum* schließlich verkriecht sich in fast 2000 Meter Höhe in die Mulden und Falten der ausgebrannten ockerfarbenen Steppenhochfläche, die man früher die armenische nannte.

Die Kälte von Erzurum wird in den Türkeiführern sprichwörtlich genannt, man sagt, „es schneie dort waagrecht", und im vergangenen Winter hat ein amerikanischer Dozent der Atatürk-Universität vor den Toren der Stadt 11 oder 12 Wölfe vom Fenster seiner Küche aus erlegt.

Den verwickelten Aufbau des Hochplateaus von Erzurum macht die merkwürdige Tatsache deutlich, daß die drei dort entspringenden Flüsse ihr Wasser in drei verschiedene Meere entsenden: der Araxes fließt zum Kaspischen Meer, die beiden Euphratarme zum Persischen Golf und der wilde Tschoroch (Boas, Acampsis, Lycus, Ispiris) ins Schwarze Meer.

Geschichte

Lasistan liegt im südlichen Teil des sagenumwobenen geschichtlichen Kolchis. Jason eroberte dort das Goldene Vlies und des Kolcherkönigs Aietes schöne Tochter Medea.

Den Phasis, von dem der Fasan seinen Namen hat, finden wir im heute russischen Rion. Xenophon stand um 400 v. Chr. im Staatsdienst bei Kyros dem Jüngeren und führte nach dessen Tod seine 10.000 Griechen aus Nordostanatolien über den Ziganapaß bei Trapezunt ans Meer und zurück nach Griechenland.

100 Jahre vor Christi Geburt gab es in Südkaukasien die selbständigen Staaten Kolchis, Iberien, Armenien und Albanien. Ein Teil des Südkaukasus geriet dann unter persischen Einfluß, Kolchis-Iberien blieb dem römischen „Westen" zugetan.

Im Norden des Kaukasus breiteten sich um diese Zeit die Hunnen aus, und in den Auseinandersetzungen zwischen Byzanz und Persien ging die Selbständigkeit der Südkaukasusstaaten mehr und mehr verloren.

Im fünften Jahrhundert war der westliche Südkaukasus unter dem Namen *Lasika* wiedererstarkt und vereinigt (Prokop). Um die Jahrtausendwende schließlich hatte die sagenumwobene Königin Thamara (1184—1213) den ganzen Südkaukasus in einem mächtigen Königreich Georgien zusammengefaßt. Sie verhalf ihrem Verwandten Alexis Komnenos 1204 zum Kaiserreich Trapezunt und näherte so das westlichste von georgischen Stämmen bewohnte Gebiet dem großen kaukasischen Reich an.

Im Jahr 1221 stießen zum ersten Male die Mongolen nach Kaukasien vor, unter Dschingis-Khans Enkel Batu überfluteten sie 1237—1241 einen Großteil Osteuropas, und 1380 fiel schließlich Timur Lenk, Tamerlan, der eiserne Lahme, in Kaukasien ein. Der einheitliche Staat Georgien verfiel.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde eine Transkaukasische Föderative Republik mit der Hauptstadt Tbilissi (Tiflis) ausgerufen und im gleichen Jahr wieder aufgelöst. Der östliche Teil spaltete sich als Aserbeidschan und Armenien ab, der Westen wurde erneut als „Georgien" unabhängig. Aber alle drei Staaten konnten sich trotz zähen Lebenswillens in der Folge gegen die sowjetrussische Nachbarschaft nicht behaupten. Die nationalen Regierungen der Kaukasusländer gingen 1921 ins Ausland.

Die Russen waren während des Krieges weit nach dem Süden ins georgische Lasistan vorgedrungen. „Im Endergebnis jedoch verbesserte die Türkei ihre Grenzen und kam wieder ungefähr auf den Besitzstand vor dem Frieden von San Stefano" (Rickmers) — wenn ihr auch nicht der von Atatürk eroberte Naphthahafen Batum verblieb.

Heute sind die Bewohner Lasistans, ob Lasen oder Georgier, Griechen- oder Armenier-Nachkommen, freundliche und hilfsbereite Türken. Im „byzantinischen" Westen der Türkei hält sich hartnäckig der Ruf vom streitbaren Lasen, einem Menschenschlag, über den man nur verunglimpfend spricht und schreibt. Vielleicht sieht man einmal einen angeblich lasischen Schwerttänzer in einem Nachtklub zu Istanbul.

Auch das Handbuch der Geographischen Wissenschaft (Band Vorder- und Südasien) berichtet 1937 von den „gefürchteten Lasen, die als Renegaten des Christentums vor noch nicht langer Zeit zu fanatischen Mohammedanern wurden".

In der heutigen Türkei findet man erfreulicherweise nur mehr vereinzelt die Ansicht, man dürfe die Bezeichnung „Lasistan" als angeblich schmachvollen Hinweis auf eine früher andersgeartete politische Situation offiziell nicht verwenden.

Im allgemeinen gewinnt die Überzeugung die Oberhand, daß zur Kennzeichnung der unverwechselbaren lasischen Landschaft auf die geschichtlich begründete Namensgebung nicht verzichtet werden kann — insbesondere aber, daß es keine Gründe gibt, auf den angestammten Namen Lasistan verzichten zu sollen.

Verschambekgruppe

Die bequeme Anreise mit einem Schnellschiff des türkischen Schwarzmeerdienstes von Istanbul aus endet meist in Trabzon, da mitgeführte Kraftfahrzeuge dort unmittelbar am Kai ausgeladen werden können. Eine mehrstündige Fahrt nach Rize bringt dem Neuankömmling eine erste Berührung mit Menschen, Landschaft, Klima und Straßen.

Den Anmarsch zum Gebirge erleichtert heute die Fahrstraße von Rize in Richtung Aygirpaß—Ispir, auf der in wenigen Stunden Ikizdere (das frühere Çagrankaya) erreicht werden kann. Von hier zieht der Kalopotamos hinaus zum Meer. Sein griechischer Name hat dem türkischen Iyidere Platz gemacht, womit aus dem griechischen „schönen Fluß" ein „guter Bach" im Türkischen wurde.

Empfiehlt sich in Rize ein Besuch beim Vali (Gouverneur), so ist es in Ikizdere der Kaymakam (Landkreisverwalter), dem man Ziel und Absicht melden sollte. Hat der Reisende Glück, so begleitet ihn der Kaymakam im Jeep bis nach Cimil Basköy, wo er ihn der Fürsorge des Muhtar (Gemeindevorsteher, Bürgermeister) übergibt. Die „Straße" nach Cimil zweigt in Ikizdere von der zum Aygirpaß östlich ab.

Der Muhtar wird für seine Gäste auf der spezifisch bergsteigerischen Seite ihrer Pläne nicht sehr viel tun können. Dafür bedeutet seine Gastfreundschaft auf anderen Gebieten eine um so wertvollere Hilfe: Er wird das in Cimil abgestellte Auto in Verwahrung nehmen, das Bürgermeisterhaus samt Gästezimmer, Tee, Joghurt, Milch und Butter zur Verfügung stellen und die Beschaffung von Tragpferden übernehmen.

Der Anstieg, den Leutelt als damals „üblichen" bezeichnet, vollzog sich im Asferostal, das heute den Namen Salor Dere trägt. Die weiteren Punkte der Leuteltroute sind auf der türkischen Karte 1:200.000 (1946) als Karasu und Memispasahani ausgewiesen. Die nächste Station ist ein Çagrankaya, das in 12 Kilometer Luftlinie nordöstlich des mit Ikizdere identischen Çagrankaya eine Ortschaft gleichen Namens kennzeichnet. Zum entsetzten anfänglichen Erstaunen des „Forschers", der blind seiner Karte vertraut, sind Namensgleichheiten dieser Art häufig — aber man gewöhnt sich schnell daran, mit dieser Eigentümlichkeit zu rechnen.

Leutelt und Krenek gelangten nach Hemsin — ein Ortsname, der ebenfalls öfter vorkommt — und weiter (in insgesamt vier Tagesreisen von Rize aus) zum Verschambek. Auf dem Fahrweg benötigt man einen Tag bis Cimil und dann fünf bis sieben Stunden, um zunächst in südöstlicher Richtung auf dem Weg zu den Salaçordörfern, dann nach Osten (fast NO) abbiegend, auf einem wenig ausgeprägten Sattel südlich des Berges Cermaniman die Verschambekseenplatte zu erreichen. Die Salaçorortsteile Kahmut, Halinos, Karkons und Pokut südlich des Hauptkammes sind außer auf relativ bequemem Talweg von Cimil auch über den Tatospaß von Hemsin aus erreichbar. Dabei geht der Weg von Cimil westlich, der von Hemsin östlich am Verschambek vorbei.

Das Gebiet der Verschambekseenplatte ist von eindrucksvoller landschaftlicher Schönheit: In einer Höhe von 2800 bis 3100 Metern bieten sich saftig grüne Wiesen an zahlreichen Seen als herrliche Zeltplätze an, Quellen und Bäche beleben die einsamsten Kare, zersägte Grate liefern die würdige Kulisse für den Verschambek, der unangefochten das Feld beherscht.

Der Anstieg zu seinem 3711 Meter hohen Gipfel ist von Westen her nur mittelschwer, aber er erfordert ein gutes Auge und Orientierungssinn. Wer den Verschambek zu leicht nimmt, dem kann er ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten bereiten — wenngleich zugestanden sei, daß derart ungewollter Aufwand ausnahmsweise zu einer (unverdienten) Neutour führen kann.

Aus der Verschambekmulde, um die eine große Zahl schwer zugänglicher, in starker Verwitterung begriffener Gipfel gelagert ist, führen zwei Übergänge ohne offizielle Namen nach Süden.

Den westlicher gelegenen nennt Leutelt „Karawanenpaß" (3070 m), der andere (3270 m) führt unmittelbar südlich vom Verschambek hinüber in eines der Salaçorquelltäler.

Zwischen den beiden Übergängen bauen sich außerordentlich brüchige Türme, Hörner, Hüte und Pyramiden auf, die teilweise nach Norden zu ebenso zerfressene Sekundärgrate entsenden. Die in den früheren Gebietsbeschreibungen mehrmals erwähnten Erscheinungen der „Mausefallenblöcke" und der geheimnisvollen starken Blütengerüche sind in dieser Gegend besonders ausgeprägt anzutreffen.

Die Cermanimanberge auf der Seite hinaus nach Hemsin sind massiger und grobgliedriger.

Der Verschambekgletscher hat sich, nordseitig exponiert, auf der Verschambekostseite gut erhalten. Wer ihm seine Aufwartung machen möchte, hat sich um den Ver-

schambek herum von Norden her auf seiner Blockgletscherzunge zu ihm emporzuquälen. Man kann ihn aber auch vom Nordgipfel aus einsehen oder von einer schwer erreichbaren Scharte (3340 m) östlich des Hauptgipfels, von der eine eindrucksvolle Eisrinne auf den Gletscher hinunterstürzt. Die abseitige Scharte ist nur über die Salaçorseite des Verschambeksüdpasses auf ausgedehnten Firnfeldern zugänglich.

Alpinistisches Neuland bietet die Verschambekgruppe westlich des Verschambeksüdpasses — in entschieden eindrucksvollerer Form aber östlich der vorhin beschriebenen „Gletscherscharte" in Richtung auf Leutelts „Vier Zinnen" und den Tatospaß zu.

(Skizze der Verschambekgruppe von Leutelt s. ÖAZ 1934, S. 134!)

Kaçkargruppe

Hamam (türkisches Bad), frisches Obst und ein Autoservice sind die dringendsten Bedürfnisse des „westlich" verwöhnten Bergsteigers und seines Fahrzeuges, wenn er nach Rucksacktagen, Zeltnächten und Regenkilometern auf Bergstraßen aus rotem Lehm in die Nebelzone unterhalb des Rhododendrongürtels zurückkehrt. Alle diese Bedürfnisse sind in Rize zu befriedigen. Daneben verlocken das Schwarze Meer zum Baden, ein paar Hotelküchen zu Siskebab (Spießbraten) und Patlican (Eierfrüchten) und der Pastahane (Bäcker) zu Baklava (Blätterteig mit Nüssen und Honig). Derart restauriert können Fahrzeug und Besatzung dann die Reise zum Großen Kaçkar antreten.

Von Rize über Çayeli (Çay = Tee) und Pazar (Atina) bis nach Ardesen bleibt man an der Küste. Dann dringt eine Straße am linken Ufer des Furtuna Dere nach Çamlihemsin (neuer Ortsname) und weiter am Hala Dere bis nach Ilica (Ayder-Heilbad, Ayder von Ay Dere) vor. In Küstennähe spielt in dem flüsse- und tälerreichen Gebiet für die Anfahrtsroute auch noch der Böyük Dere eine vorübergehende Rolle. Das Sträßchen nach Ilica (auch diesen Ortsnamen gibt es öfter) ist in weiterem Ausbau durch wilden Urwald in Richtung Kawron-Sommerdorf begriffen.

Ilica liegt 1200 Meter hoch (41 km von der Küste entfernt), und man kann von hier aus die 1000 Meter Höhenunterschied zum „Sommerdorf" Kawron über eine nur im späten Frühjahr und im frühen Herbst benutzte Nieder-Yayla in 4 bis 5 Stunden hinter sich bringen. Die merkwürdige Siedlung „Kavron-Yayla" ist vom Çayhane aus, wo die Dorfältesten und die binnen kürzester Zeit heranströmende Dorfjugend die Fremden empfangen, gut zu überblicken — wenn nicht gerade heimatlich klingendes Kuhglockengeläut im dichten Nebel das Bild einer alpenländischen Almsiedlung heraufbeschwört.

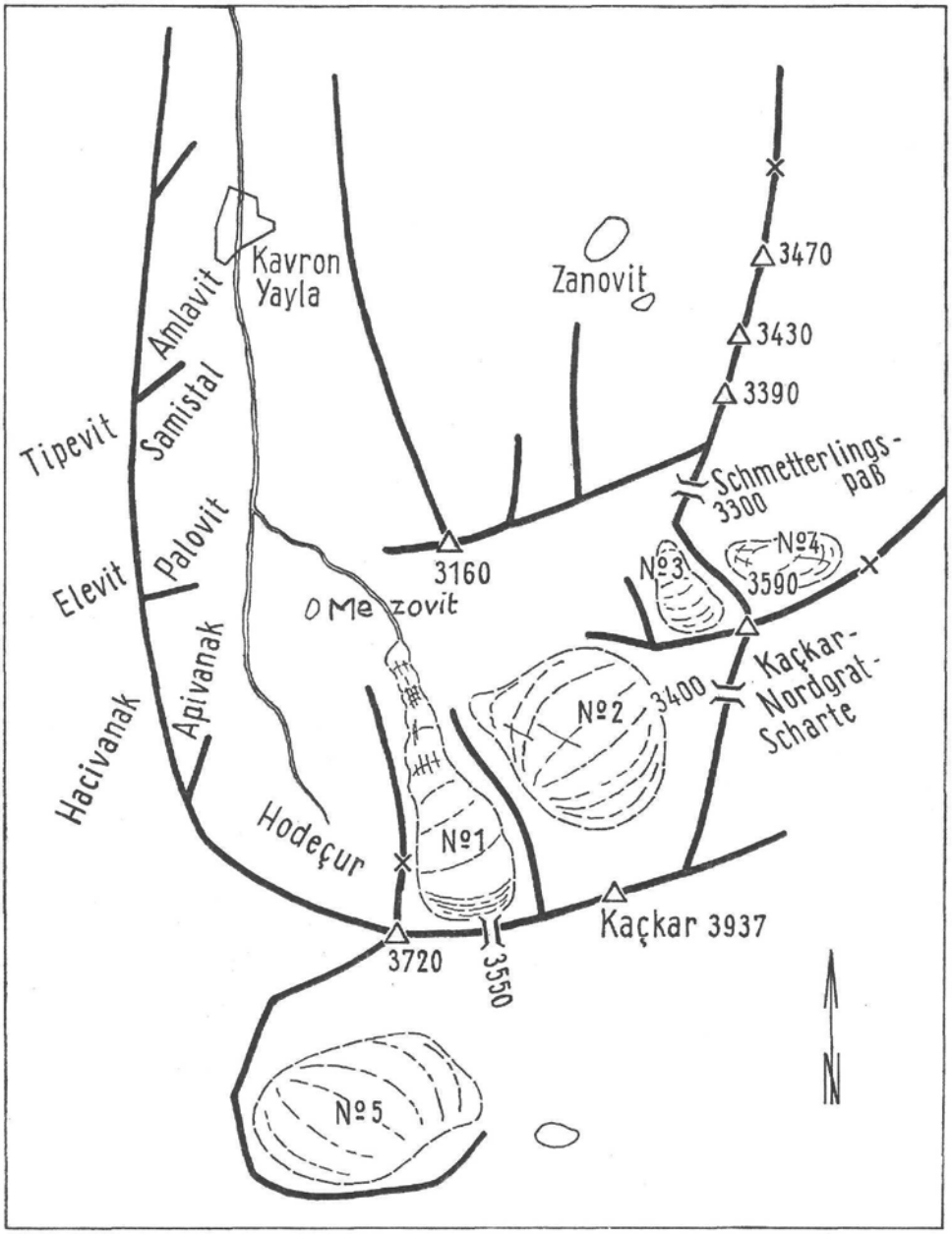
Die Kawron-Yayla besteht aus 150 Häusern mit 1500 Menschen, 2000 Kühen und 500 Schafen und Ziegen. Wer die mit überwältigender Herzlichkeit vorgebrachte Einladung, die Nacht im Dorf zu verbringen, annimmt, wird von einer seiner mitteleuropäischen Gesellschaft längst abhanden gekommenen, völlig unspekulativen Gastfreundschaft beschämt. Der Hausherr wird sofort aufbrechen, um Forellen zu angeln, die Frau wird den Boden eines Zimmers im Holzhaus für die Gäste mit Teppichen belegen, Tee kochen und Joghurt, Maisbrot, Butter, Honig und Maulbeersirup bereitstellen.

Bedient aber werden die Gäste von den Männern des Dorfes. Sie machen sich im Haus breit und bieten an, was die Hausfrau — selber meist unsichtbar — herrichtet. Die männliche Jugend ist zugelassen. Mädchen werden weggeschickt. Merkt der Gastgeber, daß die Fremden beim Maisbrot (spezifisches Gewicht wahrscheinlich höher als Blei) Zurückhaltung üben, so kann der Fall eintreten, daß noch in der Nacht frisches Weizen- oder Gerstenbrot gebacken wird.

Von der Yayla aus sieht man im Talhintergrund Teile des höchsten pontischen Berges (Kaçkar Dagh oder Kavron Dagh, 3937 m). Nordwestlich unter seinem Gipfel liegt die Weide Mezovit, die in Höhen von 2400 bis 2700 Metern ausgezeichnete Lagerplätze mit reichlich Wasser bietet. Allerdings haben die bergsteigerisch ambitionierten Campeure ihr Mezovitlager mit Osman und Hassan und ihren Stieren zu teilen (1965 180 Stück) — was aber wiederum einen gewissen Schutz gegen Bären darstellt.

Die imposante Kaçkargruppe wendet hier ihrem Beschauer die eindruckvollste Seite zu. Da baut sich rechts im Bildrand ein 3720 Meter hoher unbenannter Gipfel westlich des Kaçkar auf. Er entsendet nach Norden einen steil abstürzenden Grat, dessen Blickfang ein vom Hauptgipfel abgespaltenes kühnes Felsenhorn bildet.

Links (östlich) von dem namenlosen Klotz über dem Mezovit thront in all seiner un-



Kaçkargruppe. Tagebuchskizze.

geheuren Massigkeit der höchste Berg des ganzen Pontischen Gebirges, dessen Name Kaçkar etwa „Wieviel Schnee" bedeutet. Die türkischen Karten geben seine Höhe mit 3937 Metern an, die Höhenmesser zeigen häufig niedrigere Werte.

Weiter links im großen Rund — etwa im Norden vom Kaçkargipfel — macht ein unübersichtliches Gipfelgewirr die Orientierung schwer. Bei näherer Betrachtung stellt sich eine dominierende nadelspitze „Mezovit-Dru" als recht untergeordneter monolithischer Gendarm heraus, der seinen scheinbaren Rang nur aus der anmaßenden Frechheit bezieht, mit der er sich weit in die Mezovitalmen hineindrängt. Tatsächlich ist die Kuppe im Mezovitpanorama rechts von ihm (unbenannter Gipfel nördlich des Kaçkar) entschieden höher. Nordseitig ist eine steile abgesperrte Karmulde nahe dem „Schmetterlingspaß" der östliche Kaçkargletscher (Nr. 3 der Skizze) eingebettet.

Vom „Schmetterlingspaß" — sein völlig frei erfundener Name stammt von den im August dort häufig anzutreffenden prächtigen Exemplaren von Apollofaltern — nach Süden geben scharfgezackte Türme zwischen tiefen Einrissen einen eindrucksvollen Nadelgrat ab, der zu einem hohen, von dieser Seite sehr schwer zugänglichen Berg ohne Namen mit sanfter geneigtem Süddach und steilen Nordwandabstürzen führt.

Nach Norden läuft der Grat vom Schmetterlingspaß in die an leicht erkletterbaren Blockgipfeln reiche „Zanovitumrahmung" aus. „Jenseits" des Schmetterlingspasses (südöstlich der Paßhöhe) beherrscht ein kleiner spaltenreicher Gletscher die nun weit weniger dramatische Situation. Die Nachschubsubstanz aus steilen Eisrinnen zwischen klotzigen Türmen scheint ihn in seiner labilen Lage auf stark geneigtem Schutt gerade noch festzuhalten (Nr. 4 der Skizze).

Die beiden größten Gletscher nördlich des Kaçkar aber sind der „Westliche" (Nr. 1 der Skizze) und der „Runde" (Nr. 2 der Skizze). Der etwa drei Kilometer lange westliche Gletscher bricht in 2800 Meter Höhe mit steilen Brüchen auf seine eigenen schwarzen Stirnmoränenmassen nieder. Das Mittelstück ist flacher, das Nährbecken — zwischen Kaçkar-Westflanke und einem steilen Sekundärgrat eingebettet — von um so eindrucksvollerer Steilheit.

Wo die beiden Ebenen verschiedener Neigung in stumpfem Winkel aneinanderstoßen, ist der Gletscher in seiner ganzen Breite von wenigen hundert Metern von einem Bergschrund mit stark überhöhter und vorgewölbter Oberlippe aufgerissen.

Das steile Amphitheater über dieser Barriere entsendet besonders um die Mittagszeit Eisbrocken und Steine aller Größen über die korridorartige Gletschermitte und den abrupten Schlußabbruch hinweg auf das riesige Schuttfeld vor dem Mezovit.

Die häßlichen Projektile rutschen oben von den Felsen zunächst scheinbar unschlüssig auf den steilen Firn, die hartgefrorene Oberfläche der Schattenpartien bringt sie zum Tänzeln, sie beginnen zu taumeln und immer schneller zu hüpfen und zu springen, bis sie endlich mit dem scheußlichen Geräusch von Querschlägern über die Bergschrund-Oberlippe wie über eine Sprungschanze auf die unteren Gletscherteile hinabkatapultiert werden.

Sehr früh am Morgen bietet dennoch dieser westliche Gletscher einen je nach Verhältnissen unterschiedlich schweren, landschaftlich großartigen Anstieg zur Scharte (3550 m) westlich des Kaçkar. Von der Scharte aus öffnet sich nach Süden ein besonders instruktiver Einblick in den ebenfalls nach Norden exponierten „Krenekgletscher", der in der Flanke eines Kaçkarnachbarn auf der Südseite eingebettet ist (Nr. 5 der Skizze).

Als „normaler" dürfte vom Mezovit aus der Kaçkaranstieg über den „runden" Gletscher und den Nordgrat anzusprechen sein. Ein Biwak oberhalb des runden Gletschers (etwa bei 3200 m) ist dabei zwar nicht unbedingt vonnöten, aber wegen des anstrengenden und zeitraubenden Weges über die Schuttmassen am Zusammenfluß des westlichen und des runden Gletschers vorteilhaft.

Der Nordgrat bietet seine einzigen Schwierigkeiten ganz am Anfang, wo es günstig ist, die ersten über der „Nordgratscharte" (Scharte am tiefsten Punkt des Nordgrates

oberhalb des runden Gletschers) aufgebauten Türme unmittelbar an der Gratschneide zu überklettern.

Der Gipfel lohnt den Anstieg, das Biwak und die lange Anfahrt aus Mitteleuropa: Draußen im Dunst kann man das Schwarze Meer ahnen. Polypenfinger aus Nebel erstrecken sich von dort durch alle Täler bis knapp unter den Hauptkamm. Weit im Südwesten beweist der Verschambek auch von dieser Seite seine beherrschende Stellung. Im Nordnordosten locken die Gipfel der Alti-Parmak-Gruppe. Freundliche Wattewölkchen markieren im Süden den Lauf des Tschoroch über der Kulisse des Krenckgletschers, und zwischen den auszumachenden Fixpunkten breitet sich ein Gipfelmeer ohnegleichen aus. Vom Kaukasus oder vom Ararat wird wohl nur bei besonderen Wetterkonstellationen etwas zu sehen sein. Es gibt allerdings Berichte, wonach der Kaukasus „in vollkommener Reinheit" auszumachen gewesen sei.

Das Gipfelbuch auf dem Kaçkar ist neueren Datums. Es enthält den Eintrag von *Toni Egger*, Bergführer aus Lienz in Osttirol, der den Kaçkar auf dem Weg über den Nordgrat erstieg. Egger kam bei der Bezwingung des Cerro Torre in Patagonien 1959 ums Leben.

Unter den im übrigen meist türkischen Namen fällt der von Izmet Ülker auf, der 1965 mit einer größeren Gruppe türkischer Bergsteiger und Wissenschaftler im Kaçkargebiet weilte. Seine Visitenkarte fand sich auch auf wichtigen Bergen der Alti-Parmak-Gruppe. Dieser Bericht sei ihm, dessen bergsteigerische Spuren die Deutsch-Österreichische Lasistan-Kundfahrt 1965 zwischen Verschambek und Alti Parmak mehrmals kreuzte, ein freundschaftlicher Gruß.

Das Gewirr mehr oder weniger wichtiger Gipfel und formgewaltiger Türme nördlich der Kaçkar-Nordgratscharte hält sich für alpinistische Wegsucher bereit.

Sicher bestiegen sind außer dem Großen Kaçkar der namenlose Berg westlich von ihm (3720 m), der ebenso namenlose Gipfel (3590 m) nördlich der Nordgratscharte, die Spitzen der Zanovitumrahmung und einige Türme südlich des Schmetterlingspasses (1965).

Alti-Parmak-Gruppe

Der östliche Teil des Pontus trennt das feuchtigkeitsgesättigte Gartenland auf der Nordseite und das ausgetrocknete armenische Hochland im Süden wie ein Zaun. Diese Eigenart, zwei Klimazonen auf eine so deutliche Weise zu trennen, ist in der Alti-Parmak-Gruppe des nordostanatolischen Randgebirges besonders ausgeprägt.

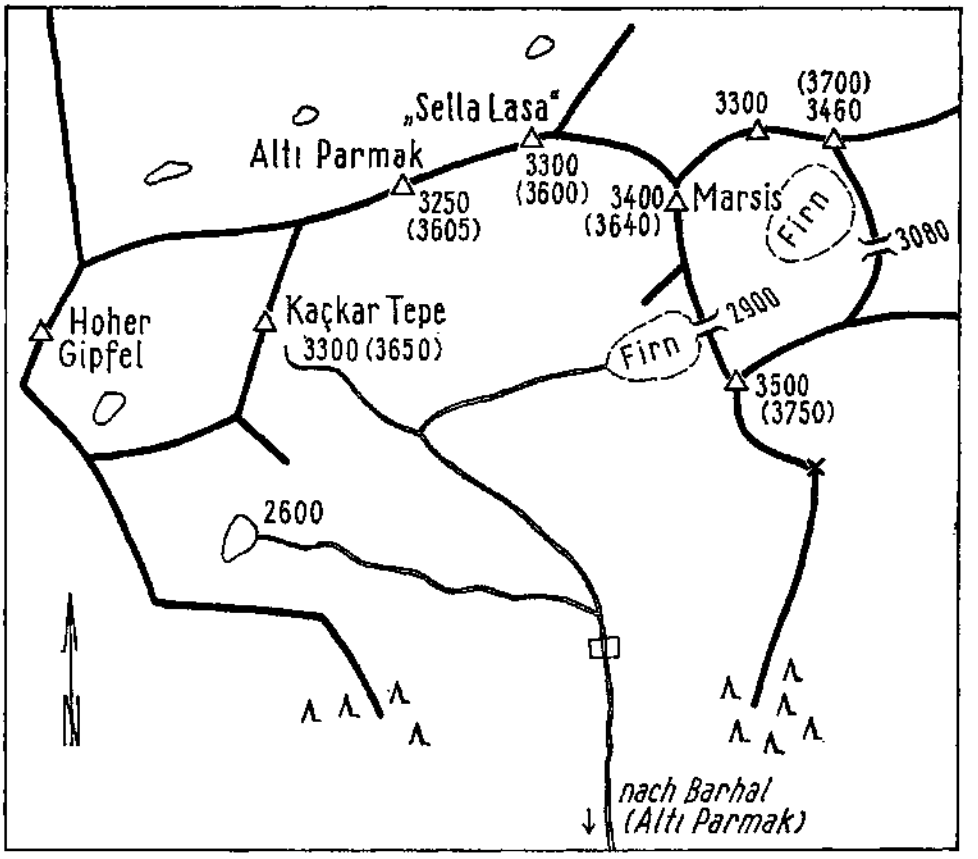
Alti Parmak heißt soviel wie „sechs Finger" oder „sechs Zehen". Das „i" in Alti ist der dumpfe türkische Vokal ohne I-Punkt. Dieser Sechsfingerberg ist ein recht uneinheitliches Gebilde ohne eigentlichen, deutlich bestimmbaren Hauptgipfel. Aus gemeinsamem Unterbau aufstrebend, löst sich die Bergmasse darüber in viele Einzeltürme auf, die durch tief eingerissene Schluchten und Klüfte voneinander getrennt sind.

Wahrscheinlich sind die einzelnen „Latten" des Alti-Parmak-Zauns zahlreicher als sechs, aber vielleicht ist das Sechsfingerbild, aus einer besiedelten Gegend her betrachtet, so einprägsam, daß in diesem Fall ein Berg seinen eigenen Namen erhielt. Inzwischen wurde auch — während sonst der Weg der Namensgebung umgekehrt verläuft — ein Ort nach dem Berg benannt (Alti Parmak im Barhaltal, früher Barhal).

Der Alti Parmak ist von Norden über Ilica (Ayder-Heilbad) und die Agaveçor-Yayla (Stratil-Sauer, Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, Band 106, Heft 1, 1964) oder von Süden aus der Tschorochfurche über Yusufeli und Sarigöl durch das Barhaltal zu erreichen.

Dabei ist es der gleiche Weg durch die „Tee- und Rhododendronzone" bis Ilica wie der zum Kaçkar, und er bietet auch nach der Abzweigung ins Agaveçortal keine grundsätzlich neuen Landschaftsbilder.

Anders ist es mit der Südroute. Der gewöhnliche Anmarsch aus dem Treibhausklima des kolchischen Nordens in die sterile Trockenheit der inneranatolischen Südseite führt



Alti-Parmak-Gruppe. Tagebuchskizze der Deutsch-Österreichischen Lasistan-Kundfahrt 1965. Höhenangaben laut Höhenmesser; in Klammern Höhenangaben laut türkischen Skizzen.

in weitem Bogen über Hopa bis nahe an die russische Grenze heran. Dann schwenkt er nach Überwindung des 1000-Meter-Passes südlich von Hopa bei Bortschka (Borçka) ins zunächst noch breite Tschorochtal ein. In südlicher Richtung sind dann von der Abzweigung nach Ardanuç noch etwa 70 harte Straßenkilometer in weltabgeschiedenen Tschorochschluchten zurückzulegen, bis nahe der Mündung des Barhal in den Tschoroch Yusufeli erreicht wird.

Kaymakam, Forstingenieur und Postdirektion werden es sich hier zur Ehre anrechnen, auf Wunsch im nahen Sarigöl telephonisch Tragtiere und Führer „zu bestellen", die Gäste zum Essen zu geleiten und mit Begeisterung von ihrem Lande zu erzählen.

Ein robustes Auto vermag nun, wenn auch nur mühsam, nach Sarigöl vorzudringen und weiter nach Savriyat. Sarigöl ist eine kleine Ortschaft mit einem Teehaus an der Straße, in dem Hassan, der Tragtierführer, schon auf seine Aufträge wartet. Savriyat aber ist verkehrstechnisch das absolute Nichts: Eine Straße, die sich in kopfgroße Felsbrocken verliert, ein distelreiches Äckerchen, das steil zum reißenden Barhalbach abfällt, in ein paar hundert Metern Entfernung ein einsames Haus. Man kann das Auto mitten auf der „Straße" stehenlassen.

Hassan wird am nächsten Tag pünktlich zur Stelle sein und sechs bis acht Stunden später seinen erschöpften Pferden am Lagerplatz unterhalb des Kaçkar Tepe die Lasten abnehmen.

Zunächst aber stelzen die Tragtiere merkwürdig steif und vorsichtig den schmalen Saumweg entlang, der teils ganz unten am Bach, teils hoch in den Felsen den Barhal aufwärts zieht.

Das Tal ist lang, öde, vegetationsarm. Man erwartet nichts und richtet sich auf einen eintönigen Aufstieg ein.

Doch da weitet sich die Schlucht, und oberhalb der abweisend felsgepanzerten Schutzzone findet sich ein geheimes Paradies: Auf kleinen Äckerchen wachsen Mais, Bohnen, Melonen, Roggen und Weizen. In saftigen Wiesen spenden Maulbeer-, Apfel-, Birn- und Nußbäume reichlich Schatten. Verzweigte Bewässerungssysteme leiten den Wassersegen der zahlreichen Gebirgsbäche auf ausgeklügelte Art zu den letzten Quadratmetern guter, wenn auch noch so steiler Erde.

An dieser Stelle, zwei Kilometer vor Barhal, das heute Alti Parmak heißt, steht ein Wegweiser. Er gibt die Entfernung nach Demirdöven (früher Zamevan) mit sieben Kilometern, die nach Yaylalar (früher Vevegi-Kiskim) — am Ostfuß des Großen Kaçkar gelegen — mit 20 Kilometern an. Der Namenswirrwarr erscheint in dieser Gegend besonders groß. Noch auf den Karten von 1946 (1:200.000) hieß das heutige Yusufeli „Vecengirt". Aber auch die damalige Karte wartet mit einem „Yusufeli" auf, jedoch an anderer Stelle.

Im übrigen erweist sich Balhibar (Balahisar = Hohe Festung) heute als Balcili, und Kobak als Yüksekoba (wörtlich: Hohes Nomadenlager), ein Name, der auch im äußersten Südosten der Türkei, bei Hakkari am Vansee, auftritt.

Auf unübersichtlichen Wegen geleitet Hassan seine Karawane zum Mittelpunkt des Dorfes Alti Parmak. Dort steht eine alte christliche Hallenkirche ohne Fenster, von der die Einwohner das 15. Jahrhundert als Bauzeit angeben. Im Inneren erweist sie sich teils notdürftig als Moschee hergerichtet, teils als Abstellhalle benutzt. Bibelsprüche in armenischer Schrift und Sprache schauen hoch von den Außenwänden zwischen den Stützpfeilern hinaus ins heute mohammedanische Land.

Das riesige Kirchenschiff beherbergt in seinem Schatten den Cayhane von Balhar und ein paar Läden, in denen der tägliche Bedarf verkauft wird: Petroleum, Kämme, Kuhketten, Saatgut, Pfefferminzzucker und Zigaretten.

Zu Barhal (1500 m) gehören, so berichtet der Muhtar, sieben Weiler und Kleinsiedlungen mit 2315 Einwohnern, 1300 Kühen, 2000 Schafen und 1000 Ziegen. Um sein weitverzweigtes Gemeinwesen zu umschreiten, benötigt der Muhtar acht Stunden.

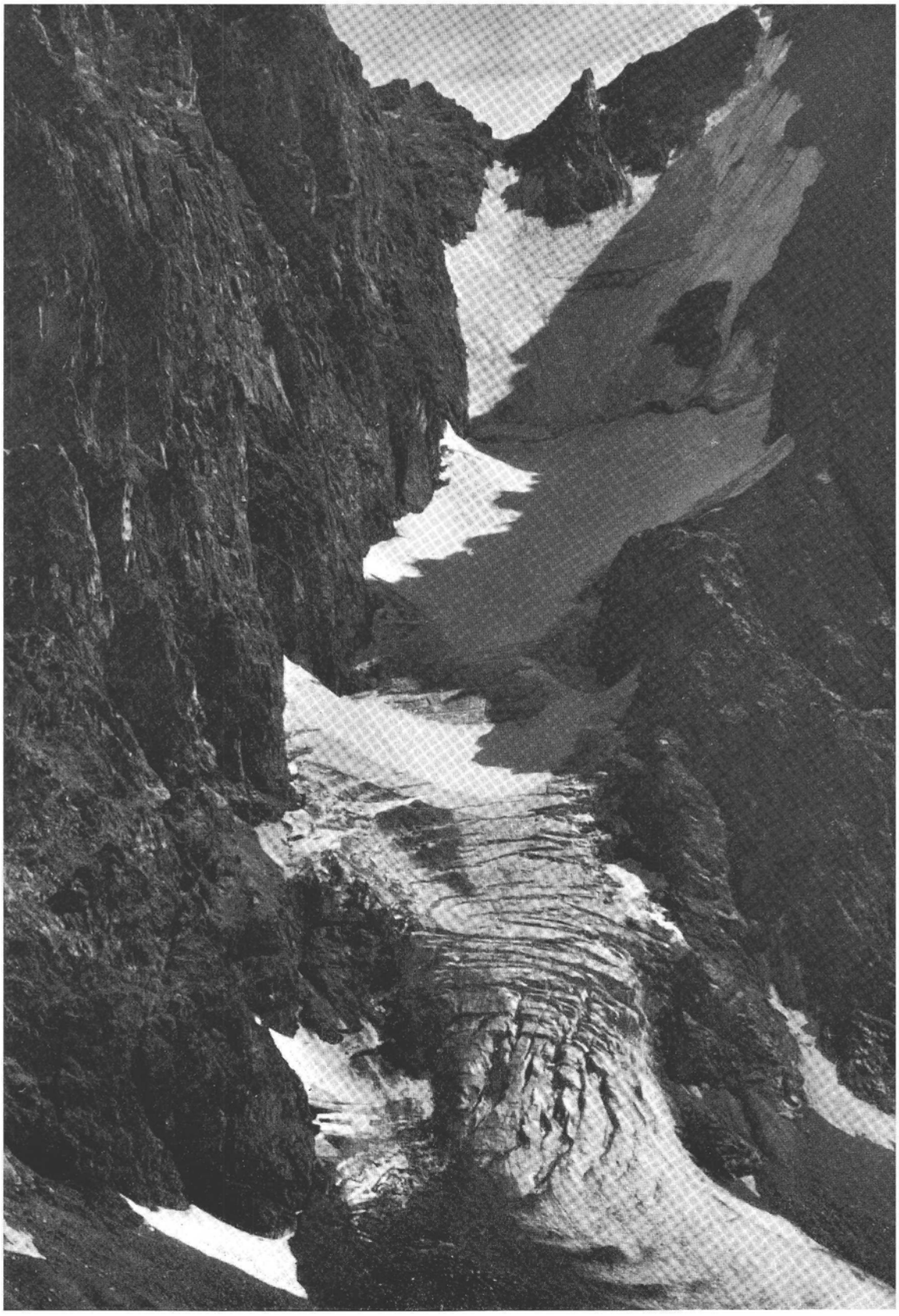
Oberhalb Barhal kommt endlich der Alti Parmak ins Bild, und kurze Zeit später mühen sich die Pferde mit den Lasten steil zu einem Sommerdorf hinauf, bei dem ein Haus hinter dem anderen unmittelbar an der Kammscheide über rechts und links steil abfallenden Hängen aufgereiht ist. Von ähnlichen Kammsiedlungen wird aus Yünnan (Westchina), der Rifkabylei und dem Kaukasus (Stratil-Sauer) berichtet.

Der Lagerplatz, von dem aus im Sommer 1965 auch Izmet Ülker, Ankara, und seine Begleiter operierten, liegt 2200 Meter hoch am Fuß des imponierenden Spitzkegels des Kaçkar Tepe.

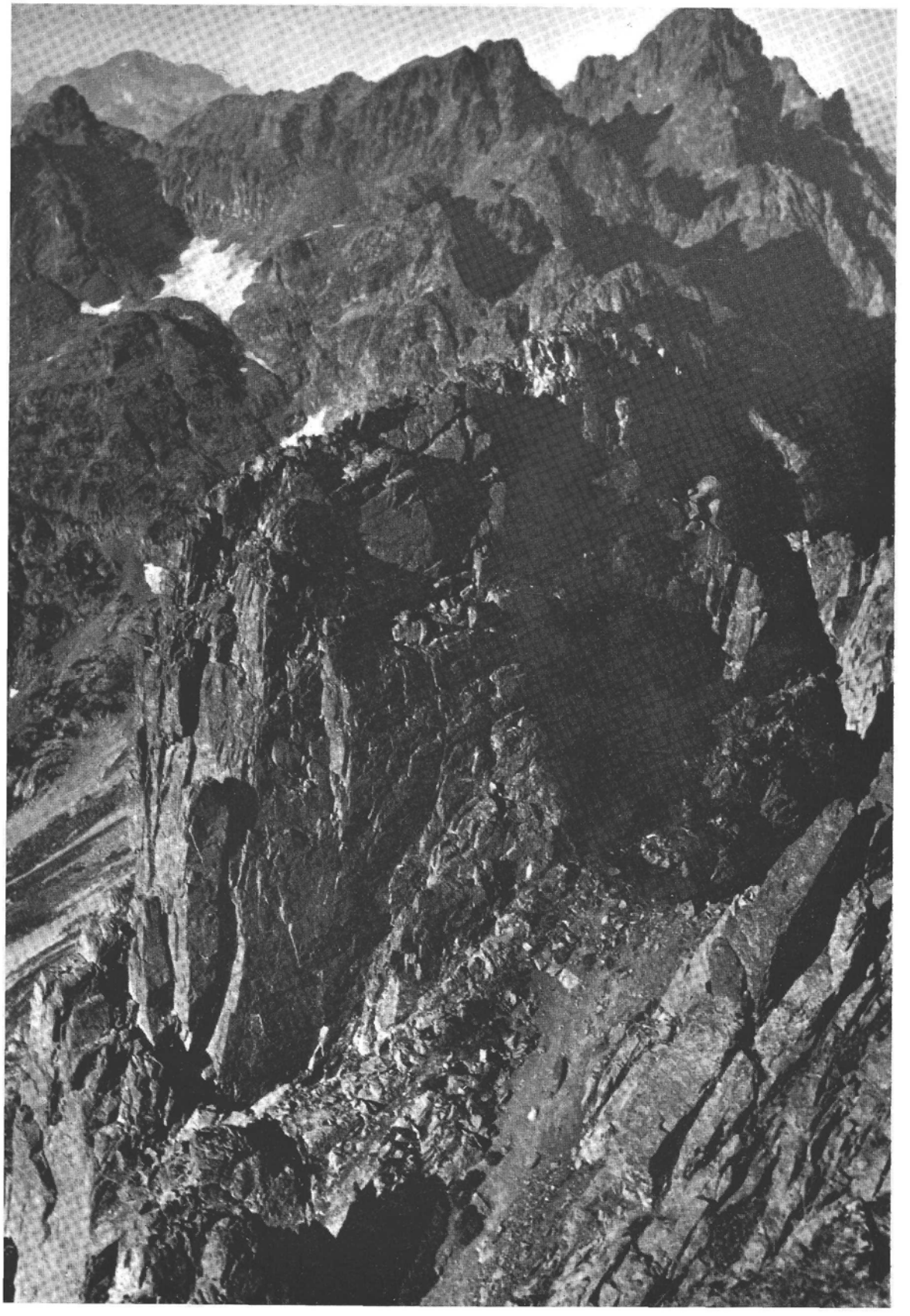
Der Kammverlauf ist hier klar zu übersehen, aber er ist an kleineren Gipfeln reich, tiefe Schluchten und schwer zugängliche Scharten sind in ihn eingegraben, und — was das Schlimmste ist — von den Namen, die es für Berge in dieser Gegend gibt, ist weitgehend unklar, welcher Name zu welchem Berg gehört.

Da beginnt das Kartenbild im Südwesten mit felsig schraffierten Gebilden ohne Namen. Es folgen die Angaben „Kaçkar Tepeleri" (Kaçkarspitzen, 3605 m), Karatas (Schwarzer Stein), Alti Parmak, Kayaligi, Marsis Kayasi. Weiter im Norden noch einmal Karatas und — kurz vorm Delikvanpaß — noch einmal Marsis Kayaligi (Kayaligi = Felsen).

Nach einer freundlicherweise vom Ministerium für Fremdenverkehr und Information zur Verfügung gestellten Skizze sind Kaçkar Tepe oder Küçük Kaçkar (Kleiner Kaçkar)



Nordostanatolien: Der Gletscher westlich des Kaçkargipfels vermittelte einen schwierigen Neuanstieg zum Gipfel des Großen Kaçkar (Aufn. Hans Thoma)



Blick vom nordöstlichsten Gipfel, den die Teilnehmer der Kundfahrt 1965 bestiegen, über den stark verkürzten Alti-Parmak-Grat hinweg zum Kaçkar-Tepe (rechts) und zum links im Hintergrund aufragenden Großen Kaçkar (Aufn. Hans Thoma)

mit 3650 Meter, Alti Parmak mit 3605 Meter und Marsis mit 3640 Meter Höhe ausgezeichnet. Andere Bergnamen fehlen.

Die Skizze zu vorliegendem Bericht gibt diese Höhenzahlen in Klammern und dazu die durchwegs niedrigeren Zahlen laut Aneroidmessung an.

Ein der Dolomiten-Sella aufs Haar gleichender Plateauberg nordöstlich vom Alti Parmak wurde dabei hilfsweise „Sella Lasa" genannt.

Der Kleine Kaçkar entsendet vom Gipfel nach Süden einen kurzen steilen Blockgrat, der auf einer breiten Schuttflanke aufsetzt. Wo im unteren Teil die von Schafen und Ziegen beweideten Hänge auslaufen, liegt auf 2600 Meter Höhe ein klarer See voll herrlichen Trinkwassers — eine Stunde über dem Lagerplatz. Aus dem obersten Drittel des Berges formen die Gratkonturen eine imponierend schlanke Pyramide.

Der Alti Parmak mit seinen einzelnen „Zaunspitzen", durch die sich häufig die Schwarzmeernebel auf die Südseite herunterschwindeln wollen, stellt jedem Bergsteiger die Frage nach seinem höchsten Punkt. Die drei östlichsten Türme sind schwer zu ersteigen — aber auch auf dem höchsten von ihnen bleibt nur die bedauernde Feststellung: Im Westen ragt ein Gipfel noch höher empor. Dafür präsentieren sich die Ostspitzen ohne das geringste Zeichen, je schon Besuch gehabt zu haben.

„Sella Lasa", eine breite Gipfelkuppe und alles andere denn eine „Zaunspitze", überragt sämtliche „Sechs Finger". Dann biegt der Kamm ein kurzes Stück nach Südosten und Süden um.

Hier riegelt die Marsis den Blick vom Lager nach Osten ab. Ähnlich wie der Schneck im Allgäu hockt sie — quergestellt — vor dem natürlichen Kammverlauf. Zwischen ihr und einem ganz allein stehenden Rundkegel mit schönem Felsaufbau im Süden führt über breite Firnfelder durch die beiden „Marsisscharten" ein Weg knapp südlich des Hauptkammes nach Osten.

Insgesamt krümmen sich Marsis, Alti Parmak und Kaçkar Tepe zu einem nach Süden offenen Hufeisen.

Ein paar Marsistürme und -gipfel nördlich der Scharten über den Firnfeldern bieten herrliche Touren. Allerdings empfiehlt sich dabei ein Zwischenlager nahe dem östlichen Marsissattel. Dort gibt es Biwakplätze auf enzian- und hahnenfußgeschmückten Wiesenflecken, die in Handtuchgröße zwischen die Marsisfelsen eingestreut sind.

Der Kamm zieht weiter nach Nordosten. Besonders eindrucksvolle Berggestalten sind vom nordöstlichsten Punkt, den die Deutsch-Österreichische Lasistan-Kundfahrt erreichte, nicht mehr auszumachen.

Der Berg, den Krenek „Pyramide" nannte (DAZ 1932), wurde von Rickmers als „Küçük Kaçkar" (Kaçkar Tepe) identifiziert. Demnach müßte Krenek die Bezeichnung „Klotz" für den Berg gewählt haben, dessen Name hier mit allen Vorbehalten als „Marsis" wiedergegeben ist.

Zwischen Alti Parmak und Kaçkar Tepe verbindet ein Steig das Barhaltal mit Armutlu auf der anderen Gebirgsseite. Weiter nördlich führt ein Übergang hinaus nach Viçe an der Küste. Stratil-Sauer überschritt den Hauptkamm am Delikvan (Dalikvan)-paß (2770 m) nahe dem Kükürt Tepe (Schwefelberg).

Östlich vom Kaçkar Tepe erlaubt die „Barhalschlucht" einen Szenenwechsel hinüber nach Agaveçor und Ayder-Heilbad (laut türkischen Unterlagen vom Lager am Kaçkar Tepe bis Ayder 14 Stunden).

Schlußbemerkungen

Der Name des in den Tschoroch mündenden Dörtkilise Dere beschwört als „Vierkirchenbach" frühchristliche Zeit. In den Brunnenschächten der Talherrenburg bei Sarigöl suchen die Hirten heute noch heimlich nach den Schätzen des Derebey. Auf dem Ziganapaß, wo Xenophons Griechen angesichts des Meeres neue Hoffnung schöpften, bietet ein Kiosk heute Konfitüre, Zigaretten, Souvenirs und Hammelhälften an. Die gregoriani-

sche Kirche von St. Sophia zu Trapezunt, im Zeitalter der Gotik 1204 durch Kaiser Manuel Komnenos gegründet, trägt an ihren Giebelseiten auch heute noch den aufrecht stehenden Adler der Komnenenkaiser von Thamaras Gnaden. Pater Tarcisio, ein italienischer Kapuziner, dessen Vorgänger 1845 zur Schwarzmeermission durch Zar Nikolaus I. von Tiflis ausgesandt wurden, betreut heute die katholischen Amerikaner der NATO-Radarstation am Boz Tepe.

So schieben sich in Lasistan völlig verschieden geartete Epochen in Schichten übereinander. Für den aufmerksamen Besucher aber liegen an manchen Stellen aufschlußreiche Schnittprofile zutage. Sie lassen dem forschenden Geist genügend geschichtliche, klimatische, anthropologische, alpingeographische und besonders bergsteigerische Fragen als lohnenden „Spiel"-Raum übrig.

Fest steht aber inzwischen, daß Pater Tarcisios Whisky (von den Amerikanern) am Mithrashügel für entwöhnte Alpinistenmägen entschieden verträglicher ist als sein selbstgekelterter Schwarzmeerwein.

Literatur:

Ausführliche Quellenverzeichnisse finden sich bei:

Rickmers, „*Österreichische Alpenzeitung*" 1933 S. 166,

„*Die Exkursion*", Mitteilungen der Exkursion Brecht-Bergen, Baden-Baden 1955 Nr. 6/7 ff.,

Stratil-Sauer, „*Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft*", Band 106, 1964, Heft I,

Erinç, Geol. Rundschau XXXVII, 1949 S. 82.

1965 bestiegene Berge:

Verschambekgruppe

Verschambek-Nordgipfel über die Westflanke	3520 m E
Cermaniman	3434 m
Unbenannte Gipfel im Kammverlauf des „Karawanenpasses"	3060 m
	3150 m
	3260 m
	3230 m
	3320 m E

Kaçkargruppe

„Kawron Yayla Dagh"	3160 m
Großer Kaçkar über den Nordgrat	3937 m
Unbenannter Gipfel nördlich der Kaçkar-Nordgratscharte von Süden	3590 m
Unbenannter Gipfel westlich vom Großen Kaçkar	3720 m E
Großer Kaçkaraufstieg über den Westlichen Gletscher, Abstieg über den Nordgrat	3937 m E
„Zanovitgrat" (Gipfel von dem „Schmetterlingspaß" nach Norden)	3390 m
	3430 m
	3470 m

Alti-Parmak-Gruppe

Kaçkar Tepe	3650 m
Alti Parmak (die beiden östlichsten „Finger")	3605 m E
„Sella Lasa"	3600 m
Unbenannter Gipfel nördlich „Marsisscharte"	3640 m E
Unbenannter Gipfel nordöstlich „Marsisscharte"	3700 m E
Unbenannter Gipfel südlich „Marsisscharte"	3750 m

(E = wahrscheinlich Erstbesteigung oder Erstbegehung auf der eingeschlagenen Route.)

Anschrift des Verfassers: Hans Thoma, D-8036 Herrsching, Riederstraße 2½.

Hinduraj – Hindukusch 1965

Bergfahrt zur Buni-Zom-Gruppe

GERALD GRUBER

Einleitung und Plan

Als wir im Juli 1965 zu unserer dritten Hindukuschfahrt von Graz starteten, ahnten wir nicht, welch interessante Ergebnisse dieses Unternehmen bringen würde. Es wurde vom Verwaltungsausschuß des Österreichischen Alpenvereins, der Sektion Graz des ÖAV, dem Österreichischen Alpenklub, dem Bundesministerium für Unterricht, dem Handelsministerium, dem Land Steiermark, der Stadt Graz sowie durch Spenden der Industrie und von Privatpersonen unterstützt; ihnen allen möchte ich an dieser Stelle herzlichst danken.

Nachdem uns Kameraden von der Hochtouristengruppe Steiermark im Jahre 1963 die Besteigung des Noshaq aus dem Wakhan (13, S. 155) und 1964 die des Nadir Shah, des Shachaur und des Udren Zom vom Süden aus Chitral geglückt war (14, S. 43), sollte die Fahrt des Jahres 1965 in das Becken des Tirich-Mir-Gletschers führen. Aus verschiedenen Gründen, deren Ursachen teilweise in Österreich, teilweise in der gespannten politischen Atmosphäre zwischen Indien und Pakistan im Sommer 1965 lagen, gaben wir diesen Plan auf. Wir wandten unsere Aufmerksamkeit dem vorgesehenen Ausweichziel, der Buni-Zom-Gruppe, zu.

Im Jahre 1964 hatten wir diese Berggruppe beim Übergang vom Chitral- in das Tirichtal (Zanipaß) erblickt. Sie liegt südlich des Hindukuschhauptkammes und des Chitraltales und wird zum Hinduraj gerechnet.

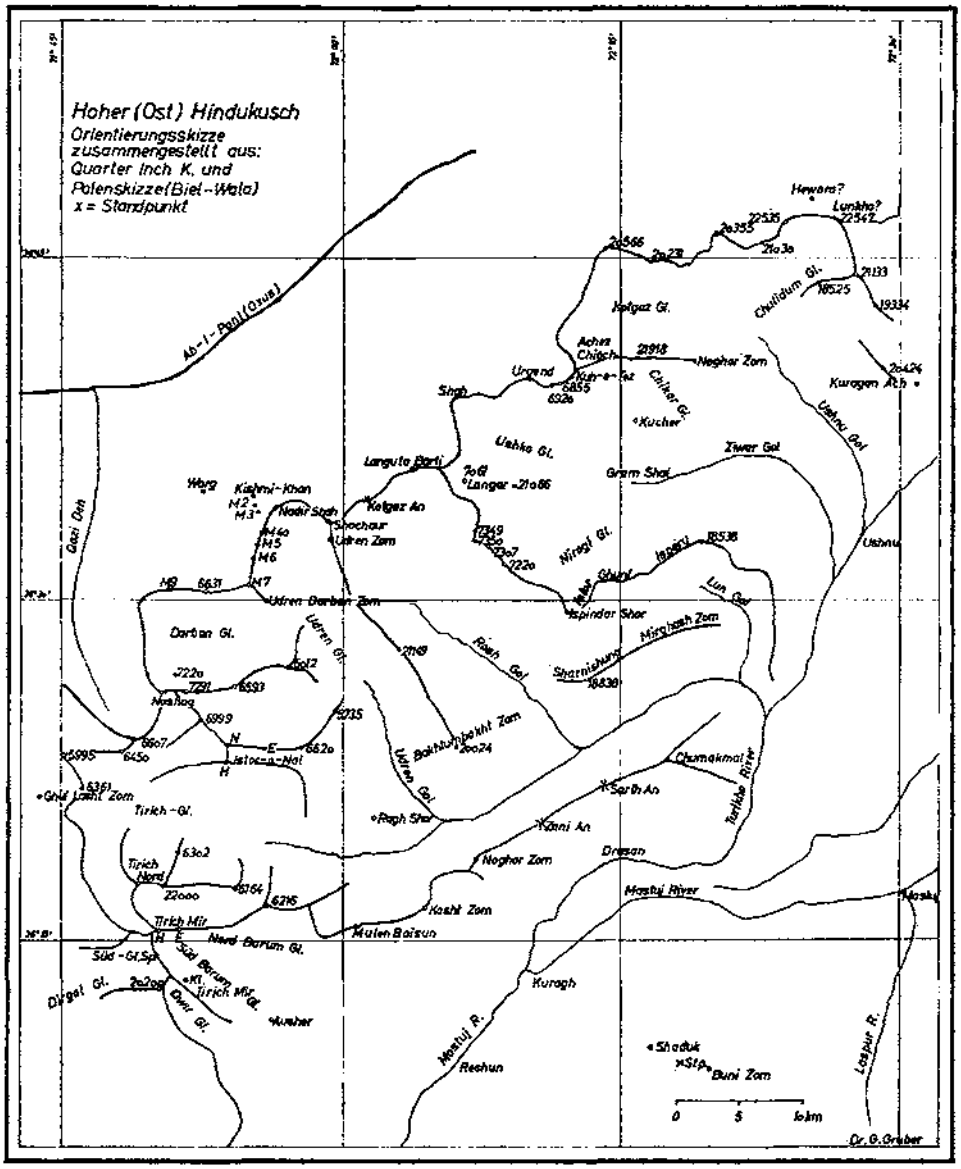
Neben der Besteigung des Hauptgipfels (6553 m) sah das Programm eine geologische Aufnahme des besuchten Berggebietes durch den teilnehmenden Geologen, Dr. *Herfried Gamerith*, vor. Ich selbst hatte den Gedanken, das von J. R. G. Finch im Jahre 1938 aufgenommene Panorama (11, S. 116) mit modernen Aufnahmegeräten zu wiederholen. Weiters plante ich, mit einem Theodoliten Kontrollmessungen durchzuführen, nachdem uns sowohl 1963 als auch 1964 aufgefallen war, daß im mittleren Bereich des östlichen Hindukusch — Nardir Shah, Koh-i-Kishmi-Khan — bedeutende Unterschiede zwischen einzelnen Gipfelkoten auf der Karte und den Verhältnissen in der Natur bestanden. Auch anläßlich der Hindukuschtagung 1964 in Salzburg waren diesbezügliche Bemerkungen unter den Tagungsteilnehmern zu hören gewesen.

Vielleicht war es für den Ablauf des Unternehmens und die nunmehr vorliegenden Ergebnisse gut, daß wir bis zu unserer Abreise nicht erfahren hatten, daß bereits im Jahre 1957 zwei neuseeländische Bergsteiger den Gipfel des Buni Zom erreicht hatten (4, S. 292). Diese Mitteilung erhielt ich erst im Oktober 1965 von Dr. *A. Diemberger*, der auch erst zu diesem Zeitpunkt von der Besteigung erfuhr.

Verlauf des Unternehmens

Die An- und Abreise führten wir auch 1965, wie in den vergangenen Jahren, mit zwei VW-Bussen durch. Die Teilnehmer waren: *Hanns Schell*, Dr. *Norbert Zernig*, Dr. *Herfried Gamerith*, *Gertraud Gamerith*, *Hildegund Gruber* und der Verfasser. Zwischen Istanbul und Ankara trafen wir *Kurt Diemberger* mit seiner Mannschaft und fuhren gemeinsam bis Teheran. Hier trennten wir uns, weil Kurt durch Motorschaden aufgehalten wurde. Über Belutschistan und Lahore erreichten wir Nordwestpakistan.

In Kalam (Swat) ließen wir die Fahrzeuge stehen und zogen in sechs Tagen mit Trä-



gern über den Katschkanepaß (ca. 4700 m) nach Sor Laspur (die Swatleute nennen den Paß Katscha Koni).

Von Sor Laspur wurde in einem Tagesmarsch ein „Kulakmali" genannter Platz erreicht. Auf diesem entstand am 31. Juli 1965 in ca. 4000 Meter Höhe das Hauptlager.

Durch eine steile Felsrinne gelangten wir auf den Khoraborthgletscher. Drei Lager (4900, 5500, 5700 m) bauten wir bis unter die Eiswand, die zum Sattel zwischen Nord- und Hauptgipfel des Buni Zom führt. Bei unserem ersten Versuch am 4. August blieben wir im tiefen Schnee dieser Flanke stecken.

Das Wetter war oft schlecht. Es schneite bis zum Hauptlager hinunter. Die Berge waren von Wolken eingehüllt.

Am 5. August stand ich mit Hanns Schell und am 8. August — inzwischen hatten meine Kameraden einen weiteren Hochgipfel vergeblich versucht — mit den beiden Frauen auf dem Khorabohrt Dar (ca. 5700 m). Es ist dies der Rücken, der den gleichnamigen Gletscher nach Norden zu begrenzt und von dem ein mächtiger Abbruch in das Chitraltal hinunterführt. Von hier aus nahm ich das vorliegende Panorama (s. Tafel) auf und führte die Theodolitmessungen durch.

Am 10. August stiegen wir wieder gegen den Buni Zom. Unter dem vorhin erwähnten Sattel brach erneut Schlechtwetter ein. Der Schnee war sehr tief, und wir kamen nur langsam höher. So entschlossen wir uns, weil für den Hauptgipfel die Zeit zu weit fortgeschritten war, den Nordgipfel zu versuchen. Um 16 Uhr standen wir (H. Schell, H. Gamerith, G. Gruber) in starkem Schneetreiben auf diesem (6338 m).

Bei der Besteigung des Buni-Zom-Hauptgipfels (4, S. 287) dürften die neuseeländischen Bergsteiger den Nordgipfel betreten und in Richtung Hauptgipfel überschritten haben, nachdem sie vom Gordoghangletscher aus gestartet waren; er liegt östlich des Khorabohrtgletscher. Nach R. Finchs Versuch 1938 (11, S. 116) sollen noch Lt. Col. M. W. White und J. Edelmann mit Tensing Norkay und Ang Tensing auf der von uns begangenen Route Versuche unternommen haben. Ein schriftlicher Bericht darüber scheint nicht vorzuliegen (4, S. 291, Anmerkung unten).

Wir stiegen vom Gipfel weg direkt über eine Eisflanke zum Khorabohrtgletscher ab und überwanden dabei die letzten 100 Höhenmeter durch Abseilen.

Am 16. August erreichte N. Zernig den ca. 5850 Meter hohen Khorabohrt Zom, der nördlich der Vereinigung des westlichen und des nordöstlichen Astes des Khorabohrtgletschers liegt.

Wegen dauernder Schneefälle und Lawinen, die weitere Besteigungsversuche in der uns zur Verfügung stehenden Zeit ausschlossen, räumten wir die Lager. H. Gamerith beendete in dieser Zeit seine geologische Aufnahme.

Am 21. August waren wir wieder im Tal und gelangten auf dem Anmarschweg zu unseren Fahrzeugen zurück.

Das Panorama[1]

1. Ausmaße:

Das vorliegende Panorama zeigt den Hohen oder Östlichen Hindukusch zwischen dem Tirich Mir und der Lunkhogruppe in einer Erstreckung von etwa 100 Kilometern (Kreisausschnitt 118 Neugrad[2]).

Die mittlere Entfernung vom Standpunkt, der etwas westlicher von dem R. Finchs auf dem Khorabohrt Dar angenommen werden kann (11, S. 116), beträgt bis zum Hauptkamm 50 Kilometer. Diese Entfernung ergibt sich aus dem Mittel der Strecken Standpunkt: Tirich Mir (42 km), Ghul-Lasht-Zom (54 km), Kuh-e-Mandaras (52 km), Udren Zom (50 km), Saraghrar (46 km) und Kuh-e-Tez (56 km).

2. Verwendete Aufnahmegeräte und Karten:

Die vorliegenden Aufnahmen wurden mit einer Exakta, ausgerüstet mit einem Tele Ennalyt 240 mm, von einem Stativ aus durchgeführt. Auch mit einer 6×9-Kamera (Voigtländer Bessa II) wurden sie wiederholt.

Als Filmmaterial fanden der Adox KB 17 sowie der 6×9-Rollfilm derselben Firma für die Schwarzweißaufnahmen Verwendung. In Farben wurde das Panorama auf 6×9 Ektachrom und in Kleinbild auf Agfa CT 18 belichtet.

Die topographische Grundlage für die Auswertung stellte die Half-Inch-Karte (1:126.720) in ihrer Veröffentlichung von 1931 dar. Es wurden die Blätter 37 P/NE,

[1] Siehe Beilage.
[2] Siehe Fußnote S. 119.

37 P/SE, 42 D/SW und 42 D/NW verwendet. Diese Karte zeigte in großen Teilen der mir bekannten Gebiete eine überraschende Genauigkeit. Hier möchte ich meinem Lehrer, Herrn Univ.-Prof. Dr. Herbert Paschinger, ganz besonders für seine Hilfe bei der Kartenbeschaffung danken.

Anschließend an die Panoramaaufnahmen bestimmte ich zu einer Anzahl von Gipfeln (28 im Hauptkamm) die Horizontal- und Vertikalwinkel. Besonderes Gewicht legte ich dabei auf die Vertikalwinkel. Die Horizontalwinkel sollten in erster Linie zur Erleichterung der Identifikationsarbeit beitragen.

Als Gerät verwendete ich den für Expeditionen besonders günstigen Kleintheodoliten DKM 1 von Kern/Aarau (Gewicht 1,8 kg, Kreisablesung direkt 10cc — geschätzt 5cc). Als Stativ fand das Fotostativ mit einer besonderen Befestigungseinrichtung Verwendung, so wie diese schon von anderen Expeditionen gehandhabt wurde (29, S. 163). Für das uns gezeigte Entgegenkommen der Firmen Kern/Aarau und W. Artaker, Wien, möchte ich mich gleichfalls herzlich bedanken.

3. Bemerkungen zur Berechnung der Höhen:

Bei den vorliegenden Ergebnissen handelt es sich nicht um Werte, die mit äußerster geodätischer Genauigkeit erreicht wurden. Daß dies auch gar nicht möglich ist, ist aus dem geringen Aufwand (Kleintheodolit) leicht erklärbar. Die Hauptschwierigkeit lag im Unvermögen einer Entfernungsbestimmung zu den Gipfeln des Hauptkammes. Hier mußten wir uns bei der Auswertung ganz nach der Karte richten. Allerdings spielt die Entfernung (10er-Meter-Genauigkeit) bei den kleinen Vertikalwinkeln eine geringere Rolle. Auf ihre Auswirkung komme ich in den entscheidenden Bereichen des Panoramas zu sprechen. Trotz dieser Schwierigkeiten wurden in den meisten Fällen überraschend gute Ergebnisse erzielt. Ich möchte sie aber nicht dazu heranziehen, um Änderungen in der Größenordnung von 2 bis 20 Metern gegenüber den herkömmlichen Werten durchzuführen, sondern um grobe Fehler aufzuzeigen.

Die einzelnen Höhenunterschiede wurden mit den aus der Karte gewonnenen Entfernungen und unter Berücksichtigung der Erdkrümmung sowie der normalen Refraktion (Lichtbrechung) errechnet. Keine Rücksicht konnte auf die Schwereablenkung und die tageszeitliche Schwankung der Refraktion genommen werden, weil hierüber keine Werte vorlagen (9, S. 33).

Die Fehlergrenze möchte ich mit plus/minus 25 Metern angeben, obwohl nach der erreichbaren Meßgenauigkeit (Theodolit) eine solche von plus/minus 10 Metern zu erwarten und zu vertreten ist. Diese wurde auch bei einer Vielzahl von Gipfeln erreicht.

Die Höhe des Instrumentenstandpunktes ergab sich durch Rückrechnung der Höhenunterschiede von den Hauptgipfeln Tirich Mir, Istor-o-Nal, Saraghrar und eines südlich des Standpunktes gelegenen Berges. Hierbei wurde ein Mittelwert von 5690 Metern für den Standpunkt auf dem Kamm des Khorabohrt Dar erhalten. Meine korrigierte barometrische Höhenmessung hat 5700 Meter ergeben.

Die in einzelnen Fällen auftretenden großen Unterschiede gegenüber den bisher bekannten Höhenangaben kontrollierten wir durch die Ausmessung verschiedener Fotos vom Noshaq, Nadir Shah, Udren Zom, Shachaur, Kishmi Khan, Tirich-Mir-Nordgipfel und einigen anderen.

Allen Bergsteigern, die uns Bildmaterial in sehr entgegenkommender Weise zur Verfügung stellten, möchte ich herzlichst danken. Es ist sicher nicht leicht, eine Arbeit zu unterstützen, als deren Ergebnis negative Höhenkorrekturen zu erwarten sind, die die vielfach unter großen eigenen Mühen erreichten Gipfel betreffen.

Besonders möchte ich aber meinem Kameraden auf zwei Hindukuschfahrten, Dr. Rudolf Pischinger, danken, der mir bei der Ausarbeitung der vorliegenden Ergebnisse sehr behilflich war und den Großteil der Kontrollbildausmessungen durchführte. Herrn Dok-

tor G. Brandstätter von der TH Graz danke ich für die gewährte Aussprache hinsichtlich der Ausarbeitungsmethode und der Genauigkeitsgrenzen der vorliegenden Ergebnisse.

4. Beschriftung des Identifikationsstreifens:

Auf dem Streifen wurden neben den Gipfelnamen auch die Höhenkoten eingetragen. Dabei wurden die im Rahmen der Messungen am 8. August 1965 gewonnenen Daten in Klammern, z. B. (7708), gesetzt. Die bisherigen Koten und Koten von Gipfeln, die nicht eingemessen wurden, sind dagegen ohne Klammer ausgewiesen, z. B. Tirich Mir 7706 (7708). Teilweise sind auch die Höhen der Half-Inch-Karte zusätzlich eingetragen (in Fuß), z. B.: 22.000 ft.

5. Beschreibung und Bemerkungen zum Panorama[3]*:*

Erster auffallender Berg am linken Rand des Original-Bildstreifens ist der Koh-i-Bandakor, 6660 m. Daß es sich um diesen Berg handelt, steht unzweifelhaft fest. Seine zweigipfelige Gestalt wird wohl den meisten Hindukuschfahrern aus eigener Ansicht oder aus der Literatur bekannt sein (16, S. 59, 13, Bild Tafel XIX, S. 144).

R. Finch konnte ihn anläßlich seiner Hindukuschfahrt 1938 und auf seinem Panorama nicht identifizieren, weil der Berg damals auf keiner Karte verzeichnet war. Doch wurde bereits 1936 ein prachtvolles Bild veröffentlicht, welches diesen Berg vom Dorahpaß — allerdings ohne Namensangabe — aus zeigt (15, S. 32). R. Finch schätzte den Koh-i-Bandakor auf etwa 22.000 ft. = 6706 Meter (11, S. 117). Nachdem der Berg 1960 von der Berliner Hindukusch-Expedition bestiegen wurde, identifizierte ihn R. Finch auch in seinem alten Panorama als Koh-i-Bandakor (12, S. 137).

Die derzeit gültige Höhe von 6660 Metern liegt noch unter der Schätzung von R. Finch. Der aus meinen Messungen erhaltene Wert (die verwendete Entfernung wurde eher zu kurz angenommen) beträgt (6752 m). Auch nach den neuen afghanischen Kartenwerken soll der Koh-i-Bandakor höher als 6660 Meter sein. Dies erfuhr ich von Dr. E. Grötzbach anläßlich einer Begegnung auf der Heimreise in Afghanistan.

Der östlich folgende, auf dem Bild dem Beschauer entgegenfließende Gletscher ist der Owirgletscher, der auch auf dem alten Bildstreifen erkennbar ist, dort aber mit „Dwirgletscher" bezeichnet. (Auf den verkürzten Wiedergaben nicht enthalten.)

Die anschließende Gruppe des Tirich Mir beginnt mit einem nach der Karte etwa 20.200 ft. = 6157 Meter hohen Berg, der unbenannt ist. Er dürfte nördlich des Ojhortales im Grenzkamm zum Dirgolgletscher und westlich des Owirgletschers gelegen sein (32, Bild 2, S. 128). Nach der Anstiegsskizze der Deutschen Hindukusch-Expedition 1935 dürfte er westlich der Anstiegsroute zum Punkt 5900 m dieser Gruppe gelegen sein (18, Abb. 120, S. 289).

Der kleine Tirich Mir, zwischen Owir- und Süd-Barun-Gletscher gelegen, ist deutlich erkennbar (22, Bild S. 83, S. 81).

Der letzte Gipfel vor dem Tirich-Mir-Haupt- und -Ostgipfel ist die Südgletscherspitze mit ca. 6700 Meter.

Wie unsicher die Höhen in diesem Bereich sind, zeigt sich beim Tirich Mir. Die für dessen Hauptgipfel lange Zeit angegebene Höhe von 7750 Meter (28, S. 11) galt auch 1955 noch (27, S. 116) und ebenso 1960 (34, S. 147). Im Jahr 1936 wurde seine Höhe dagegen mit 7681 Meter angegeben (32, S. 128). Nachdem auch die Höhen 7690 Meter (24, S. 354) und 7700 Meter (3, S. 223) in der Literatur zu finden sind, steht man derzeit bei 7706 Meter (33, S. 40, 17, S. 139), (1a, S. 50).

Unser errechneter Wert beträgt (7708 m).

---

[3] Aus drucktechnischen Gründen mußte das Panorama leider etwas gekürzt werden, so daß an seinem linken Rand Koh-i-Bandakor und Owirgletscher nicht mehr dargestellt sind. Das Panorama beginnt in der Wiedergabe mit der Tirich-Mir-Gruppe (die Redaktion).

Für den Tirich-Mir-Ostgipfel lautet der offizielle Wert 7692 Meter. Auch hier paßt mein errechneter Wert von (7691 m) sehr gut.

Der nächste Berg bringt eine große Überraschung. Als ich die Theodolitmessung durchführte, identifizierte ich ihn sofort als den 7056 Meter hohen Gipfel der Tirich-Mir-Nordgruppe, der auch kurz Tirich-Nord bezeichnet wird. Um so größer war die Überraschung, als die Berechnungen nur einen Wert von (6732 m) ergaben. Sofort tauchte der Verdacht auf, daß es sich um einen anderen Gipfel handeln müsse, wahrscheinlich um den etwas weiter im Osten liegenden Punkt 22.000 ft. = 6700 Meter. Mit dieser Kote hatte auch R. Finch diesen Berg in seinem Panorama bezeichnet.

Um eine einwandfreie Identifizierung des Berges durchzuführen, verwendeten wir unsere Aufnahmen vom Noshaq (26, Abb. 3), solche der polnischen Hindukusch-Expedition 1960 vom Aufstieg zum Noshaq (19, S. 56), weiter eine Aufnahme vom Aufstieg zum Istor-o-Nal (23, Bild 6, S. 58). Die letzten Zweifel schwanden nach einem Telefongespräch mit Kurt Diemberger, der diesen Gipfel auch eindeutig als den Punkt 7056 Meter identifizierte. Auch aus den Gipfelaufnahmen anläßlich der Besteigung dieses Berges im Sommer 1965 (8, S. 127), die mir Herr Architekt Franz Lindner in freundlicher Weise zur Verfügung stellte, geht die Identität dieses Gipfels eindeutig hervor.

Betrachtet man das Panorama genau, so sieht man, daß es sich bei dem höheren Berg um einen Schneegipfel handelt, der nach links in mehreren Absätzen niederer wird und schließlich mit einer deutlichen Schulter zu einer Scharte abbricht. Diese Stelle ist bei einer veröffentlichten Aufnahme deutlich zu erkennen (26, Abb. 3), und sie ist bei einer anderen teilweise verdeckt zu sehen (7, S. 157). Der rechts unterhalb des Schneegipfels aufscheinende Berg liegt in dem nach Osten absinkenden Kamm vom Tirich-Mir-Nordgipfel und dürfte der Punkt 22.000 ft = 6706 Meter sein.

Eine in einer Skizze (7, S. 155) noch weiter östlich aufscheinende Kote von 6773 Meter kann auf dem Bild vom Noshaq (26, Abb. 3) nicht dieser Höhe entsprechend ausgemacht werden. Ein in dieser Lage sich befindlicher Berg ist niederer.

Die Ausmessung des Bildes vom Noshaq (26, Abb. 3) ergab zur Kontrolle für den Punkt 7056 Meter (Tirich-Mir-Nordgipfel) eine Höhe, die — wohl zufällig auf den Meter genau — der der Theodolitmessung (6732 m) entsprach. Die Höhe von Punkt 6706 Meter ergab sich bei der gleichen Bildausmessung mit 6589 Meter, ein Wert, der keinen Anspruch auf Fehlerlosigkeit erheben kann.

Die Kontrollausmessung des Gipfelbildes von F. Lindner in der Richtung zum Buni Zom ergab sogar nur eine Höhe von 6717 Meter für den Tirich-Nord (Bild etwas kontrastlos, Ausmessung dadurch erschwert), liegt aber damit auch in der fraglichen Größenordnung.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß die Norweger anläßlich ihrer Erstbesteigung des Tirich-Mir-Hauptgipfels von „bewegten Wolken etwa 1000 Yard unter ihnen" (Blick nach Norden) sprachen (20, S. 143). Ein über 7000 Meter hoher Gipfel, der aus diesen Wolken sicher herausgesehen hätte, hätte bestimmt ihre Aufmerksamkeit erregt.

Es könnte sich im Falle von Punkt 7056 Meter um einen 1000-Fuß-Fehler handeln. Zieht man diesen Wert von der alten Kote ab, so erhält man eine Höhe von 6751 Meter, was sehr gut zum rechnerischen Wert von (6732 m) paßt. Jedenfalls scheinen aber alle Berge in diesem Bereich, wie es auch aus Punkt 6706 Meter gegenüber ca. 6589 Meter hervorgeht, zu hoch kotiert zu sein.

Der folgende Doppelgipfel im Panorama ist der Ghul-Lasht-Zom. Seine Kartenhöhe von 6665 Metern stimmt gut mit der Theodolitmessung überein (6652 m).

Bei der knapp neben dem Ostgipfel des Ghul-Lasht-Zom, 6611 m, zu bemerkenden Kuppe dürfte es sich um den Punkt 6302 Meter — einen Gipfel der Tirich-Mir-Nordgruppe — handeln. Allerdings ist dies nicht zweifelsfrei festzustellen, weil auf dem Panorama mehrere etwa gleichhohe Ketten in diesem Bereich hintereinanderliegen. Allen-

falls handelt es sich um den Punkt 6164 Meter, ebenfalls in der Tirich-Mir-Nordgruppe gelegen; weniger wahrscheinlich um den Punkt 6216 Meter im Ostkamm des Tirich Mir.

Punkt 6361 Meter und Punkt 5995 Meter, im westlichen Begrenzungskamm des Tirichgletschers gelegen, sind die folgenden Berge, bevor wir uns mit dem Horn des Punktes 6450 Meter und dem 6607 Meter hohen Asp-e-Safed (südlich des obersten Qazi-Deh-Gletschers gelegen), dem Massiv des Istor-o-Nal (Pferdehuf) nähern.

Bei dem ersten Zacken, der seinen felsigen Abbruch dem Beschauer zuwendet, handelt es sich um einen vom Hauptgipfel nach SE vorgeschobenen Punkt. Nach der nicht ganz eindeutigen Beschreibung der Erstersteiger (21, S. 162) könnte dies der Hauptgipfel sein. Die nächste Erhebung scheint der Istor-o-Nal-Hauptgipfel zu sein. Der östlich des Hauptgipfels ansetzende Kamm ist von ersterem durch eine Scharte getrennt. Die offizielle Höhe der nächsten direkt in der Mitte des Massivs aufragenden Erhebung beträgt 7248 Meter. Nach meiner Messung ist sie (7373) Meter hoch. Dies stimmt auch gut mit der Beobachtung der Istor-o-Nal-Besteiger zusammen, die ihn auf 24.000 ft. = 7320 Meter schätzten (21, S. 162). Ein in diesem Kamm weiter östlich liegender Punkt zeigt mit (7276) Metern der Messung eine weitgehende Übereinstimmung zur alten Kote von 7248 Metern. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung der Punktlage in der alten Karte vor.

In diesem Fehler dürfte auch der Grund zu finden sein, warum R. Finch diese Erhebung in seinem Panorama als den Noshaq identifizierte (11, S. 116/117). Der Noshaq mit seinen 7492 Metern Höhe müßte, sollte er hinter dem nördlichen Istor-o-Nal-Gipfel (7373 m) hervorsehen können, eine Höhe von fast 7700 Metern haben. Andererseits hätte R. Finch in rund 6520 Meter Höhe stehen müssen, um den Noshaq gerade noch zu sehen. Geht man jedoch von der Karte aus, wie es R. Finch zweifellos gemacht hat, und nimmt den Nordgipfel des Istor-o-Nal nur mit 7248 Metern gegenüber (7373) Meter an, so wäre der Noshaq bereits aus rund 5680 Meter Höhe, zumindest aber von R. Finchs Standpunkt aus, zu sehen gewesen. Doch auf die weite Entfernung war es ihm natürlich unmöglich, die nunmehr durch die Teleaufnahme deutlich erkennbare Topographie des Istor-o-Nal zu beobachten, und er mußte sich an die Karte halten.

Der rechts des Istor-o-Nal-Massivs liegende Eisgipfel (Punkt 7291 m) sowie der Punkt 6593 Meter = 21.630 ft. befinden sich in dem von Noshaq nach Osten zu absinkenden Kamm. Dieser zeigt noch mehrere Erhebungen, bevor er von Punkt 6012 Meter = 19.726 ft. zum Udrengletscher absinkt. Auf der Half-Inch-Karte wird dieser Gletscher Atrak genannt. Er ist auch in der neueren Karte 1:1 Mill. so bezeichnet. Doch findet man den Namen Udren schon 1936 in der Literatur (31, S. 303). Auch existiert eine alte Karte, in der die Talbezeichnung in der von der heimischen Bevölkerung gebrauchten Art verzeichnet ist, sowie eine Notiz, daß eine Mannschaft über den Atrakgletscher (heute Tirichgletscher) den Istor-o-Nal versuchte (25, S. 132).

Der nördliche Ast des Udrengletschers (Nord-Atrak-Gletscher), der den vom Noshaq nach Osten ausgehenden, vorhin erwähnten Kamm im Norden umfließt, wird von der einheimischen Bevölkerung Darban genannt. Diesen Namen hatten wir bei unserer Fahrt 1964 erfahren (6, S. 172, 31, S. 303).

Der Punkt 6620 Meter = 21.719 ft. liegt, durch eine tiefe Scharte vom Ostgipfel des Istor-o-Nal getrennt, in einem von diesem ostwärts streichenden Kamm, der sich später nach NE wendet und über den Punkt ca. 6480 Meter = 21.400 ft. (Messung 1965 = [6447 m]) zu Punkt 5735 Meter = 18.811 ft. und weiter zum Udrengletscher absinkt.

Zwischen Punkt 7291 Meter und Punkt 6620 Meter tritt uns im Vordergrund der 6100 Meter = 19.978 ft. hohe Ragh Shor der Karte, oder Lagh Shor, entgegen (31, S. 303), den schon R. Schomberg als ganz reizvollen Berg erwähnte. Uns gegenüber nannten die einheimischen Träger den Berg Atak Zom, ein Name, der mir günstiger als die beiden vorher erwähnten erscheint, ragt er doch unmittelbar über der gleichnamigen Sommersiedlung auf.

Ganz im Vordergrund, schon südlich des Mastujflusses gelegen, findet sich der Punkt

18.178 ft., der mit Shaduk auf der Karte bezeichnet wird und in relativ naher Entfernung meines Standpunktes, nördlich des Khorabohrt Dar, liegt.

Nördlich des Mastujflusses zieht vom Mulen Baisun, 17.454 ft., über den Kosht Zom, 4760 Meter = 15.613 ft., und den Noghor Zom, 4550 Meter = 14.917 ft., ein langer Rücken bis zum Chumakmal, 4250 Meter = 13.927 ft. Er trennt das Tirichtal von unteren Turikho- und Mastujtal.

Zwei Pässe, der 3900 Meter hohe Zani An und der fast gleichhohe Sarth oder Sachten An, ermöglichen Übergänge. Im Sommer wird der Bergrücken als Alm genutzt.

Als nächsten auffallenden Berg im Hauptkamm finden wir den Kuh-e-Mandaras, 6631 Meter (6632 m). Er liegt im Grenzkamm Afghanistan—Pakistan und wurde aus dem Mandarastal — einem Seitental des am Beginn des Wakhan liegenden Qazi-Deh-Tales — erstiegen (5, S. 32).

Gleichfalls im Grenzkamm liegen die Punkte M7 = 6224 Meter, M6, M5 und M4a = 6274 Meter.

Der Punkt 6330 Meter (6272 m) liegt, aus dem Hauptkamm nach Süden vorgeschoben, nördlich der Gabelung von Udren- und Darbangletscher (bestiegen 1965 von der Südtiroler Hindukusch-Expedition, die ihn Udren-Darban-Zom benannte [1, S. 36]).

Der nächste in R. Finchs Panorama identifizierte Berg ist der Punkt 23.376 ft., der nach seiner Ersteigung 1962 durch die zweite polnische Hindukusch-Expedition den Namen Koh-i-Nadir-Shah erhielt (19, S. 172, 5, S. 32).

Schon vom Noshaq aus hatten wir 1963 festgestellt, daß im Bereich des Nadir Shah ein bedeutender Höhenfehler vorliegen müsse. Bei unserer Fahrt 1964 stellten wir fest, daß der Shachaur mit 7116 Metern wesentlich höher als der Nadir Shah mit 7125 Metern und als der Kishmi Khan mit 7200 Metern sei. Doch schienen mir damals eher die beiden letztgenannten Gipfel niederer zu sein, als der Shachaur höher (14, S. 45, 6, S. 173). Diese Annahme wurde durch die Messungen 1965 bestätigt. Die Höhe von Nadir Shah beträgt danach nur (6814) Meter. Auch hier dürfte es sich, wie beim Tirich-Mir-Nordgipfel, um einen glatten 1000-Fuß-Fehler handeln.

Noch ärger ergeht es dem Koh-i-Kishmi-Khan. Er erhält nunmehr die Höhe von (6760) Metern.

Auch hier dachten wir zuerst an einen Identifizierungsfehler, der sich aber nicht bewahrheitete. Um Fehler weitgehend auszuschalten, maßen wir alle vorliegenden Fotos aus; zuerst das in diesem Panorama aufscheinende. Auch hierbei ist der Höhenwinkel zum Kishmi Khan kleiner als der zum Nadir Shah. Allerdings liegt der Kishmi Khan ganz in Afghanistan und ist daher auf der Half-Inch-Karte nicht eindeutig identifiziert. Wir übertrugen daher seine Lage auf der Polenskizze (von Biel) in die Half-Inch-Karte. Gerade in diesem Falle spielt die Entfernung eine größere Rolle. Sollte der Kishmi Khan die Höhe von über 7100 Metern erreichen — die zur Hindukusch-Tagung 1964 in Salzburg vorgelegte Polenskizze zeigte ihn mit 7177 Meter an —, so müßte der Berg bei dem vorliegenden Höhenwinkel etwa 16 Kilometer weiter im Norden liegen. Dies ist aber völlig unmöglich, denn dann würde er kartenmäßig in das Tal des Ab-i-Panj fallen.

Nimmt man, wie wir es auch anfangs getan haben, an, daß der Berg hinter dem Nadir Shah versteckt wäre, was ja nicht der Fall ist, und geht man mit dem Höhenwinkel des Nadir Shah in die Rechnung ein, so könnte die äußerste Höhe des Kishmi Khan nur 6907 Meter betragen.

Eine zur Kontrolle vorgenommene Ausmessung eines Bildes vom Noshaq ergab für den Kishmi Khan eine Höhe von 6748 Metern.

Die Ausmessung eines Gipfelfotos (erhalten von Dipl.-Ing. Rainer Weiß) ergab eine Höhe von 6730 Metern aus dem Mittel der Visuren zum Tirich-Mir-Ost- und -Hauptgipfel, zum Noshaq und zum Kuh-e-Mandaras. Die Aufnahmen vom Shachaur und Udren Zom sind durch große Höhenunterschiede und kurze Strecken sowie Bildverkantung für die Auswertung nur bedingt brauchbar.

Wir selbst hatten beim Aufstieg zum Shachaur immer das Gefühl gehabt, daß der Kishmi Khan etwas höher als der Nadir Shah sei. Allerdings verfällt man leicht der optischen Täuschung, daß einem ein Berg, der sich vor wesentlich niedereren Bergen erhebt, höher erscheint, als er in Wirklichkeit ist.

Doch sind vielleicht die Entfernungsverhältnisse in diesem Raum nicht ganz richtig. Es wäre ohne weiteres möglich, daß der Nadir Shah etwas näher zu meinem Aufnahmestandpunkt liegt, andererseits der Kishmi Khan etwas weiter davon ab. In diesem Falle ist ein Annäherung der beiden Gipfelwerte jederzeit möglich. Doch auch wenn wir annehmen, daß der Kishmi Khan etwa 1,5 Kilometer weiter nach Norden gerückt stehe, so würde seine Höhe ca. 6800 Meter erreichen, also auch nicht an die 7000er-Grenze heranreichen.

Durch die neue Höhenkote geht der Koh-i-Kishmi-Khan auch seiner eindeutigen Stellung als höchster rein afghanischer Berg verlustig. Ob nun er oder der Koh-i-Bandakor diese Stellung erhalten werden, wird sich wohl erst zu einem späteren Zeitpunkt herausstellen, wenn neue Karten vom Hindukusch vorliegen. Vielleicht erhält diesen Rang auch der Kuh-i-Hewara, 6849 Meter, im Ishmaratal (Wakhan) (1, S. 35).

Auch andere Berge im Bereich des Kishmi Khan scheinen zu große Höhen in der Polenskizze erhalten zu haben. Dies zeigt sich beim M-2. In der in meinem Besitz befindlichen Polenskizze ist der Berg mit 6588 Metern angegeben. Auch in einer Literaturangabe (6, S. 181) zeigt er diese Höhe. In einer anderen aber nur 6200 Meter (5, S. 35). Nach den ausgemessenen Bildern dürfte sein Gipfel um 6400 Meter hoch sein. Genau wie beim folgenden Berg gehen meine Überlegungen nur auf die vorliegenden Bilder und keine Theodolitmessungen zurück.

Ebenfalls zu hoch dürfte der Koh-i-Warg sein. Seine offizielle Höhe beträgt 6500 Meter. Bei den kontrollierenden Bildausmessungen erhielten wir für ihn 6136 Meter. Eine Ausmessung des vorliegenden Panoramabildes ergab 6130 Meter, und eine Ausmessung des Panoramas von Sepp Kutschera vom Gipfel des Koh-i-Warg ergab mit dem Eingangswert in die Rechnung von 6130 Metern für den Noshaq 7492 Meter, den Istor-o-Nal-Hauptgipfel 7400 Meter und für den Punkt 7291 Meter im Ostkamm des Noshaq 7292 Meter.

Auch ein einfacher Höhenvergleich der Koten M-3 = 6109 Meter, Koh-i-Warg und der „Gratkuppe 6100 m“ (6, S. 179) im Westgrat des Koh-i-Kishmi-Khan auf einem Panoramafoto (Noshaq), den man auf Grund der ähnlichen Entfernung durchführen kann, zeigt den Koh-i-Warg in der vorhin beschriebenen Größenordnung.

Auf Sepp Kutscheras Panorama vom Koh-i-Warg ist die „Gratkuppe 6100 m“ etwa in gleicher Höhe zum Standpunkt zu erkennen, keinesfalls aber 400 Meter tiefer.

Auch die starke nordseitige Vergletscherung der „Gratkuppe 6100 m“, des Koh-i-Warg und des Koh-i-Spurditsch (westlich des Koh-i-Warg) können nicht zum Beweis einer größeren Höhe herangezogen werden. Zeigen doch auch Berge wie der M-9 — 6028 Meter oder M-7 = 6224 Meter eine starke nordseitige Eisbedeckung (26, Bild 1, S. 28). Diese geht auch aus unseren Aufnahmen der oben erwähnten Berge hervor. Man erkennt bei ihnen auf dem Kamm ober der fast aperen Südseite ein deutlich ausgebildetes weißes Band, gebildet aus Schnee. Dies bedeutet, daß der Nordhang stark vereist ist (35, S. 1153). Durch eine freundliche Mitteilung von Herrn B. Chwascinski (Polen), die ich kürzlich auf meine diesbezügliche Anfrage erhielt, scheinen diese Fehler geklärt, denn neben dem Kuh-e-Mandaras war der Koh-i-Nadir-Shah (auf der Half-Inch-Karte mit einem 1000-Fuß-Fehler behaftet) der Ausgangspunkt für die Vermessungen der polnischen Expeditionen.

Shachaur, 7116 Meter (7084 m), und Udren Zom, 7131 Meter (7108 m), als nächste Berge des Panoramas haben ihre Höhe weitgehend innerhalb der Fehlergrenze gehalten. Bereits bei R. Finch waren diese beiden Berge deutlich zu sehen, doch identifizierte er sie nicht.

Östlich des Shachaur findet sich im Hauptkamm der Kotgaz An. Es ist dies ein Paß, der heute nicht mehr begangen wird. Andrzej Wilczkowski (Leiter der polnischen Hindukusch-Expedition 1963) bezeichnet ihn als eine große „Schlittenbahn" (6, S. 180). R. Schomberg erzählt, daß der Paß einmal ein regulärer Übergang zwischen Chitral und Badakhshan gewesen sei. Später sei er durch Vereisung ungangbar geworden (31, S. 306). Im Rosh Gol waren nach Schomberg, als der Paß noch vielfach begangen wurde, Befestigungen angelegt, die „Darband" genannt wurden (31, S. 307).

In diesem Zusammenhang gewinnt der Name des vom Udrengletscher nach dem Westen ausgehenden, zwischen dem Noshaqmassiv und dem Kuh-e-Mandaras liegenden Gletschers eine interessante Bedeutung. Die Träger benannten ihn uns gegenüber als „Darban", sprachen aber auch immer davon, daß man hier nach Afghanistan hinübergehen könne. Uns erschien diese Möglichkeit sehr problematisch, zumindest mit der Ausrüstung der einheimischen Bevölkerung. Es könnte aber ohne weiteres sein, daß zur Zeit, als der Kotgaz An noch als Übergang Verwendung fand, man auch aus dem Udrental nach Badakhshan gelangen konnte. Allenfalls war dieser Weg auch durch „Darbands" gesichert. Bei dem möglichen Übergang könnte es sich um die zwischen M-8a und M-9 gelegene tiefe Einsattelung im Hauptkamm gehandelt haben.

Der nächste große Gipfel vor dem Saraghrar ist Languta Barfi (Schneeturban). R. Finch konnte ihn noch nicht identifizieren und bezeichnete ihn ebenso wie den richtigen Saraghrar als „Saraghrar?" mit Fragezeichen. Auch dieser Berg von 7000 Metern (5, S. 35) muß sich eine Korrektur auf (6827) Meter gefallen lassen. Auch er hatte, vom Shachaur aus betrachtet, wesentlich niederer als dieser ausgesehen.

Nun taucht als nächster Bergriese der Saraghrar, 7349 (7338) Meter, auf. Vielleicht handelt es sich bei dem sichtbaren Punkt auch um die Kote 7350 Meter südlich des Hauptgipfels (6, S. 175). Sollte ihre Existenz berechtigt sein, so ergibt sich die Frage, warum eigentlich nicht sie als Hauptgipfel angesprochen wird. Etwas vorgeschoben gegen SE liegt der Punkt 7307 Meter und das auffallende Horn ca. 23.650 ft. = 7220 (7184) Meter.

Leider sind die Langargipfel hinter dem Saraghrar verdeckt, doch haben wir bei der Ausmessung des Noshaqbildes auch diese berücksichtigt. Danach dürfte zumindest einer (evtl. auch zwei) dieser Gipfel ihre Höhe um 7000 Meter halten.

Östlich vom Saraghrar senkt sich das Gebirge. Ganz im Hintergrund dürfte der im Hauptkamm liegende 6550 Meter = 21.490 ft. hohe Shah hervorsehen, doch ist dies nicht eindeutig sicher.

Der Punkt 6421 Meter = 21.066 ft. liegt dagegen weiter im Süden, nördlich des Romagletschers (6, S. 183) zwischen Ushko- und Niroghigletscher.

Als nächster Gipfel tritt uns der Urgend gegenüber. Er wurde 1963 von Schweizern erstiegen (10) und wahrt seine Höhe von über 7000 Metern; 7038 (7016) Meter.

Die beiden weiteren Erhebungen sind wieder mit dem Namen von Österreichern verbunden. Marcus Schmuck und Gefährten erstiegen den Koh-i-Shayoz, 6920 (6905) Meter, und den Koh-i-Shoghordok, 6855 (6938) Meter, im Jahre 1963 erstmals (30, S. 52).

Nun erhebt sich der Hindukusch nochmals zu zwei Gipfeln von knapp 7000 Meter, bevor er in die Region der 6000er absinkt. Es ist dies der Koh-e-Tez, 7015 (6995) Meter, und der Achez Czioch, 7020 (7017) Meter. Letzterer wurde auch von R. Finch als der Punkt 23.030 ft. = 7020 Meter identifiziert.

Die weitere Identifizierung wird unsicher. Hier liegen eine Vielzahl von Ketten hintereinander und erschweren den Überblick. Doch sei der Versuch unternommen!

Die Berge (bzw. Bergzüge) Shornishung und Mirghash Zom liegen nördlich des Tirichtales. Die dahinterliegende Kette des Ispindar Shor stellt die südliche Begrenzung des Niroghigletschers dar und setzt sich im Istor Ghuni und Isperu bis zum Punkt 18.538 ft. fort. Von hier sinkt sie zum Ziwar Gol ab.

Der Kucher, 5791 Meter = 18.968 ft., ist ein isoliert stehender Berg nördlich von Gram Shal im Ziwar Gol. An seiner NE-Seite wird er vom Chikargletscher umflossen, der im

NE vom Noghor Zom, 5939 Meter = 19.472 ft., überragt wird. Nach Westen findet sich eine Fortsetzung zu Punkt 6681 Meter = 21.918 ft. (östlich des Achez Czioch). Zwischen diesem Gebirgskamm und dem Hauptkamm im Norden — er zweigt beim Koh-e-Tez ab — breitet sich der mächtige Kotgazgletscher aus.

Weitere Punkte des Hauptkammes sind: Punkt 20.231 ft., Punkt ca. 20.000 ft. und Punkt 20.355 ft. = 6208 Meter (6, S. 183).

Zwischen Punkt 21.030 ft. = 6414 Meter und Punkt 18.525 ft. = 5649 Meter führt vom unteren Kotgazgletscher der Chutidumgletscher an eine mächtige Gebirgsgruppe (Lunkho?) von SW heran.

Der Berg hinter Punkt 21.030 ft. = 6414 Meter konnte nicht identifiziert werden. Er liegt bereits in Afghanistan. Es dürfte sich dabei um den Berg handeln, der vor dem auf einem Bild in „Alpinismus" (5, S. 33) mit „Lunkho" bezeichneten Gipfel liegt.

Durch die tschechische Hindukusch-Expedition 1965 scheint sich herausgestellt zu haben, daß es sich bei dem vorhin mit Lunkho bezeichneten Berg um den Koh-i-Hewara, 6849 Meter, handelt (1, S. 35). Eventuell ist dies der auf dem vorliegenden Panorama zwischen den Gipfeln 6869 Meter = 22.535 ft. (6902)Meter und 6872 Meter = 22.547 ft. (6895) Meter hervorsehende Berg.

Daß es sich bei diesen beiden Gipfeln keinesfalls um die Baba-Tangi-Gruppe handelt, wie es auf dem erwähnten Bild (5, S. 33) geschieht, ist sicher. Liegt doch die Baba-Tangi-Gruppe 30 bis 40 Kilometer weiter östlich und erreicht nur eine Höhe von 6513 Metern.

Bei dem Punkt 6872 (6895) Meter könnte es sich um den Lunkho handeln, doch ist dies nicht ganz sicher. Jedenfalls wurde er auch von R. Finch als letzter Berg seines Panoramas als Kote 22.547 ft. identifiziert.

Der Punkt 21.133 ft. gehört ebenfalls noch zur Umrahmung des Chutidumgletschers. In seiner Fortsetzung nach Osten erhebt sich nördlich des Shahgologhgletschers der Punkt 19.334 ft. An der SE-Ecke des Shahgologhgletschers, er entwässert zum oberen Ushnu Gol, steht dann noch Punkt 6225 Meter = 20.424 ft. (6223) Meter.

Der Kuranga Ach, 17.132 ft., schließt das Panorama.

Zusammenfassung

Bei den bisher im Osthindukusch bekannten Bergen von über 7000 Metern ergibt sich eine wesentliche Verschiebung. Bisher nahm man insgesamt 32 Koten mit über 7000 Metern an (mit 3 Langargipfeln und 4 Gipfeln der Tirich-Mir-Westgruppe). Von den Langargipfeln wurden zwei von der Deutschen Wakhan-Expedition 1964 unter 7000 Meter gereiht (Nord- und Südgipfel = 6750 Meter und 6850 Meter [6, S. 181]). Nach Ausscheiden von zwei Langargipfeln (evtl. nur einer, siehe oben) verblieben 30 Koten über 7000 Meter.

Nach den derzeit vorliegenden Ergebnissen möchte ich die Bilanz für den Osthindukusch folgendermaßen erstellen:

1. Selbständige Berge über 7000 Meter = 12.

Das sind: Tirich Mir, Tirich-Mir-Westgruppe (1 Pkt.), Noshaq-, Istor-o-Nal- und Saraghrarhauptgipfel, der Punkt 6999 Meter (er steht durch tiefe Scharten vom Noshaq- und Istor-o-Nal-Massiv getrennt und scheint die ominöse Höhe von 6999 Meter zu überschreiten), Shachaur, Udren Zom, Langarhauptgipfel, 7016 m, Urgend, Koh-e-Tez und Achez Czioch. Die Tirich-Mir-Westgruppe, der Punkt 6999 Meter und der Achez Czioch sind bis zum Sommer 1966 noch unbestiegen.

2. Zu diesen Bergen kann man wohl noch als einigermaßen selbständige Gipfel über 7000 Meter rechnen = 4.

Das sind: Tirich-Mir-Ostgipfel (Haupt- und Ostgipfel wurden schon immer getrennt geführt, (2, S. 22, 3, S. 223), Darban Zom = 7220 Meter, der Punkt 7291 Meter (beide stehen im Massiv des Noshaq) und den Nordgipfel des Istor-o-Nal. Die beiden letztgenannten Gipfel sind ebenfalls noch unbestiegen.

3. Nicht selbständige Vor- und Nebengipfel über 7000 Meter = 10.

Das sind: Drei Erhebungen der Tirich-Mir-Westgruppe (obwohl es sich bei dieser Gruppe um einen mächtigen Kamm handelt [26, Bild 3], glaube ich nicht, daß man jede Erhebung als einen selbständigen Gipfel werten kann; Klarheit wird erst bei der Besteigung zu erwarten sein), der West- und Ostgipfel des Noshaq, der Ostgipfel des Istor-o-Nal. Weiters die Kote 7040 Meter nördlich des Saraghrarhauptgipfels, die bei dessen Ersteigung überschritten wurde, sowie die Koten 7307 und 7220 Meter südlich des Saraghrarhauptgipfels. Inwieweit noch die Kote 7350 Meter in der Nähe des Hauptgipfels als richtig anzusprechen ist, ist noch nicht eindeutig geklärt. Jedenfalls hat das Saraghrarmassiv mehrere Erhebungen in der Nähe des Hauptgipfels, die wesentlich über 7000 Meter hinausragen. Eventuell gehört in diese Gruppe noch eine Erhebung in der Nähe des Langarhauptgipfels.

4. Ihre Höhe von 7000 Metern haben verloren 4 Berge.

Das sind: Tirich-Mir-Nordgipfel, Nadir Shah, Koh-i-Kishmi-Khan und Languta Barfi.

Es finden sich nach dem derzeitigen Stand im Osthindukusch noch die oben angegebenen 26 Koten von über 7000 Meter. Sie verteilen sich auf 12 selbständige Berge.

Literaturverzeichnis:

1. Alpinismus, München, März 1966, Heft 3, S. 35, 36.
1a. Alpinismus, München, November 1965, Heft II, S. 50.
2. *Bolinder, A.:* „Der dritte Pol erobert", in „Alpinismus", München 1964, Heft 10, S. 20—22.
3. *Bolinder, A.,* u. *Dyhrenfurth, G. O.:* „Verzeichnis aller bekannten Gipfel der Erde über 7400 Meter (24.280 Fuß)", in „Berge der Welt", Zürich 1965, S. 221—225.
4. „Climbs in Swat-Kohistan and Chitral", in „The New Zealand Alpine Journal", Vol. XVII 1958, No. 45, S. 287—292.
5. *Diemberger, A.:* „Die Hindukusch-Erschließung", in „Alpinismus", München 1964, Heft 12, S. 28—36.
6. *Diemberger, A.:* „Bergsteiger erschließen den Hindukusch", in „Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins", Innsbruck 1965, Bd. 90, S. 164—186.
7. *Diemberger, K.:* „Österreichische Hindukusch-Kundfahrt 1965", in ÖAZ, Nov./Dez. 1965, Wien, Folge 1344, S. 153—157.
8. *Diemberger, K.:* „Österreichische Hindukusch-Kundfahrt 1965", in „Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins", Innsbruck, Nov./Dez. 1965, Heft 11/12, S. 126—127.
9. *Dyhrenfurth, G. O.:* „Zum dritten Pol", München 1952, Nymphenburger Verlag, S. 7—286.
10. *Eiselin, M.:* „Wilder Hindukusch", Orell-Füssli-Verlag, Zürich 1963.
11. *Finch, J. R. G.,* „Hindukush 1938", in „H. J.", Oxford 1952, Vol. XVII, S. 115—117.
12. *Finch, J. R. G.:* in „A. J.", 1963/1, S. 137.
13. *Gruber, G.:* „Zum Noshaq (7492 m) im Wakhan", in „Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins", Innsbruck 1964, Band 89, S. 147—156.
14. *Gruber, G.:* „Hindukusch 1963/64", Kundfahrten der HG. Steiermark des OeAV, in „Berge der Welt", Zürich 1965, S. 37—46.
15. *Gurdon, B. E. M.:* „Early explorers of Kafiristan", in „H. J.", Oxford 1936, Vol. VIII, S. 25—43.
16. *Hasse, D.:* „Vorläufiger Bericht über eine Hindukusch-Kundfahrt 1960", in „Die Erde", „Z. d. Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", 92. Jg., 1961, Heft 1, S. 59—70.
17. *Hasse, D.:* „Korrektur zum Hindukusch-Beitrag v. D. Hasse in der ÖAZ, Mai—Juni 1965, Folge 1341, S. 69", in „ÖAZ", Sept./Okt. 1965, Folge 1343, S. 139.
18. *Herrlich, A.:* „Deutsche im Hindukusch", Berlin 1937, S. 1—348.
19. „Hindukusz 1960", in „Taternik" 2—4, Zakopane 1962, S. 49—176.
20. *Hodder* u. *Stoughton Verlag,* London 1952, „Tirich Mir", „The Norwegian Himalaya Expedition", S. 7—192.
21. *Joseph, E., Murphy, Jr.:* „The ascent of Istor-o-Nal", in „H. J.", Oxford 1955/56, Vol. XIX, S. 156—164.
22. *Kvernberg, P.:* „Die Erstbesteigung des Tirich Mir", in „Berge der Welt", Zürich 1951, Guttenberg-Verlag, Band 6, S. 75—90.

23. *Lawder, R. J.:* „A climb on Istor-o-Nal, 1935" in „H. J.", Oxford 1936, Vol. VIII, S. 53—62.
24. *Neef, E.:* „Das Gesicht der Erde", Brockhaus, Leipzig 1956, S. 354.
25. „Notiz", in „Alpine Journal", 1930, S. 132.
26. *Pischinger, R.:* „Bergsteigerische Ziele im Osthindukusch", in ÖAZ, März/April 1964, Folge 1334, S. 26—29.
27. *Rathjens, C.:* „Der afghanische Hindukusch", in „Jahrbuch des OeAV", Innsbruck 1955, Band 80, S. 116—121.
28. *Rickmer-Rickmers, W.:* „Die Gebirge der Erde", in „Alpines Handbuch des DuOeAV", Brockhaus, Leipzig 1931, S. 3—20.
29. *Roch, A.:* „Messung der Oberflächenbewegung von Gletschern", in „Berge der Welt", Zürich 1951, Band 6, S. 153—168.
30. *Schmuck, M.:* „Bergfahrt zum Hohen Hindukusch", in „Berge der Welt", Zürich 1965, S. 47 bis 52.
31. *Schomberg, R.:* „Mountains of NW Chitral", in „A. J.", Vol. XLVIII, Nov. 1936, No. 253, S. 302—310.
32. *Schomberg, R.:* „Lutkuh and Hunza", in „A. J.", London 1936, Vol. 48, S. 124—133.
33. *Vigerust, P.:* „Tirich-Mir-Südwand", in „Alpinismus", München 1964, Heft 10, S. 40—43.
34. *Winkler, H.:* „Berliner Hindukusch-Kundfahrt 1960", in „Jahrbuch des OeAV", Innsbruck 1961, Band 86, S. 146—153.
35. *Wissmann, H.:* „Die heutige Vergletscherung und Schneegrenze in Hochasien", Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Verlag Mainz, Jahrgang 1959, Nr. 14, Kom. bei Franz Steiner, Verlag GmbH-Wiesbaden, S. 1105—1431.

Es bedeuten:

ÖAZ = Österreichische Alpenzeitung (Alpenklub)
H. J. = Himalaya Journal
A. J. = Alpine Journal

Anschrift des Verfassers: Dr. Gerald Gruber, A-8010 Graz, Schillerstraße 29.

Im Reiche des Tirich Mir

Österreichische Hindukusch-Kundfahrt 1965
Gipfel, Pläne und Gefährten

KURT DIEMBERGER

Die Österreichische Hindukusch-Kundfahrt begann international: Winter 1964. Ich hatte noch keine Pläne für den Sommer. Eines Tages kam ein Brief meiner Triester Freunde Spiro, Walter und Bianca: sie wollten im Sommer eine Hindukusch-Expedition starten; ob ich mitkäme? Voll Freude sagte ich zu. Alsbald trafen wir uns in Salzburg, um das Ziel festzulegen. Wir begaben uns in die „Chronisten-Kammer" meines Vaters: Photos, Schriften, Landkarten und Panoramen aus dem Hindukusch ... mehr als Möbel und Wände in dem Raum. Hier waren wir zweifellos an der richtigen Quelle.

Und das wäre die Situation, wie Vater sie uns auseinandersetzte: Die ganz „Großen" im Hindukusch waren erstiegen. Unsere Vorgänger waren fleißig gewesen. Aber es gab noch lohnende Gipfel und große Probleme.

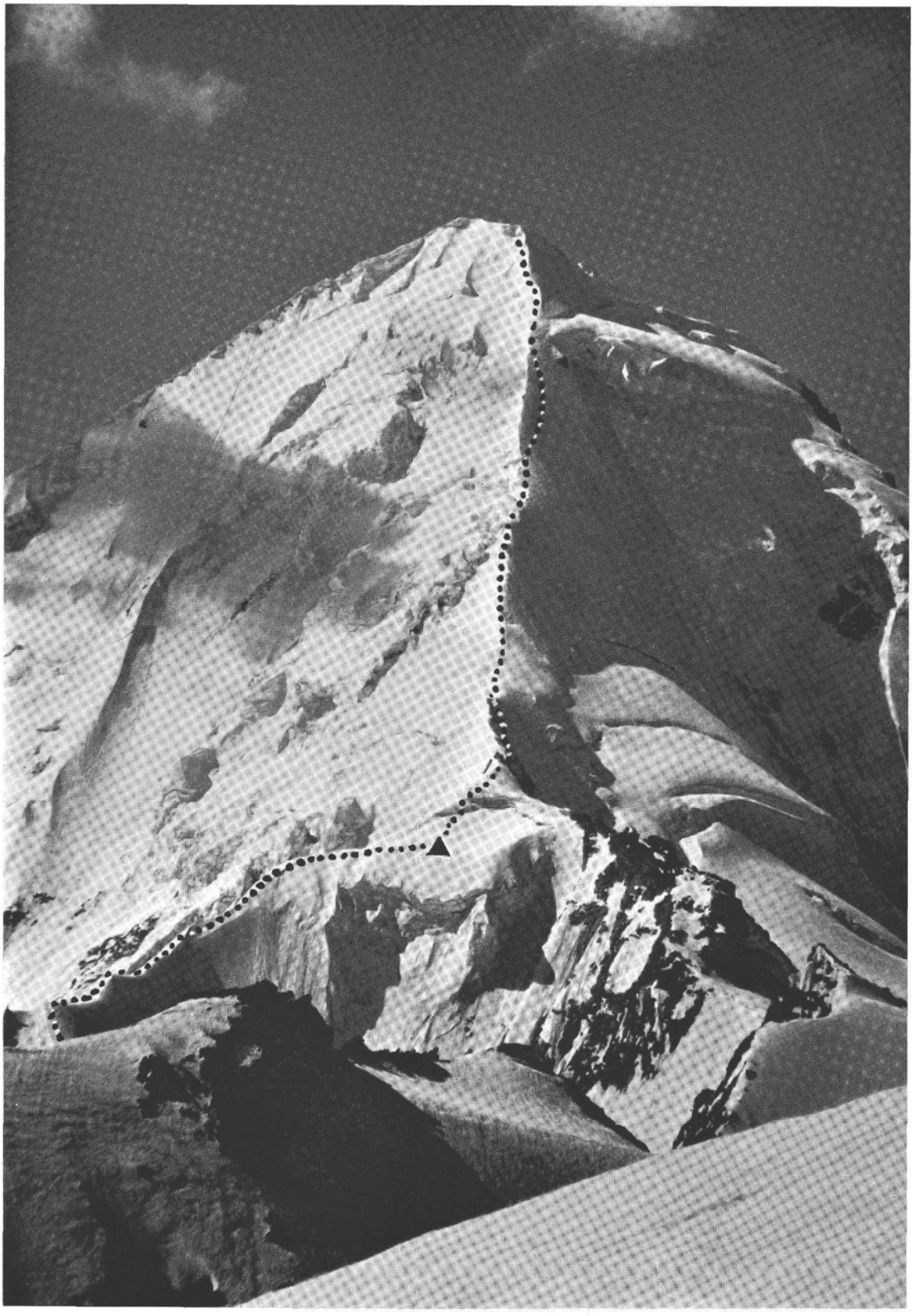
Was wäre zum Beispiel mit der Gratüberschreitung vom Siebentausender Istor-o-Nal zum Siebentausender Noshaq? Kein Mensch hatte dieses großzügige Unternehmen bisher gewagt. Das war gewiß kein „leichtes" Hindukuschbergsteigen, und außerdem standen noch zwei unerstiegene Gipfel im Grat: ein hoher Sechstausender und ein namenloser Siebentausender.

Das Problem gefiel uns. Ob es auch zu lösen war? — Da ragte — immer noch im Bereich des 7700 Meter hohen Tirich Mir, des Königs des Hindukusch — aus mächtigen Gletscherströmen eine vielgipflige Gruppe auf: der Ghul Lasht Zom, ein hoher Sechstausender, und seine Nachbargipfel, Berge, die in ihrer Schönheit an den Lyskamm erinnern. Neuland, unerstiegene Gipfel und so manches zu erkunden.

Oder etwa das: Nördlich des Tirich Mir eine wilde Schar eisgepanzerter Felsberge. Alle unerstiegen. Der namenlose Hauptgipfel dieser „Nordgruppe des Tirich Mir" war auf der Karte mit 7056 Metern kotiert. Ein wunderbarer, beherrschender Berg! Und sein Nordpfeiler, wenn man den ersteigen könnte ... Er war wohl an die 2000 Meter hoch. Weiter ging das Wühlen in Bergen von Karten und Photos, wir blätterten Bücher durch, verglichen Aufnahmen von verschiedenen Standpunkten. Konnten wir hier, aus der Ferne, überhaupt ein festes Bergziel wählen? Immer klarer wurde uns, daß das wenig Sinn hatte. Jede klettertechnische Überraschung, jede andere Bergsteigergruppe, die außer uns noch in dieses Gebiet kam, konnte einen einzigen festen Plan über den Haufen werfen. Deshalb studierten wir alle nur möglichen Ziele und legten dann fest: Unser Arbeitsgebiet wird der Obere Tirichgletscher. Welche Gipfel wir dort angehen, werden wir an Ort und Stelle entscheiden.

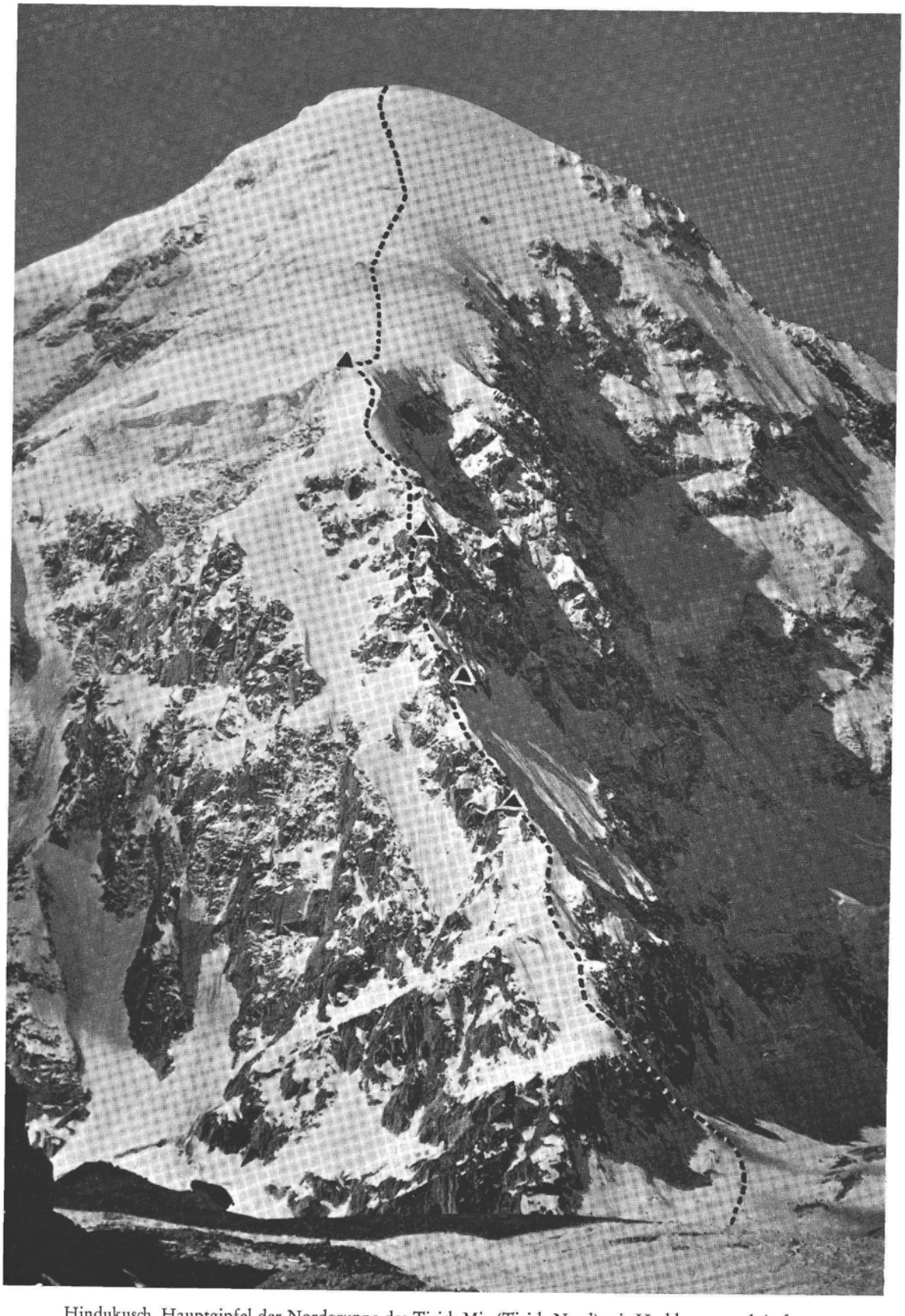
Die Vorbereitungen begannen. Der Oesterreichische Alpenverein gewährte seine Unterstützung. Ich schrieb an Firmen. Und dann kam die bittere Nachricht aus Triest, daß meine Freunde heuer nicht fahren konnten.

Ich war wie erschlagen — so sehr hatte ich mich schon in alles hineingelebt. Am Tirichgletscher fühlte ich mich bereits wie zu Hause. Konnte ich denn unsere Pläne allein verwirklichen? Ich wollte es jedenfalls versuchen. Aber es war bereits Mai und für die Organisation einer Expedition sehr spät geworden.



Hindukusch: Falak Sar (5918 m) mit der Aufstiegsroute über den Ostgrat zum Hochlager und weiter über den Nordgrat zum Gipfel (Aufn. Stefan Rausch)

Tafel XV



Hindukusch. Hauptgipfel der Nordgruppe des Tirich Mir (Tirich-Nord) mit Hochlagern und Aufstiegsroute über den Nordsporn (Aufn. Kurt Diemberger)

Ob der Franz mitkäme? Franz Lindner, den ich seit Jahren kenne, mit dem ich den großen Grat des Montblanc ging, den Peutereygrat mit dem Südgrat der Aiguille Noire. Ich rief Wien an, und Franz sagte ja.

Wenige Tage später hielt ich eine genauere Nachricht von ihm in Händen: er konnte aus Berufsgründen erst ab 1. August. Das bedeutete, daß er mit dem Flugzeug nachkommen mußte. Sein Freund Herwig Handler hatte mehr Zeit. Er konnte mit uns den vorgesehenen Landweg nehmen. Herwig wurde der Dritte im Bunde und unser wichtigster Mann, denn er kennt sich mit Automotoren aus. Wie oft wären wir auf der insgesamt 20.000 Kilometer langen Strecke, die unser Wagen auf dieser Fahrt zurücklegte, ohne Herwigs Künste steckengeblieben! Eine Hindukusch-Expedition ohne eigenen „Mechaniker" tut gut daran zu fliegen.

Tona, meine Frau, würde ebenfalls mitfahren. Sie verkörperte auf unserer Kundfahrt die Wissenschaft, und sie hatte es jetzt nicht leicht: außer Vorbereitungsarbeiten mußte sie — eine Woche vor der Abreise — in Mailand die Schlußprüfung für das Doktorat der Geologie ablegen. — Von dem, was sie am Tirichgletscher erwartete, war sie begeistert: ein weißer Fleck auf der geologischen Karte.

Alles geht, wenn man will! Die Firmen lieferten uns Lebensmittel. Unsere großteils vorhandene Ausrüstung wurde vervollkommnet, und wir kauften einen gebrauchten Kleinbus. Dank weiterer Unterstützung durch den Österreichischen Alpenklub und unsere Alpenvereinssektionen sah auch die finanzielle Lage nicht schlecht aus. Wenn es nur nicht schon so spät gewesen wäre.

Einen erheblichen Schock erlebten wir noch, als mein Blinddarm plötzlich Schwierigkeiten machte. Wenige Tage später war ich im Krankenhaus, und so kam alles noch rechtzeitig in Ordnung. Der Arzt lächelte, als ich ihn im Hinblick auf kommendes Trägerdasein im Hindukusch bat, die Nähte doppelt anzulegen.

Einen Monat später, am 9. Juli 1965, fuhren wir los.

Ein alter Bus und eine weite Reise

In sechs Tagen fast ununterbrochener Fahrt kommen wir bis Teheran. Dort hat unser „Murl", wie wir unseren VW-Bus getauft haben, eine dreitägige Behandlung nötig. Er hat sein Leben lang brav „Jakobs Kaffee" ausgeliefert und ist nicht mehr der Jüngste, auch wenn wir ihn nach dem Kauf mit einem jugendlich hellen Wüstenkleid übertüncht haben.

In Teheran taucht aus dem Getriebegehäuse ein abgebrochener Schraubenkopf auf. Ein Glück, daß er nicht mehr Schaden angerichtet hatte! Froh — und in dem angenehmen Gefühl, daß wieder alles geflickt ist — geht es nun mit einem Riesenfaß Benzin und etlichen Wasserkanistern auf die weite Reise nach Süden, der Wüste Lut entgegen.

Wir fahren Tag und Nacht, trotzdem geht es langsam vorwärts. Die Sandpiste ist mit Querrippen bedeckt wie eine Waschrumpel, und schneller als 30 bis 40 Stundenkilometer kann man nicht fahren, soll das Fahrzeug nicht vor lauter Rütteln aus den Fugen gehen. Die Sonne brennt auf den Sand nieder, sogar nachts weht heißer Atem wie aus einem Backofen zum Fenster herein. Manchmal eine Oase, dann wieder Sand, Steppe mit dürren Kräutern, öde Bergketten, die auftauchen und wieder versinken. Rechts und links scheinen sich oft weite Wasserflächen zu dehnen, aber wir wissen, daß sie bald verschwinden würden. Es sind Luftspiegelungen.

Tausend Kilometer sind lang. Aber hier sind sie noch länger. Und dann ist es noch bei weitem nicht zu Ende. Die Wüste ist groß.

In unserem Kastenwagen liegen zuunterst die Kisten, darüber sind die Säcke geschlichtet — rund 450 Kilo. Obenauf haben wir Schaummatten gebreitet und Decken. So können einer oder zwei sich ausruhen, während der andere fährt.

So kommen wir schließlich nach Pakistan, nach Belutschistan. Eines Nachts — wir haben gerade eine Decke über die Piste gebreitet und unser Nachtmahl verzehrt — springt der Motor nicht mehr an. Wir sind jetzt in der Sandebene des Thalab desert. Aber Herwig gelingt es, herauszubekommen, daß ein Zylinder schadhaft ist. Er legt ihn still, und wir fahren mit drei Zylindern weiter. Es folgen Oasen, aber nirgends eine Werkstätte. Nach 300 Kilometern ein Paß, auf den wir so nicht hinaufkommen. Mit viel Geduld machen wir Autostopp — für unser Auto. Ein in allen Farben phantastisch bemalter pakistanischer Lkw lädt schließlich unseren „Murl" auf und bringt uns nach Quetta. Wieder wird alles gerichtet, und weiter geht es. Wir sind unserem Ziel jetzt nahe. In Lahore holen wir uns das Touristen-Permit für den Staat Chitral. Nach fast dreiwöchiger Fahrt und insgesamt 11.000 Kilometern gelangen wir nach Peshawar, Ausgangspunkt für unsere Hindukusch-Expedition.

Durch Dir und Chitral

Bald sind wir wieder unterwegs. Wir durchqueren das Bergland von Dir. Neben uns sitzt ein Soldat, den man uns an der Grenze des Staates Dir als Eskorte mitgegeben hat — es soll hier Räuber geben. Wild kurvt unser „Murl" auf und ab, die Berghänge entlang, hinunter in Täler. Öfter als einmal faßt unser etwas schüchterner Begleiter nach der Türklinke. In Dir angekommen, bescheinigen wir ihm gern, daß er uns gut begleitet hat. Mit der nächsten Eskorte ist es noch einfacher — sie begnügt sich mit einem Zettel. So sind wir wieder allein — aber nun nicht mehr mit unserem „Murl", sondern mit einem blauen Jeep und dessen freundlichem Fahrer, der uns samt Gepäck über den steilen Lowaripaß nach Chitral bringen soll. Den 3000 Meter hohen Paß hätte unser „Murl" nicht geschafft, er blieb in Dir stehen.

Es wird eine wilde Fahrt. Der überladene Jeep ächzt unter der Last, eindrucksvoll sind die Tiefblicke, und wir sind stets absprungbereit. Aber unser Fahrer fährt vorsichtig und hervorragend, was bei den engen Kurven und einigen zu querenden Schneerinnen auch wirklich nötig ist.

So gelangen wir nach Chitral, dem Hauptort des gleichnamigen Staates, einer grünen Oase inmitten brauner Berge. Freundlich empfängt uns der Political Agent — gerade mit Österreich verbinde ihn besondere Sympathie, und er wolle im Herbst nach Wien fahren. Von ihm erfahren wir, daß sein österreichischer Freund, der General-Manager von Deans Hotel in Peshawar, Herr Kruschandl, bei ihm für die österreichischen Bergsteiger und Touristen ein gutes Wort eingelegt habe. Nach einem netten Abend geht es weiter, diesmal mit sieben Eseln, denn die enge Straße ist teilweise durch Regenfälle zerstört. Aus den Wolken tauchen die fernen, schimmernden Gipfel des Tirich Mir.

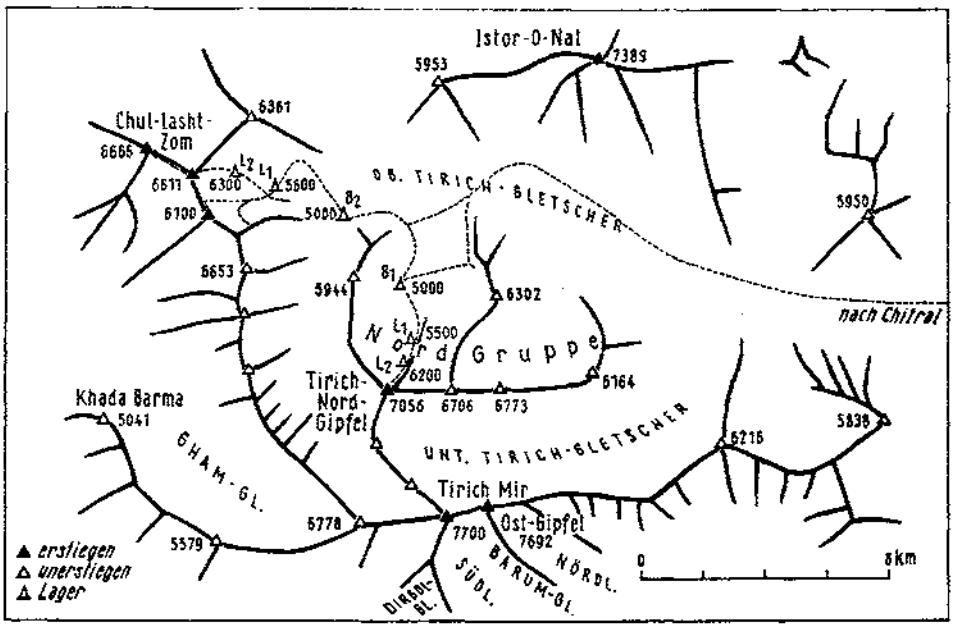
Weit ist der Weg nach Norden. Wir folgen dem Tal des Chitralflusses. Braun und Grau sind die vorherrschenden Farben, die Berge werden wilder. Manchmal ein grüner Fleck — eine Oase. Ohne das kunstvolle Bewässerungssystem, das oft kilometerweit aus den Bergbächen hergeleitetes Wasser über die Felder verteilt, würde hier nichts gedeihen.

Über den steilen, 4000 Meter hohen Zanipaß schaffen es die Esel nicht mehr. Wir werben in Drasan 15 Träger an und tauschen sie auf der anderen Seite des Passes, in Shagrom, gegen die berggewohnteren dortigen Leute aus. Es sind prächtige Burschen, die ihre 30-Kilo-Lasten spielend bewältigen. Wir verständigen uns durch Zeichen. Einen von ihnen, einen Jäger namens Aja du Din, haben wir dann als Hochträger behalten. Dr. Gruber, der Hindukuschfahrer aus Graz, hatte ihn uns empfohlen, und wir waren sehr glücklich über die Wahl. Gruber selbst, der ursprünglich auch ins Tirichgebiet wollte und mit dem wir vorübergehend sogar gemeinsame Pläne schmiedeten, hatte sich schließlich für den Buni Zom entschieden, zu dessen Gipfel wir vom Zanipaß hinüberblickten. Shagrom ist der letzte Ort auf unserem Weg. Nach vier Tagesmärschen über Schuttfelder und Almböden, über Moränen und den Eisstrom des mächtigen Tirichgletschers errich-

ten wir in 5000 Meter Höhe ein erstes Basislager inmitten herrlicher Gipfel. Es ist der 9. August 1965, vor genau einem Monat fuhren wir von zu Hause los.

Die ersten Schritte

Welche Gipfel werden wir angehen? Schon ein erster Überblick hat ergeben, daß die große Überschreitung des Noshaq und Istor-o-Nal verbindenden Gratsystems ein problematisches Unterfangen ist. Die Schwierigkeiten sind viel größer, als die bisher bekannten Photos zeigten, und nicht einmal eine große Expedition könnte hier einen Erfolg garantieren. Wir wählen daher als Ziel die Ersteigung des Hauptgipfels der wilden Tirich-Mir-Nordgruppe, den wir kurz „Tirich-Nord" nennen, außerdem die Erschließung der Ghul-Lasht-Zom-Gruppe und schließlich die Anfertigung einer ersten geologischen Karte unseres Arbeitsgebietes.



Die ersten Schritte

Zunächst wollen Herwig und ich den gewaltigen Nordsporn des „Tirich-Nord" erkunden. Pfeilgerade zieht er hoch, wohl an die zweitausend Meter — ein herrlicher Anstieg.

Wir mustern den Sporn genau und von verschiedenen Standpunkten. Er steigt jäh aus dem ca. 5000 Meter hohen ebenen Gletscherboden auf und beherrscht den ganzen Kessel des kurzen namenlosen Seitenastes des Oberen Tirichgletschers. In diesen nordseitigen Kessel, den mächtige Sechstausender flankieren, kommt nur wenig Sonne — von 4 Uhr nachmittags bis 8 Uhr morgens liegt unser Basislager im Schatten. Die unteren 1000 Meter des Sporns bildet ein mächtiger, teilweise mit Schnee und Eis verkleideter Granitpfeiler. Hier liegen die Hauptschwierigkeiten. Darüber führt ein zwar steiler, aber im Vergleich zum Pfeiler doch bedeutend weniger geneigter Schnee- und Eisgratrücken zum wächtengekrönten Gipfel. 7056 Meter hoch — sagt uns die Karte, und wir sind uns einig, daß dies ein begeisternd schöner Berg ist. Der Weg da hinauf erinnert in vielem an eine überdimensionale Via Major durch die Brenvaflanke des Montblanc.

Hochlager? Damit wird es seine Schwierigkeit haben. Aber ohne Lager geht es hier nicht hinauf. Auf halber Höhe des Pfeilers scheint sich zwischen Felsschuppen ein kleiner Platz zu zeigen; dann erst wieder ganz oben, wo der Pfeiler endet und der Schneegrat beginnt. Dort ist eine kleine Terrasse — sicher ein guter Zeltplatz. Von hier aus müßte man den Gipfel eigentlich in einem Zuge erreichen können.

Der obere Abschnitt des Pfeilers birgt ohne Zweifel manche Schlüsselstelle. Senkrechte Granitbastionen, steile Couloirs, Schneegrätchen dazwischen — das Fernglas enthüllt uns viel, aber wir können nicht ganz sicher sagen, wo wir es probieren sollen. Dort sieht das Gelände auf jeden Fall sehr schwierig aus, in einer Höhe von rund 6000 Metern. An einer Stelle zeichnet sich eine feine Rampe ab. Ob die gangbar ist? Eigentlich müßte sie es sein, denn sonst ... eine Umgehung? Kaum möglich ... Je mehr wir uns mit dem Glas in die Details vertiefen, desto klarer wird uns, daß es hier so manche Unbekannte gibt. Diesen faszinierenden Weg zu gehen, könnte einem das Herz erfüllen.

Übrigens gibt es von hier aus gar keinen anderen Weg — riesige, abbruchbereite Eisbastionen drohen rundum in der Höhe. Allein der Sporn ist lawinensicher. Auch den Platz für das Basislager haben wir sorgfältig ausgesucht. Und das ist gut so. Dann und wann fährt mit gewaltigem Donner eine Eislawine herunter in unseren Kessel und breitet ihren Staub kilometerweit über den Grund aus. Dann stürzt eine Welle von Kälte über das Lager, und es beginnt für einige Minuten zu schneien. Bei Nacht verbreiten die stürzenden Eismassen ein irisierendes Licht — elektrische Entladungen.

Aber unser Weg bis zum Sporn hinüber ist sicher. Herwig und ich gehen ihn zum erstenmal am 11. August. Wir wollen ein Stück des geplanten Weges erkunden, und wir haben Glück: der ins Auge gefaßte Durchschlupf in der ersten Felsbastion erweist sich als gangbar — eine steile Eisrinne von rechts her und eine Rippe. Das Gelände ist schwierig, und wir kommen gehörig ins Schnaufen. Uns fehlt die nötige Akklimatisierung. Auf 5300 Metern hinterlassen wir einen Steinmann und machen uns an den Abstieg. Bis 5500 Meter — bis zu den großen Felsschuppen, die wir schon von unten sahen, können wir den Weiterweg überblicken. Dort oben, zwischen zwei Türmen, ist ein schneerfüllter Einschnitt. Mit Pickel und Schaufel müßte sich an der Stelle ein Zeltplatz schaffen lassen. Für ein Zweimannzelt — für Herwig, Franz und mich. Der Franz ... wenn er nur schon da wäre! Eigentlich müßte er jetzt kommen, wenn alles glatt gegangen ist.

Auf dem Rückweg zum Basislager drehen wir uns immer wieder um. Und jedesmal werden wir mehr ernüchtert: wie winzig ist doch das Stück, das wir heute am Sporn hinaufgekommen sind! Um wieviel schwieriger ist es aber weiter oben! Wollen wir dort hinauf, müssen wir völlig akklimatisiert sein!

Deshalb schauen wir zunächst einmal die Gipfel der Ghul-Lasht-Zom-Gruppe an. Den einen, den 6611 Meter hohen Ghul-Lasht-Zom-Ost, sahen wir schon während der letzten Anmarschtage weißschimmernd über dem Talschluß stehen. Es muß eine Freude sein, ihn zu besteigen!

Vorsorglich haben wir noch vor dem Rückmarsch der Träger, am Beginn des Südarms des Tirichgletschers, den Grundstein für ein zweites Basislager gelegt — ein Depot. Von dort aus könnten wir nötigenfalls den „Tirich-Nord" von hinten angehen, außerdem haben wir die Ghul-Lasht-Zom-Gipfel unmittelbar vor uns. So brauchen wir nur einen einzigen, allerdings ziemlich harten Gepäckmarsch hinter uns zu bringen, um das Basislager II, ebenfalls 5000 Meter hoch, neben dem erwähnten Depot stehen zu haben.

Als wir im Abendlicht dem Depotplatz zustreben, hallen Rufe über den Gletscher. Welche Freude, Franz ist da! Er hat nicht viel Gepäck bei sich, ein Zelt, ein paar Kleinigkeiten. Zuletzt aber zieht er mit geheimnisvoller Miene etwas aus dem Rucksack — eine Riesenflasche Kognak!

Rasch stehen die Zelte, die Gipfel leuchten über uns, Franz erzählt von seinem Weg, und der Kognak schmeckt herrlich.

Die weißen Gipfel des Ghul Lasht Zom

Am 14. August steigen wir unterhalb des Ghul-Lasht-Zom-Ostgipfels den steilen westlichen Seitengletscher hinauf. Auf ca. 5500 Meter Höhe stellen wir auf einer Kuppe inmitten bizarrer Eisbrüche die schweren Lasten ab — Hochlager I am Ghul Lasht Zom. Schon am nächsten Tag schwärmen wir zu Erkundungen aus: oberhalb der Brüche öffnet sich ein weites Gletscherbecken. Franz und Tona ersteigen eine hübsche, ca. 5800 Meter hohe Aussichtskuppe am östlichen Rand. Welche Gipfelrunde! Vom Noshaq zum Istor-o-Nal und bis hinüber zum beherrschenden Tirich Mir. Tief drunten die breiten Eisströme des Tirichgletschers, dessen Arme sich in einer Art „Konkordiaplatz" vereinen. Die weißen Eiszacken, die geschwungenen Linien der hellen Granit- und der dunklen Schiefermoränen zeichnen ihre Ornamente, blaugrüne Gletscherseen leuchten herauf.

Wir aber wollen bald auf einem Gipfel stehen! Doch jetzt wird das Wetter schlecht. Es schneit Tag für Tag. Ich habe selten so viel und so tief gespurt wie hier, denn dieses Wetter bleibt uns während unseres ganzen Aufenthalts treu — mit Ausnahme einiger Glückstage. Ein Vorstoß zum Gipfel eines Sechstausenders südlich unseres Gletscherbeckens erstickt am 16. August buchstäblich im Tiefschnee. Ob die Südostrippe des Ghul-Lasht-Zom-Ost, wind- und sonnenexponiert, vielleicht besser zu begehen ist? Tatsächlich, am Abend des 18. August errichten Franz, Herwig und ich dort oben Hochlager II auf den letzten Felsen der Rippe (ca. 6300 m). Am nächsten Tag um die Mittagszeit stehen wir auf unserem ersten großen Gipfel, dem Ghul-Lasht-Zom-Ost, 6611 Meter hoch.

Ein Schneesturm hat unseren Blicken den Westgipfel entzogen, kurz nachdem wir ihn erstmals sahen. Ähnlich wie bei den Walliser Zwillingen sind auch hier die zwei Gipfel durch einen tiefen Sattel getrennt, dazwischen eine Schneide, scharf und wächtenbesetzt wie der Lyskammgrat. Aber der Westgipfel ist rund fünfzig Meter höher als der Ostgipfel, auf dem wir stehen — und natürlich wollen wir ihn ersteigen.

Leider hat Franz seine Steigeisen im Lager I gelassen, und so können am nächsten Tag nur zwei von uns hinüber. Da mir der Verzicht relativ leichtfällt, überlasse ich Franz meine Eisen und bin bei Einbruch der Dunkelheit nach sausender Hosenbodenabfahrt wieder unten im Lager I.

Am folgenden Morgen, es ist der 20. August, mache ich mich mit Tona und Aja du Din auf den Weg zu einem hübschen Sechstausender im Talschluß, einer Felspyramide, die wohl am besten über einen Eisgrat von rechts her erreichbar ist. Aja du Din begleitet uns bis zum Fuß einer Steilflanke, die zum Grat emporzieht. Es geht gar nicht so einfach, und oben auf dem Grat muß ich noch zwei Eishaken schlagen. Aber um 4 Uhr nachmittags betreten wir voll Freude unseren Gipfel.

Wenig später stehen, eingehüllt von Wolken und Schneestaub eines aufkommenden Sturms, Herwig und Franz auf dem 6665 Meter hohen Westgipfel des Ghul Lasht Zom, dem Hauptgipfel der ganzen Gruppe. Kurz vorher haben wir sie noch als winzige Pünktchen auf der Gratschneide entdeckt.

Wir sind hier ca. 6100 Meter hoch. Ein Sporn zieht zur Tiefe. Gut dreitausend Meter unter uns ist etwas Grün zu sehen: Felder und Bäche. Das ist das Arkarital. Darüber ein Meer von Fünftausendern. Im Osten der Tirichgletscher und seine Berge.

Immer wilder wird der Wind. Schneestaub nimmt uns die Sicht. Wir steigen ab.

Die Erkundung

Franz und Herwig sind gut zurückgekommen. Sie erzählen von dem abenteuerlichen Weg über den Wächtengrat, vom Biwak im Sattel. Ja, jetzt sind wir richtig in Form, jetzt können wir den „Tirich-Nord" angehen.

Eins aber interessiert uns sehr: Ist es möglich, von „hinten", d. h. durch ein westliches Seitental, auf diesen Gipfel zu steigen? Eigentlich würde es uns leid tun, wenn es dort irgendeinen leichten Aufstieg gäbe, denn wir haben uns alle schon in den Weg über den

herrlichen Sporn „verliebt". Andererseits hätten wir nichts dagegen, wenn es die Möglichkeit für einen leichteren Abstieg gäbe. Der Rückweg über den Sporn erscheint uns nicht begehrenswert.

Wieder zurück zum Basislager II brechen wir eines schönen Morgens auf, um den ganzen, wenigstens zehn Kilometer langen Südarm des Oberen Tirichgletschers auszugehen, dabei die Westseite des „Tirich-Nord" zu erkunden und Tonas geologische Aufzeichnungen zu vervollständigen. Vielleicht gelingt es uns sogar, bis hinter die sogenannten „Westgipfel" des Tirich Mir zu gelangen und einen Blick auf die andere Seite hinunter zu tun. Die Vorstellung, daß noch kein Mensch in diesem Winkel war, übt einen eigenartigen Reiz auf uns aus.

Während Tona, Herwig und ich uns auf den Weg machen, sind Franz und Aja du Din bereits mit Lasten zu unserem B I hinüber unterwegs. Wir müssen daran denken, unsere Zeit einzuteilen. Es ist bereits der 24. August.

Der Tag ist einer unserer schönsten. Die Sonne scheint. Wir wandern über einen sanften Gletscherboden hinauf inmitten einer großartigen Umgebung mit immer neuen Ausblikken. Wild sind die engen Seitentäler, die zur Nordgruppe emporziehen. Vielleicht gibt es von hier aus eine Anstiegsmöglichkeit auf den „Tirich-Nord", aber dieser Weg wäre auch schwierig und wegen der Eislawinen sehr gefährlich. Die rund 7500 Meter hohen Westgipfel des Tirich scheinen mir eine uneinnehmbare Festung zu sein. Auf jeden Fall versprechen sie harten Kampf.

Aber was noch faszinierender ist — wir entdecken es, während wir näherkommen: Wohl tausend Meter hoch greift hier in der prallen Westwand des Berges der Granit mit einem Netz von hundert Armen hinein in den schwarzen Schiefer, hat ihn zerstückelt, zerrissen, in schwimmende Stücke aufgelöst, ehe er erstarrte, eine Momentaufnahme, Millionen von Jahren alt und tausend Meter hoch. Wir kommen uns klein und sehr vergänglich vor. Tona photographiert. Sie hat schon drüben beim Basislager I einen solchen „Kontakt" entdeckt und untersucht, aber der hier ist einfach prachtvoll.

Weiter geht es. Wir sind über 6000 Meter hoch, tausend Meter höher als das Basislager. Das hatte niemand von uns erwartet. Vor uns ist ein regelmäßiger Pyramidengipfel aufgetaucht. Rechts davon eine Scharte, links ein Sattel. Hier ist das Südende des Gletschers. Ob Herwig und ich die Scharte noch erreichen können? Es ist schon Nachmittag. Die schöne Pyramide — auf der Karte mit P 6778 bezeichnet — wäre von hier eine Tagestour, hätte man ein Zelt dabei.

Der Schnee wird zum Bruchharsch. Die Scharte ist nah. Schon sind wir auf einer Wölbung des Gletschers gleichhoch wie sie — etwa 6150 Meter hoch. Aber bei diesen Schneeverhältnissen wäre es noch eine Stunde bis hinüber. Und schon stehen wir im Schatten der niedrigen Sechstausenderkette, die den Gletscher im Westen einrahmt. Wir müssen umdrehen. Ein Blick links hinüber zum Gletscherende: Dort steigt ein Gratrücken empor, steil, aber begehbar. Ist es ein Weg zu den Westgipfeln oder zum Tirich Mir selbst? Wir können es von hier aus nicht erkennen.

Bei Dunkelheit sind wir wieder im Basislager. Am nächsten Tag geht es hinüber zur Basis I, wo Franz schon auf uns wartet.

Zehn Tage auf dem Riesensporn

Das Wetter ist herrlich. Sicherlich beginnt jetzt die große Schönwetterperiode, das „Hindukuschwetter", das Freund Gruber in seinen Berichten so gepriesen hat. Es kann ja gar nicht anders sein. Schlecht war es jetzt lange genug.

Wir fühlen uns in bester Form. Eigentlich müßten wir den Aufstieg über den Sporn in fünf Tagen schaffen können. Zwei Zelte werden wir mitnehmen: eins für ein fixes Hochlager auf dem vorgesehenen Platz in halber Pfeilerhöhe bei den Felsschuppen, das andere für ein bewegliches „wanderndes Hochlager", mit dem wir uns über den oberen Pfeiler-

abschnitt hinaufarbeiten wollen, um es dann ein letztesmal auf der von hier gut sichtbaren Schneeterrasse am Beginn des zum Gipfel ziehenden weißen Gratrückens aufzustellen. Wenn wir einmal dort sind, ist der Gipfel unser, mag auch das letzte lange Stück noch recht mühsam werden.

Am 26. August steigen Herwig, Franz und ich — nachdem uns Aja du Din bis zum Einstieg begleitet hat — schwerbeladen die erste Felsbastion hinauf. Dort, wo Herwig und ich bei unserem Erkundungsvorstoß umkehrten, errichten wir auf einer kleinen Felsschulter ein Depot. Dann steigen wir wieder ab. Unten erwartet uns eine besondere Überraschung: Ein Freund von Aja du Din ist aufgetaucht, um einmal nachzuschauen, wie es uns geht. Er hat einen Korb voll frischer saftiger Äpfel mitgebracht — wir sind im siebenten Himmel!

Am nächsten Tag geht es endgültig los. Wir wollen bis zum Gipfel durchsteigen. Unser Proviant reicht nötigenfalls eine Woche. Es ist Nacht, als wir nach erheblichen Schwierigkeiten, zuletzt bei Kopflampenlicht kletternd, den vorgesehenen Lagerplatz erreichen. Ja, es stimmt, ein Zelt hat hier Platz. Aber erst nach mühsamem Pickeln ist es soweit, daß wir es aufstellen können. Kaum sind wir hineingekrochen, schlafen wir auch schon.

Das Tageslicht zeigt uns erst den abenteuerlichen Platz. Ich klettere auf eine riesige vorspringende Felskulisse. Aber auch von diesem luftigen Platz aus versperren mir Granittürme den Blick auf den Weiterweg. Von hoch oben schaut die „Rampe" herunter. Die Türme müssen wir umgehen. Eins ist klar: Um von der Höhe des dann folgenden senkrechten Aufschwungs zum Zeltplatz zurückzukommen, muß man sich abseilen. Am Nachmittag hole ich mit Herwig vom Depotplatz, der etwa zweihundert Meter tiefer ist, das restliche Material herauf. Laut Höhenmesser sind wir hier oben auf 5500 Meter. Wo mag wohl der nächste Lagerplatz sein? Der nächste Tag wird es zeigen. Wir kommen nur knapp 200 Meter höher. Einige heikle Seillängen über Fels, Blankeis und Pulverschnee bringen uns auf einen Schneegrat. Wir atmen auf, aber schon das Herankommen an den nächsten Felsaufschwung — wir nennen ihn die „zweite Stufe" — wird ein Problem. Pulverschnee bis zum Bauch — es ist kein Höherkommen möglich! Endlich ist ein Felskopf erreicht. Ein fixes Seil wird angebracht. Zwei haben wir für solche Zwecke. Eine schwache Seillänge höher stecken wir alles mitgebrachte Material in einen Sack und versorgen ihn gut in einer Nische. Dann nichts wie 'runter, es ist höchste Zeit. Als die Dunkelheit hereinbricht, gleiten wir die letzten vierzig Meter am Seil zu unserm Zelt hinab.

Am nächsten Tag bringe ich mit Franz weiteres Material zum neuen Depotplatz. Diesmal geht es wesentlich rascher als beim erstenmal. Aber als wir am Depotplatz ankommen, sind wir laut Höhenmesser immer noch gleichhoch wie unser Lagerplatz, von dem wir aufgebrochen sind ... Wir wissen nicht mehr, was wir vom Höhenmesser und vom Wetter halten sollen.

Über eine schwierige Platte bewältigen wir nun vollends die „zweite Stufe", hängen das zweite fixe Seil hinein und betreten gleich darauf gespannt die folgende schmale Schneeschulter. Da, direkt über uns, das ist die „Rampe", der einzige Durchschlupf durch die braunroten kompakten Felsen des Pfeilers, der hier eine massige Bastion bildet — wie zugehauen mit den groben Schlägen eines Riesenbeils.

Es wird gehen, aber es wird schwierig sein. Hier — rechts der Schulter, auf einem kleinen „Seitenbalkon", hätte ein Zelt Platz!

Wir müssen hinunter, es ist schon wieder höchste Zeit!

Das Zelt steht. An einem fürchterlichen Tag, voll Schneesturm und Kälte, haben wir uns zu dritt da heraufgekämpft. Unsinnig, bei solchem Wetter zu gehen — noch unsinniger zu warten, bis Sturm und Schnee alle Arbeit der letzten Tage zunichte machen. Es war ein wilder Tag. Lawinen zischten leise hundert Meter neben uns die Flanke hinab, ehe ihr Donner den weiten Kessel in der Tiefe erfüllte. Auf dem Sporn waren wir sicher, das wußten wir, und doch wurde uns der Weg an diesem Tag unheimlich. Es war gut, daß

wir ihn schon einmal gegangen waren. Nun sind wir hier, und das Wetter ist wieder besser.

Wie ein Bootssteg vom Land hinaus über den See ragt, so springt unser „Balkon" vor, hinaus über die Tiefe; er bricht sowohl nach der Berg- als auch nach der Talseite senkrecht ab, und wir betreten ihn — wie man eben einen Bootssteg betritt. Darauf steht der Länge nach unser Zelt. Wir haben es gut verankert. Rote Fähnchen einen bis zwei Meter vor dem Eingang warnen, daß man hier nicht weitergehen darf. Nahe der äußeren Kante liegen, ebenfalls angehängt, die Säcke.

Wir sind nur mit leichtem Gepäck losgegangen, gestern, am 1. September, als es galt, die „Rampe" zu bewältigen. Viel Pulverschnee, Blankeis, der Fels ... alles in allem wohl Schwierigkeitsgrad IV. Jetzt hängen unsere beiden fixen Seile dort — wir haben sie vorher an der „zweiten Stufe" abmontiert. Hinunter müssen wir jetzt ohnehin nicht, in L 1 liegt nur noch ein bißchen Rückzugsproviant. Mit der Verpflegung müssen wir allerdings ziemlich haushalten. Das Wetter und die Verhältnisse haben alles erschwert und verzögert. — Ob wir morgen den Pfeiler schaffen? Ob wir bis auf die Eisterrasse kommen?

Am Abend blinkt, wie jeden Tag um neun Uhr, ein kleines Licht aus der Tiefe herauf — von dort, wo unser Basislager steht. Es ist Tona. Ich blicke hinunter. Ja, es geht alles gut. Wir hoffen es!

Die Sonne strahlt. Die fixen Seile helfen uns weiter. Rasch kommen wir über die Rampe höher. Weit unten ein rotes Dreieck zwischen den Felsschuppen: Lager I. An dem Sechstausender gegenüber dröhnt wieder einmal eine Eislawine. Wir kommen in eine Nische und rasten. Schmelzwasser gluckst hier. Ein köstlicher Ruheplatz in der Sonne.

Dann geht es hinein in das lange Couloir; es wird uns gut auf den Pfeilerkopf bringen. So umgehen wir den nicht kletterbaren senkrechten „Plattenturm" der Pfeilerkante, der uns schon vom Basislager aus unmöglich zu sein schien.

Der Couloir. Wolken, die aufziehen. Es schneit schon wieder. Der Couloir wird immer schwieriger. Und wir sind schwer bepackt. Herwig ist voraus. Er rauft ein Seillänge weiter oben um ein paar Meter, schlägt Haken, noch einen. Das Warten im Schneetreiben ist scheußlich. Das Klettern auch.

Nach Stunden sind wir drei Seillängen weiter oben, und es wird dunkel. Das da unten waren die schlimmsten Meter. Ein guter Vierer, noch dazu unter den Begleitumständen und in fast 6000 Meter Höhe. Wir haben genug für heute.

Da stehen wir nun hintereinander auf einem schmalen Schneegrat, es ist finster — und keine Möglichkeit, das Zelt aufzustellen. In die Flanke hinunterlassen? — Unter uns ist ein Felsen, an dem man sich anhängen kann! Unter dem Felsen ist ein Loch, nicht groß genug für das Zelt, aber für die Rucksäcke; und wir können uns hinhocken.

Aber wir wollen mehr. Unsere aufschraubbare Alu-Schaufel hat selten so gute Dienste geleistet wie jetzt. Wir pickeln und schaufeln wie wild. Manchmal hält einer erschöpft inne, und der andere macht weiter. Um Mitternacht ist es so weit, daß das Zelt gerade in die Höhle paßt. Eisschrauben halten es. Wir kriechen hinein, angeseilt und am Fels selbstgesichert. Schließlich vergißt sogar der Außenmann, daß nur das Zelttuch ihn vor dem Verlust des Kopfkissens bewahrt. Wir schlafen tief und lang. Der Pfeiler liegt unter uns.

Die Sonne weckt uns, aber wir lassen uns Zeit. Das Frühstück ist kärglich genug: ein Napf voll Porridge für uns drei. Wie werden wir essen, wenn wir erst wieder unten sind! Wir beginnen mit dem Aufstehen, einer nach dem andern — nur so ist es möglich in unserem Zweimannzelt. Wir bewegen uns langsam, jeder Handgriff kostet einen Entschluß. Der Ausstieg aus dem Zelt in die Flanke macht uns munter. Wir lachen über die abenteuerliche Schlafstätte. Über uns gleißt hell ein Schneehaupt; von links zieht ein Grat zu ihm empor; von rechts — da werden wir heute hochsteigen: ein scharfer Schneegrat, ein Turm, ein steiler Schlußhang. Dort oben muß es dann leichter werden. Wir werden den Gipfel sehen können, und zur Terrasse kann es dann nicht mehr weit sein, wo wir das Zelt zum letzten Male aufstellen wollen.

Wir gehen den ganzen Tag. Manchmal ist es noch schwierig. Immer wieder tiefer Pulverschnee. Gegen Abend sind wir auf der Terrasse. Über uns, weit oben, die Wächtenschneide des Gipfels. Das Basislager ist ein winziger Farbtupfen in der Moränenlandschaft tief unten. Wir sind 6200 Meter hoch. Morgen müssen wir den Gipfel erreichen. Unser Proviant geht zur Neige.

Der 4. September wird ein herrlicher Tag. Wir brechen früh auf. Schritt für Schritt trotzen wir dem tiefen Pulverschnee ab. Es wird ein Weg voll unsagbarer Mühe.

Dabei gibt es kaum technische Schwierigkeiten: nur einmal eine Randkluft, darüber eine Blankeisplatte. Ein Eishaken und ein paar Stufen helfen uns darüber hinweg. Dann wieder Pulverschnee. Die Stunden verrinnen.

Der Blick weitet sich; neue Gipfel tauchen auf; alte sinken tiefer oder wachsen zu voller Größe empor. Das Gelände wird steiler. Über uns der geschwungene Saum der Gipfelwächte. Langsam kommen wir ihr näher. Unser Berg ist jetzt ganz weiß; man sieht keinen Fels mehr.

Der letzte Steilaufschwung ist noch einige Hundert Meter hoch. Er sieht abgeblasen aus. Hier wird der Schnee hart oder doch wenigstens weniger tief sein. Wir setzen uns zu einer Rast, kochen Tee, teilen die Büchse mit den Nüssen. Es ist köstlich, den Hunger zu stillen. Da draußen der Ghul Lasht Zom. Dominierend steht er da. Ich werde die Filmkamera doch bis auf den Gipfel mitnehmen.

Weiter! Jetzt geht Franz voraus.

Wir stützen uns auf die Stöcke und geben bei jedem Schritt acht, denn unter dem Pulverschnee ist jetzt öfter hartes, blankes Eis.

Die Wächte ist wie eine große Sichel. Und der Wind taucht uns immer wieder in leuchtende Wolken von Schneestaub. Franz geht an einer schmalen Stelle die Wächte an. Sie ist hier nicht schwierig zu überwinden. Während er im Schatten höher steigt, entfacht der Wind auf dem Saum des Gipfels über ihm einen Tanz aus Licht und Schneestaub. Es ist fast geisterhaft: flirrende Wellen steigen in rasender Folge empor, hier und dort, überall, weit über uns hinaus, wie Flammen, wie das letzte Feuer über dem unerstiegenen Gipfel.

Franz taucht in die Sonne. Da ist es vorbei.

Wir stehen alle oben und umarmen uns. Es ist geschafft.

Das war etwa um 16 Uhr am 4. September letzten Jahres. Was wir noch getan haben? Was man immer tut: photographieren, Wimpel hissen, die großen Berge in der Runde anschauen, den Tirich Mir, den Istor-o-Nal, den Noshaq und das Meer der anderen Gipfel. Wir haben gelacht und gesprochen und gelacht, immer wieder, daß wir jetzt hier oben sind und daß alles gut gegangen ist. Erst bei Dunkelheit, im Lichte der Kopflampen, erreichten wir unser Zelt und zwei Tage später, nach zahllosen Abseilfahrten, das Basislager, wo Tona, Aja du Din und die ganze Trägerschar uns entgegenkamen. Sie begrüßten uns so, als wären wir aus dem Weltraum zurückgekommen. Das waren wir zwar nicht — aber die Erde war uns fürs erste doch wieder sehr lieb.

Inzwischen sind wir alle wieder daheim und gehen zur täglichen Arbeit. Wenn ich am Morgen in die polierten „Stadtschuhe" schlüpfe, denke ich an Adja Chan, der jetzt in meine Pelzstiefel steigt, die ich ihm beim Abschied schenkte; er geht hinaus in die grimmige Winterkälte des Tirich Gol und plaudert vielleicht mit Aja du Din, der gerade loszieht, um einen Steinbock zu erlegen. Ich gehe zum Bus.

An der Universität Mailand bestimmt man nun das Alter eines Granitblocks und fertigt Dünnschliffe.

Ja, und in einem St. Pöltner Hinterhof steht einsam ein Kaffeelieferwagen, rostet und philosophiert über das Alter. Niemand stört ihn in seiner Ruhe, und es besteht auch keine Gefahr, daß sich dies bald ändert — er ist noch immer unverkauft.

Anschrift des Verfassers: Kurt Diemberger, A-5020 Salzburg, Rudolfskai 48.

Deutsche Chitral-Expedition 1965

STEFAN RAUSCH

Juni 1965. Die politische Lage auf dem indischen Subkontinent verschärft sich von Tag zu Tag. Wird unsere geplante Expedition infolge der indisch-pakistanischen Streitigkeiten undurchführbar sein? Das Gebiet von Chitral liegt nahe der umstrittenen Kaschmirgrenze. Über den Ernst der Lage sind wir uns im klaren, aber die Sehnsucht nach der fremden Bergwelt Asiens ist schließlich stärker als alle Bedenken. Die mehr als einjährige Vorbereitungsarbeit soll nicht umsonst gewesen sein. So starten am 5. Juni 1965:

Franz Grundner aus Tacherting, Kupferschmied, 23 Jahre; *Wolfgang Haase* aus Neu-Esting b. München, kaufm. Angest., 21 Jahre; *Eugen Näf* aus St. Margarethen, Laborant, 22 Jahre; *Stefan Rausch* aus Trostberg/Alz, Betriebselektriker, 38 Jahre. Die 9000 Kilometer lange Anreise erfolgt auf dem Landweg. Ein Kleinlastwagen ist unser Expeditionsfahrzeug. Bis kurz vor Belgrad begleitet uns strömender Regen. Nur kurz ist der Aufenthalt in der Hauptstadt Jugoslawiens. In sternklarer Nacht fahren wir durch Sofia. Glühende Hitze herrscht an der bulgarisch-türkischen Grenze. Schnell sind die nötigen Paßformalitäten erledigt, und unser Fahrzeug rollt weiter bis nach Edirne. In dieser nur wenige Kilometer von der Grenze entfernten Stadt fühlen wir uns schon richtig im Orient. Verschleierte Frauen, Bettler, Bazare und Moscheen geben der alten Stadt das Gepräge. Wir verlassen Edirne und fahren über baumloses, hügeliges Land zum Marmarameer. Zwei Stunden nehmen wir uns Zeit zum Baden, dann geht es Istanbul entgegen. Die Millionenstadt am Bosporus beeindruckt uns sehr. Ein Fährschiff bringt uns in einer Viertelstunde über den Bosporus, und wir betreten asiatischen Boden. Bis Izmir führt die Straße immer in Küstennähe, dann geht es ins anatolische Hochland hinein zur Landeshauptstadt Ankara. Zwischen Ankara und Aksaray fahren wir an einer riesigen Salzwüste entlang. Schlechte Straßen und endlos erscheinende Pässe bringen uns am 7. Fahrtag zur iranischen Grenze. Im Norden sehen wir den schneebedeckten, über 5000 Meter hohen Ararat, Grenzberg zwischen der Türkei und der Sowjetunion. Und nun tritt ein, was wir nicht mehr für möglich hielten: die Straßen werden noch um einiges schlechter. Vom roten Lack unseres Wagens ist nicht mehr viel zu sehen, denn eine dicke Staubschicht bedeckt das ganze Fahrzeug. Bei 45 Grad im Schatten flimmert die Luft, stöhnen die Autofedern und knirschen die Gänge. Kaum daß die Tachometernadel einmal über 30 Stundenkilometer ausschlägt. Im Steppengebiet durchfahren wir armselige Siedlungen. Die fensterlosen Hütten sind aus Eseldung, Kamelmist und Lehm gebaut. Während der stickigen Mittagshitze sieht man kaum Menschen auf den Straßen. Kurz vor Teheran übernachten wir auf freiem Felde. Ein Bauer, bewaffnet mit einem Beil, will uns vertreiben. Er macht die Gebärde des Halsabschneidens, was uns jedoch nicht erschüttern kann. Wir sind einfach zu müde, um eine neue Lagermöglichkeit zu suchen. Es ist erst die zweite Nacht, die wir nicht durchfahren. Nach kurzem Aufenthalt in Teheran geht es weiter über einen 3000 Meter hohen Paß hinab zum Kaspischen Meer. Um 19 Uhr stürzen wir uns bei Chalus in die salzigen Fluten und kühlen uns ab. Am 15. Juni abends schlafen wir auf dem Boden der Grenz-

station. Wir wollen wieder die Nacht durchfahren, werden aber nicht mehr abgefertigt. Um 7 Uhr des nächsten Tages sind wir reisefertig, allein die Grenzer und Zöllner lassen sich Zeit. Endlich, um 11 Uhr, können wir losfahren.

Eineinhalb Wochen sind wir jetzt unterwegs, und jeder Tag schenkt uns neue Eindrücke und Erlebnisse. In Herat bestaunen wir alte, 60 Meter hohe Tempelsäulen, die mit unzähligen blauen Mosaiksteinen verziert sind. Hier treffen wir vier junge Leute aus Speyer. Sie sind mit ihrem Kombiwagen unterwegs nach Indien. Mit einigen Dosen Bier, die erst in einem Bewässerungsgraben gekühlt werden, feiern wir diese Begegnung. Gemeinsam setzen wir die Reise fort. Doch abends trennen sich unsere Wege. Die Indienfahrer schlagen ihre Zelte auf, während wir die ganze Nacht am Rande der „Pusht-i-Rud", der Wüste des Todes, entlangfahren. Wir sind im Reich der Sanddünen, wo langbeinige Spinnen, schwarze Skorpione, Sandhasen, Schlangen und Hyänen ihr Leben fristen. Es weht der „Schemal", der alles verbrennende Glutwind. Von nächtlicher Abkühlung kann keine Rede sein. Das Führerhaus ist zur Sauna geworden. Schweiß rinnt in Strömen. Viel Aufmerksamkeit und gute Nerven sind bei diesen Nachtfahrten erforderlich, denn die entgegenkommenden Fahrzeuge haben kein Abblendlicht. Mit dem Fernlicht kommen sie bis auf hundert Meter heran, um es dann abzuschalten. Im Finstern fahren sie weiter, und in etwa 10 bis 20 Meter Entfernung wird dann das Fernlicht wieder eingeschaltet. Geblendet durch das plötzliche grelle Licht hat man größte Mühe, den Wagen auf der Straße zu halten. Eine lange Staubfahne zieht hinter jedem Lastwagen her und verschlechtert die Sicht nur noch mehr. In Afghanistan gibt es keine Eisenbahn, infolgedessen wickelt sich der gesamte Güterverkehr auf den wenigen Fernstraßen ab. So fahren wir von Staubwolke zu Staubwolke 350 Kilometer weit in der heißesten Nacht unseres Lebens. Gespenstisch tauchen hin und wieder alte Lehmburgen und Wehrtürme auf. Hier, an der jahrtausendealten Handelsstraße zwischen China und Europa, spielten sich immer wieder blutige Schlachten ab. Kurz vor Kandahar springen wir im Morgengrauen in einen verhältnismäßig kühlen Fluß. Viele solcher Wasserläufe kommen vom Gebirge im Norden, ohne jedoch jemals das Meer zu erreichen. Sie versickern oder verdunsten in der unendlichen Weite der Wüste. Am Spätnachmittag des 12. Fahrtages wird die Landeshauptstadt Kabul erreicht. 8000 Kilometer Fahrt liegen nun hinter uns. Außer kleineren Reparaturen, die wir meist selbst durchführen konnten, verlief die Fahrt ziemlich reibungslos. Doch jetzt will der Wagen nicht mehr mitmachen. Schlechtes russisches Dieselöl, teilweise unvorstellbare Straßenverhältnisse sowie große Hitze und Staubeinwirkungen sind nicht spurlos am Motor vorübergegangen. In Kabul versuchen wir es noch mit einer größeren Reparatur. Man macht uns auf eine Wartezeit von 10 Tagen aufmerksam. Doch sofort machen sich mehrere Afghanen an unserem Wagen zu schaffen, als wir dem Chef der Werkstätte als Schmiermittel eine Flasche Kognak überreichen. Darauf angesprochen, daß er als Muselmane keinen Alkohol trinken darf, blinzelt er spitzbübisch und sagt etwas von dicken Vorhängen, durch die Allah nicht sehen könne. Lager werden gewechselt und die Kurbelwelle ausgeschliffen. Wir sind inzwischen bei einer aus München stammenden Familie, die schon jahrelang in Kabul ansässig ist, aufs beste untergebracht.

Nach vier Tagen ist unser Wagen wieder fahrbereit. Wir hoffen, unser Expeditionsgebiet ohne weitere Zwischenfälle zu erreichen. Doch nach 90 Kilometer Fahrt auf staubiger Paßstraße bleibt der Wagen nach einem dumpfen Knall stehen. Wir stellen denselben Motorschaden fest, der erst behoben wurde. Jetzt gibt es allerdings weit und breit keine Werkstätte. Nur eine große Baustelle ist in der Nähe. Von ihr eilt ein sehr hilfsbereiter russischer Ingenieur herbei und versucht zu reparieren, sieht aber bald die völlige Aussichtslosigkeit ein. So fährt er Wolfgang und mich mit seinem Jeep nach dem 50 Kilometer entfernten Sarobi zurück, wo wir einen Lastwagen organisieren, der uns über den Kyberpaß nach Peshawar in Pakistan abschleppt. In der Hoffnung, daß hier besser gearbeitet wird, geben wir das Fahrzeug erneut in eine Werkstätte. Die

Leute haben jetzt wochenlang Zeit, bis wir vom Gebirge zurückkommen. So müßte es eigentlich klappen.

Um nach Chitral zu gelangen, beginnt ein Verhandeln mit allen möglichen pakistanischen Behörden. Doch vergebens! Die turbulenten Verhältnisse an der Kaschmirgrenze werden uns zum Verhängnis. Wir sind ausgezogen, um bergsteigerische Aufgaben zu bewältigen, und jetzt soll unser Vorhaben an politischen Barrieren scheitern! Unsere Enttäuschung ist groß. Als Ausweichziel bietet sich zum Glück das Berggebiet von Swat an, dessen bergsteigerische Erschließung erst während der letzten 15 Jahre durch eine beschränkte Anzahl von Expeditionen erfolgte, da man früher keine Europäer im Swat duldete. Hauptsächlich Engländer und Italiener bestiegen die Gipfel. Leider stehen uns von ihren Unternehmungen keinerlei Unterlagen zur Verfügung. Ehe wir abfahren, treffen wir wieder die jungen Weltenbummler aus Speyer. Sie wollen uns gerne bis zum ersten Basislager begleiten, ehe sie nach Indien weiterreisen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden. Ein gecharterter Lastwagen bringt uns in das Fürstentum im Norden Pakistans. Hinter Malakand ist die Ebene zu Ende, und die Straße windet sich in das fruchtbare und blühende Swattal. Wir sehen endlich wieder Wälder, saftige Wiesen und schneebedeckte Berge. Unsere Stimmung ist großartig. Nur mit Muhamed, unserem Lastwagenfahrer, sind wir nicht zufrieden, der in halsbrecherischer Fahrt die unübersichtlichen Kurven nimmt, um dann im nächsten Teehaus um so ausgiebiger zu rasten. Unser Schimpfen hilft nichts, denn sicher denkt er, Allah paßt schon auf. In Saidu-Sharif, der Hauptstadt des 600.000 Einwohner zählenden Staates, sprechen wir beim Chief-Sekretary, dem Regierungsbevollmächtigten, vor. Er zeigt viel Verständnis für uns und stellt ein Empfehlungsschreiben für die zu erwartenden Polizeikontrollen aus. Weiter geht die Fahrt. Bald wird die Fahrbahn schmäler, steiler und kurvenreicher. Sie ist teilweise über hundert Meter hoch über dem wildschäumenden Swatfluß in den Felsen gesprengt. Jetzt ist Muhamed so richtig in seinem Element. Gnadenlos sind wir seiner Fahrkunst ausgeliefert. Wir kommen nach Kalam, dem Talort für Bergtouren in den Mankial Peaks, deren höchste Spitzen sich weit über 5000 Meter erheben. Wir sind sehr beeindruckt von der Ortschaft, die inmitten einer großartigen Bergwelt hundert Meter über dem Zusammenfluß der tosenden, ungebändigten Flüsse Swat und Ushu liegt. In einem staatlichen Rasthaus finden wir billiges Quartier. Mit Franzl erkunde ich den Anmarschweg zu den ersten Zielen. Wir kommen dabei bis auf eine Höhe von 3600 Meter. Beim nächtlichen Abstieg verfolgen uns einige halbwilde Schäferhunde. Nur durch Blenden mit der Taschenlampe und gutgezielte Steinwürfe können wir uns ihrer Angriffe erwehren. Der nächste Tag beschäftigt uns mit der Aufteilung des Gepäcks in möglichst gleichschwere Trägerlasten. Ohne besondere Schwierigkeit finden sich genügend Kulis ein. Mit dem Polizeichef des Ortes wird der Trägerlohn ausgehandelt, eine feierliche und langwierige Prozedur. Endlich kommt der Morgen, an dem wir mit 30 Trägern aufsteigen, den Fünftausendern entgegen. Ein dürftiger Pfad windet sich an einem steilen, bewaldeten Hang empor. Breitästige, hochgewachsene Kiefern spenden Schatten. Unsere Träger, alles verwegen aussehende Gesellen, teilweise mit Gewehren bewaffnet, rasten öfter, als uns lieb ist. Wir müssen sie leider immer antreiben. Am zweiten Tag erreichen wir in 3150 Meter Höhe einen günstigen Platz für das Basislager. Ein kleiner Bach ist in der Nähe und spendet frisches, klares Wasser. Die mächtigen Erhebungen der Mankial Peaks umrahmen das Lager im Norden, Osten und Süden. Die Träger werden entlohnt und zurückgeschickt. Als Hochträger sind sie nicht zu gebrauchen, das Gelände wäre für sie zu schwierig. Auch für uns wird es nicht leicht sein, eine gangbare Route durch die zerrissenen Felszonen und die steilen Eisfelder zu finden. Die ersten Tage haben wir Pech mit dem Wetter. Jeden Nachmittag streichen Gewitter, typische Ausläufer des Monsuns, über unser Gebiet hinweg. Erste Besteigungsversuche auf den nordöstlichen Vorgipfel des Mankial Peak enden mit Biwak und Abstieg im Schneesturm. Franzl und ich erreichen tropfnaß das Lager. Eugen und Wolfgang, die sich am The Lip

versuchen, geben Leuchtsignale, daß bei ihnen alles in Ordnung ist und daß sie biwakieren. Wir anderen liegen in den Zelten, als deutlich das Geräusch von scheuerndem Metall auf Stein zu hören ist. Alarm! Im nahegelegenen Bach haben wir einige Aluminiumkisten mit Lebensmitteln gelagert. Eine davon ist verschwunden. Wir schießen Leuchtraketen, die eigentlich nur als Signalzeichen zwischen den Seilschaften gedacht sind, und die Kameraden aus Speyer, reichlich mit Schußwaffen versehen, knallen in der Gegend herum. Hoffentlich ist dadurch den Räubern der Appetit auf unsere Vorräte vergangen. Die Alukiste finden wir schließlich in 120 Meter Entfernung. Wolfgang und Eugen kommen am nächsten Tag zurück. Letzterer hat sich im hochgelegenen Biwak erkältet. So kann er nicht mitmachen, als wir nach zwei Tagen bei einer leichten Wetterbesserung den nordöstlichen Vorgipfel des Mankial Peak erneut versuchen. Beim Morgengrauen brechen wir auf. Schnell kommen wir voran, denn die Hälfte des Anstieges wurde schon vorher erkundet. Steile Schneefelder und schlecht geschichtete Felspartien vermitteln den Aufstieg. Dann ist die Umkehrstelle des ersten Versuches erreicht. Die hinterlegte Ausrüstung wird in unsere Rucksäcke verstaut. Nach einer kleinen Stärkung setzen wir die Kletterei fort. Einige sehr luftige Stellen müssen überwunden werden. Besondere Vorsicht erfordert ein schmales, brüchiges Band, das in eine Eisrinne leitet. Für den Weiterweg sind Steigeisen und Eisbeile unentbehrlich. 600 Meter arbeiten wir uns in der Rinne empor. Eine kurze vereiste Felsstufe erfordert ganzen Einsatz. Ohne Handschuhe mühe ich mich am kleinsplittrigen Fels ab. Die Finger sind steif vor Kälte. Ich fürchte schon, daß sie den Dienst versagen, da liegt der Felsriegel unter mir, und die Handschuhe können wieder benützt werden. Ganz im Banne der Kletterei, haben wir den dunklen, drohenden Wolken keine Beachtung geschenkt. Naßkalte Nebelfetzen ziehen auf, und erste Schneeflocken fallen. Jetzt umkehren? Der Gipfel muß bald erreicht sein. Aus der Rinne führt eine Schneeflanke nach Osten zum Gipfelgrat. Lange zieht sich der eisgepanzerte Felsgrat noch hin. Am Spätnachmittag stehen wir auf dem höchsten Punkt. Leider haben wir keine Sicht. Verschwommen tauchen für kurze Zeit die nächstgelegenen Spitzen aus der dichten Nebelmasse. Einige Aufnahmen werden gemacht, dann hält es uns nicht mehr länger. Im Westen entladen sich die ersten Blitze, und auch bei uns ist die Luft spannungsgeladen. Ein richtiges Hochgewitter hat sich zusammengebraut. Wir hatten eine andere Vorstellung von der ersten Gipfelrast. Unser Aufbruch sieht beinahe nach Flucht aus. Auf dem ungeschützten Grat treibt der Sturm ein grausames Spiel mit uns. Feine Eisnadeln peitscht er uns ins Gesicht, und schneidende Kälte läßt uns absteigen, so schnell es die Sicherheit erlaubt. Pulverschnee rieselt in kleinen Lawinen zu Tal. Die Müdigkeit einer langen, anstrengenden Tour ist in mir. Am liebsten würde ich nach einem Biwakplatz Ausschau halten. Doch unten ist das Lager mit seiner Geborgenheit. Stumpfsinnig kletterten wir tiefer. Längst schneit es wie im tiefen Winter. Nur an den schwierigsten Stellen wird gesichert. Müde, hungrig und völlig durchnäßt erreichen wir in der Dunkelheit die Zelte. Daß wir trotzdem zufrieden und glücklich sind, wird wohl nur derjenige verstehen, der selbst ein Herz für die Berge hat. Die nächsten Tage hält das wechselhafte Wetter an. Einmal bekommen wir Besuch. Es sind Hirten, die uns ein Zicklein anbieten. Am Abend dreht sich der Spieß am Lagerfeuer, und wir feiern unseren ersten Gipfel.

Der nächste Tag sieht Franzl und mich wieder auf Erkundung losziehen. Wir suchen einen günstigen Platz für ein Hochlager, von dem aus der Mustagh, einer der höchsten Gipfel der Gruppe, zu machen ist. Über einen langen Gletscher steigen wir auf. Bei einer Felsinsel finden wir in 4000 Meter Höhe eine ungeahnte Fülle der schönsten Bergblumen. 200 Meter höher, in einem Gletscherbecken, soll der geplante Stützpunkt entstehen. An einem wunderbaren Morgen schleppen wir vier Bergsteiger schwere Lasten hinauf, während die Freunde aus Speyer das Hauptlager bewachen. Wir kommen in die brütende Mittagshitze. Kein Windhauch bringt Erleichterung. Die gewaltigen Temperaturunterschiede machen uns schwer zu schaffen. Tagsüber bis zu 40 Grad Wärme, und während

der Nacht Minusgrade, das stellt große Anforderungen an die Gesundheit. Erst im Inneren der Zelte finden wir Schatten. In aller Frühe wird es dann lebendig im Lager. Bald überschreiten wir den Bergschrund und steigen die 250 Meter hohe, etwa 50 Grad steile Eisflanke empor. Schwere Eisarbeit und die gewichtigen Rucksäcke lassen uns die Kälte schnell vergessen. Nach Überwindung der Flanke tut sich eine neue Welt vor uns auf. Von einem großen Gletscherbecken aus ist die Sicht frei zum Swat-Breithorn und unzähligen Bergen in Richtung Industal. Selbst die entferntesten Eisriesen heben sich deutlich vom tiefblauen Himmel ab. Unser Ziel, der Mustagh, steht als gewaltige Felspyramide vor uns. Als leichtester Anstieg bietet sich der Südwestgrat an, der allerdings schon erstiegen ist. Wir wollen jedoch eine neue Route eröffnen, weshalb wir eine lange Querung hinüber zum Nordwestgrat machen. Schwierige, vereiste Felsen verteidigen nun den Gipfel, doch wir kommen Seillänge um Seillänge höher. Um 13 Uhr stehen wir schließlich oben. Das Wetter könnte nicht schöner sein, und die Sicht ist herrlich. Wir genießen die Gipfelstunde ausgiebig. Panoramaaufnahmen sowie Kammverlaufskizzen werden gemacht, dann steigen wir auf der Route der Erstbegeher ab, die zum Glück leichter ist als unser Aufstieg. So erreichen wir mit dem letzten Tageslicht das Hochlager. Viele Gipfel im Umkreis würden uns noch reizen, wir wollen jedoch zum Falak-Sar, jener wunderbaren Eispyramide im Norden, die mit 5918 Meter der höchste Berg im Swat ist.

Die Lager werden geräumt, und wir ziehen mit Trägern in das etwa 30 Kilometer entfernte Gebiet des Falak-Sar an der Kaschmirgrenze. In der Ortschaft Ushu werden neue Träger angeworben. Der Polizeichef führt die Verhandlungen. Er weiß sehr gut über die Tätigkeit früherer Expeditionen Bescheid und versichert, daß der Falak-Sar zwar mehrmals versucht, aber noch nicht bestiegen wurde. Lange streiten die Träger um vermeintlich geringere Lasten. Erst als ich einen heimzuschicken drohe, kommt der bunte Haufen in Schwung. Wir lernen die bezaubernde Schönheit eines Tales kennen, das alles bisher Geschaute an landschaftlicher Großartigkeit übertrifft. Am Fuße wilder, zerrissener Felsburgen und hoher, schneebedeckter Gipfel führt unser Pfad immer am schimmernden Band des Ushu entlang nach Norden. Von silberglänzenden Gletschern stürzen Schmelzwasserbäche herab und vereinigen sich mit dem Fluß. Das ganze Tal ist noch in seinem herrlichen, ursprünglichen Zustand, doch soll es in nicht allzu ferner Zeit durch den Bau einer Fahrstraße für den Tourismus erschlossen werden. Immer mehr wohlhabende Pakistanis zieht es im Sommer aus der Bruthitze des Flachlandes nach dem Norden des Landes in die kühlere, klare Gebirgsluft. An sonnigen Hängen entlang führt unser Weg. Eichhörnchen turnen auf uralten Nadelbäumen, und am wolkenlosen Himmel ziehen Raubvögel mit lautlosem Flügelschlag ihre Kreise. Häufig rasten die Träger, doch wir haben uns längst an die Gangart der Asiaten gewöhnt, die nach dem Sprichwort leben: „Die Eile hat der Teufel erfunden." Hin und wieder kommen wir an niederen aus Holz gebauten Hütten vorbei. Auf den flachen Dächern stehen schwarzgekleidete Frauen und Kinder und starren auf unsere seltsame Kolonne. Doch bald fehlt auch die kleinste menschliche Ansiedlung. Nur der reißende Ushu mit seinen Wassermassen ist unser ständiger Begleiter. Häufig verändert er seine Farbe. Einmal schäumend weiß bei starkem Gefälle, smaragdgrün in ruhigeren Abschnitten, und manchmal tiefblau, wenn sich der wolkenlose Himmel darin spiegelt. Am zweiten Tag ändert sich die Marschrichtung. Wir verlassen das Ushutal und folgen einem dürftigen Pfad nach Osten. Über steile, bewaldete Hänge geht es empor. Plötzlich sehen wir nach einer Steilstufe den Falak-Sar. Der Berg zieht uns sofort in seinen Bann. Wie ein Riesenkeil ragt er in den klaren Himmel. Steil und abweisend sind seine fast ebenmäßigen Flanken. Allmählich ändert sich das Landschaftsbild. Erste Schneezungen werden überschritten. Dann, in 3600 Meter Höhe, letztes spärliches Grün, noch einzelne Birken, trutzige Wetterbäume, deren Rinde vom Bergwind zerschunden ist. Unseren ständigen Begleiter, den schäumenden Wildbach, hören wir nur noch gelegentlich unter einer Eisschicht rauschen. Die Gletscher-

zone ist erreicht. An der Spitze der bunten Karawane suche ich den besten Weg über die Schnee- und Eisfelder. Die Kameraden haben ihre liebe Not, die Träger zusammenzuhalten, die sich mit unsicherem Schritt auf dem Gletscher bewegen. Bei 3900 Meter Höhe kommt dann, was wir seit Stunden schon befürchten. Die Träger sind keinen Schritt mehr weiterzubringen. So rüsten wir die vier Besten von ihnen und einen Polizisten mit Bergschuhen und Hochgebirgsbekleidung aus, die übrigen Träger werden bezahlt, und zufrieden treten sie den Rückweg an. Die nächsten zwei Tage sind Bergsteiger und Träger damit beschäftigt, alle Lasten in ein großes Gletscherbecken hinaufzubringen und das Hauptlager zu errichten. Besonders während der Mittagsstunden herrscht eine brütende Hitze, aber pausenlos wird geschuftet, daß bald an eine Gipfelbesteigung gedacht werden kann. Vom Lager aus, das 4260 Meter hoch liegt, zeigt sich der Falak-Sar von seiner Nordseite. Kein anderer Berg der Umgebung kann sich mit ihm messen. Die vereiste Nordwestflanke ist mit zahlreichen absturzbereiten Eistürmen gespickt, und in der Nordflanke glitzern im Gegenlicht Hängegletscher und Schneebalkone. Zahlreiche Lawinenspuren weisen darauf hin, daß hier keine Besteigungsmöglichkeit vorhanden ist. Doch der stark überwächtete Nordgrat, der beide Flanken trennt, könnte eine ideale Routenführung ermöglichen. Steil zieht er vom Gipfel wie mit dem Lineal gezogen auf einen Rücken herab, den wir um die 5000-Meter-Grenze vermuten. Dort soll unser Hochlager erstehen. Während Wolfgang und ich noch restliche Lasten schleppen und in das Durcheinander von Kisten und Packsäcken im Lager Ordnung bringen, spuren die Freunde hinauf zu dem Rücken und stellen ein Zelt auf. Tags darauf sind Wolfgang und ich an der Reihe. Die Träger sind für den Aufstieg nicht zu verwenden, so schleppen wir unsere vollbepackten Rucksäcke selbst. Die Spur der Freunde führt zunächst an Eistürmen vorbei durch ein Netz von Kreuz- und Querspalten. Dann leitet ein steiler Schneehang hinauf zu einem großartigen Firngrat. Mit den schweren Lasten auf dem Rücken ist es eine Schinderei, doch auf der Gratköhe angelangt, werden wir mit einer Fernsicht belohnt, die all unsere Erwartungen weit übertrifft. Der Blick wird frei nach Norden und Osten. Wir sind wie geblendet vom Glitzern dieser Gipfelwelt. Eine Berggruppe reiht sich an die andere, und dort, genau im Osten, erhebt sich hinter einer leichten Dunstschicht ein alles überragender Eisriese — der Nanga Parbat. Gewaltsam müssen wir uns von der Betrachtung losreißen, denn es ist noch ein weiter Weg bis zum Hochlager. Der von Sonne und Licht umflutete Grat führt Wolfgang und mich nach Westen. Er bietet keine ausgesprochenen Schwierigkeiten, erfordert jedoch wegen der wechselhaften Schneelage und starker Wächtenbildung größte Vorsicht. Zu beiden Seiten des Grates fallen die Flanken steil ab. Unbarmherzig brennt die Sonne hernieder und firnt den Schnee auf. Tief sinken wir ein, und in immer kürzer werdenden Zeitabständen müssen mit dem Pickel Schneestollen von den Steigeisen entfernt werden. Sehr anstrengend, aber landschaftlich großartig ist der Aufstieg zum Hochlager. Der Falak-Sar beherrscht das Blickfeld. Von seinem Gipfel lösen sich letzte Wolkenfetzen und segeln nach Westen. Am Spätnachmittag erreichen wir das kleine Plateau mit dem Zelt der Freunde. Der Höhenmesser zeigt 5100 Meter. Ein zweites Sturmzelt wird aufgestellt, dann geht's ans Kochen. Frühzeitig legen wir uns schlafen, denn schon am kommenden Morgen wollen wir zum Gipfelangriff aufbrechen. Obwohl ich von der Anstrengung des Tages sehr müde bin, will sich der Schlaf nicht einstellen. Zu sehr beschäftigen sich meine Gedanken mit dem Problem des vor uns liegenden Aufstiegs. Plötzlich rüttelt ein kräftiger Sturm an unseren kleinen Zelten. Ein Blick hinaus genügt, um zu wissen, daß es für den kommenden Tag vorbei sein wird mit dem weiteren Aufstieg. Wir sind in dichte Wolken gehüllt, und erste Schneeflocken fallen. Tags darauf klart es gegen 15 Uhr wieder auf. Wir fassen neue Hoffnung. Nun stellt sich die Frage, ob eine längere Belagerung des Berges erforderlich ist. In diesem Falle müssen noch Lebensmitteln und Gaskartuschen für den Kocher vom Basislager herauftransportiert werden. Wir beschließen, morgen je nach Wetterlage entweder den Gipfel anzugehen oder Nachschub zu holen.

Beim Verblassen der Sterne bin ich schon auf den Beinen. Im Osten strahlt erstes Sonnenlicht auf die höchsten Spitzen und läßt einen schönen Tag erwarten. Aufstehen! Schlaftrunken arbeiten sich die Freunde aus den warmen Schlafsäcken. Die Kälte im Freien und das schöne Wetter läßt sie jedoch schnell munter werden. Ausgiebiges Frühstück, Steigeisen anschnallen, anseilen, Rucksäcke schultern, der Aufstieg kann beginnen! Nach Überschreitung einiger verschneiter Spalten machen uns Felstürme zu schaffen. Sie zu überklettern würde lange Zeit erfordern. So queren wir in der stark vereisten Westseite mit den Steigeisen an den Füßen die brüchigen Felsen. Nach einigen Seillängen geht die Traverse an einem steilen Eishang weiter, bis endlich zum Aufschwung des Nordgrates emporgestiegen werden kann. Hier erreichen uns, die wir in der Schattenseite des Berges klettern mußten, wieder wärmende Sonnenstrahlen. In der Nordflanke donnert eine Eislawine zu Tal, ein großartiges Naturschauspiel für den Betrachter, vernichtend für den, der hier eine Besteigung wagen sollte. Der Nordgrat beginnt mit einer Neigung von etwa 45 Grad, wird aber von Seillänge zu Seillänge steiler. Weit oben, im letzten Drittel des Aufstieges, ist die Schlüsselstelle, eine senkrechte Schneemauer, zu erwarten. Obwohl mich das Emporsteigen und das Sichern von Wolfgang, mit dem ich am Seil gehe, ganz in Anspruch nimmt, muß ich immer wieder dort hinaufschauen. Ob wir dieses Bollwerk überlisten können, ist mehr als fraglich. Unser Aufstieg wird immer anstrengender. Gaben anfangs noch Eis oder fester Harsch den Steigeisen guten Halt, so brechen wir jetzt mit jedem Schritt durch die Harschdecke und wühlen uns im tiefen Pulverschnee empor. Dieses Gelände kann einen zur Verzweiflung bringen. Die weitausladenden Wächten am Grat zwingen uns häufig, in die von Eistürmen bedrohte Westseite auszuweichen. Wolfgang und Eugen klagen über gefühllose Zehen. Unentwegt stapfen wir empor. Endlos ziehen sich die Stunden hin. Eine kleine Felsinsel ragt aus der Flanke. Hier wollen wir eine kurze Pause einlegen. Doch sie erweist sich als zu abschüssig, und wir müssen den Aufstieg fortsetzen. Grat und Flanke sind längst 65 Grad steil, ohne daß die Schneebeschaffenheit besser geworden wäre. In kräfteraubender Spurarbeit erreichen wir schließlich die Schlüsselstelle. Zwischen dem Wächtengrat links von uns und einem unüberwindbaren Gewirr von Eistürmen zur Rechten ist als Durchlaß ein sehr schmales Schneefeld von beängstigender Steilheit, das eine äußerst riskante Aufstiegsmöglichkeit bietet. Erst gilt es, 25 Meter mit einer Neigung von 70 Grad zu überwinden, dann folgen einige Meter senkrecht hinauf. Was hernach kommt, können wir nicht sehen, über dem Schneewall zeigt sich ein tiefblauer Himmel. Wir sind uns bewußt, daß es einen schweren Kampf geben wird, um auf den Gipfel zu gelangen. Aber es besteht Einigkeit darüber, daß eine Besteigung unseren ganzen Einsatz wert ist. Franzl, der von uns die beste Kondition besitzt, geht als erster die entscheidende Seillänge an. Es ist ein mühsames, langsames Emporschinden. Wir verfolgen wie gebannt jede Bewegung des Freundes. Erregende Minuten vergehen, in denen Franzl all sein Können aufbietet. Wir haben unsere Pickel bis zur Haue in den lockeren Schnee gerammt und doch würden sie schon durch leichte Belastung herausgerissen werden. Hoffentlich bricht nicht die ganze Schneemasse des Steilhanges ab. Wir wären rettungslos verloren! Der Gefährte ist an der senkrechten Stelle. Von meinem Standplatz aus sieht sie jetzt, da Franzl förmlich an ihr klebt, noch viel furchterregender aus. Wäre es blankes Eis, könnte man Stufen schlagen, die für die Steigeisen festen Halt bieten. Auch Sicherungshaken, von denen wir genügend mitführen, könnten angebracht werden, aber in der windgepreßten Schneemauer ist jede Sicherung unmöglich. Keiner von uns hat je so heikles Gelände im Gebirge erlebt. Ich ringe mit einer schweren Entscheidung. Kann ich als Leiter unserer kleinen Gruppe ein so großes Risiko verantworten? Schon bin ich drauf und dran, Franzl zurückzurufen, da kommt mir seine großartige Bewährung vor einem Jahr in der Eigerwand in den Sinn, und ich vertraue auf sein großes Können. Schneebrocken sausen zu uns herab. Dann aber quert Franzl nach rechts und entschwindet unseren Blicken. Gleichmäßig langsam läuft das Seil ab. Dann kommt endlich der erlösende Ruf: „Guter Stand, nachkommen!“

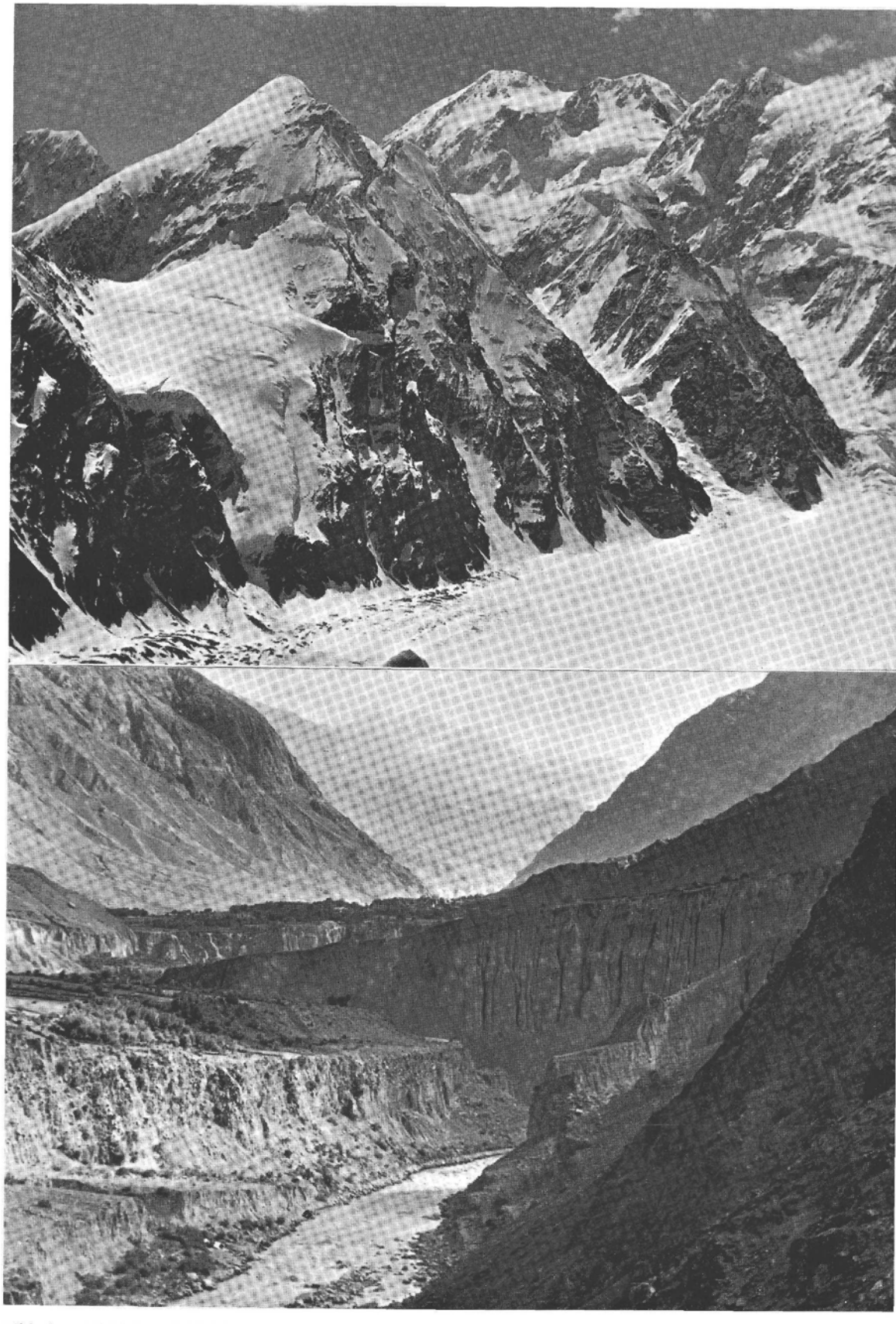
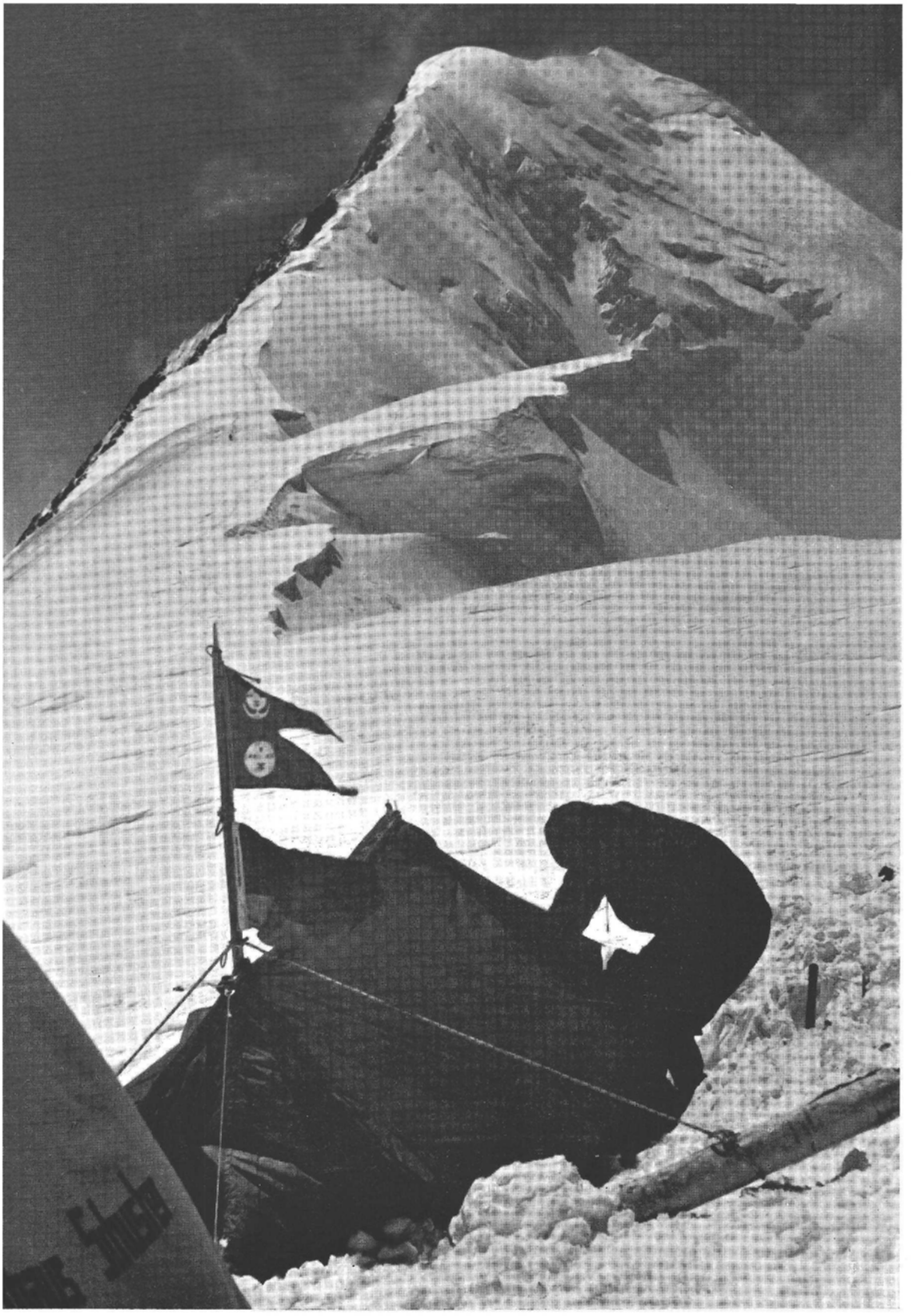


Bild oben: Tirich-Nord, Tirich Mir (7700 m) und Westgipfel, gesehen aus nordwestlicher Richtung, von der Gul-Lasht-Zom-Gruppe (Aufn. Kurt Diemberger) Bild unten: Im Tal des Chitralflusses mit Blick auf die Oase Barennie und den Zanipaß (Aufn. Kurt Diemberger)



Himalaja. Gangapurna (7426 m) vom Lager V (6850 m). Der Aufstieg erfolgte über den links emporziehenden Grat (Aufn. Erich Reismüller).

Eugen steigt, von Franzl gesichert, empor. Dann ist unsere Seilschaft an der Reihe. Erst geht es noch einigermaßen zügig voran in den tiefen Spuren der Freunde. Dann hänge ich zwischen Himmel und Abgrund an der weißen Masse. Schwer zieht der Rucksack nach hinten. Die Arme stoße ich bis zu den Schultern in den Schnee. Die geringste Unachtsamkeit würde zur Katastrophe führen. Zweimal bricht mir, der ich schwerer bin als die Gefährten, der Schnee unter den Füßen weg. Verzweifelt kämpfe ich weiter, wobei das Herz klopft, als wolle es zerspringen. So große Anstrengungen haben wir in dieser Höhe doch nicht erwartet. Die Lungen leisten Schwerarbeit. Schließlich geht alles gut. Auch Wolfgang überwindet das Hindernis. Nach langen, strapazreichen Stunden können wir auf einem kleinen Plateau die Rucksäcke ablegen. Doch nur für Minuten. Wir beobachten mit Sorge, wie sich im Südwesten dichte Wolken zeigen. Für den weiteren Aufstieg ist größte Eile geboten. Wollen wir doch auf dem Gipfel eine gute Fernsicht haben. Eine kurze, spaltendurchzogene Steilstufe, dann wird der Grat ein wenig flacher. Acht Stunden nach dem Aufbruch vom Hochlager, um 13.20 Uhr, stehen wir auf der nur wenige Quadratmeter großen Firnkuppe des Gipfels. Zu unserer großen Freude sind keinerlei Anzeichen vorhanden, daß der Berg schon einmal bestiegen worden wäre. Angesichts einer überwältigenden Sicht tritt jede Müdigkeit in den Hintergrund. Nur nach Süden und Südwesten verhindern Wolkenfelder die Aussicht. Dafür zeigen sich im Westen die Berge des Zentralhindukusch, denen sich die Region der Sechs- und Siebentausender des östlichen Hindukusch mit dem Gebiet von Chitral anschließt. Deutlich ist der 7700 Meter hohe Tirich Mir zu erkennen. Den Hindukuschgipfeln folgen die des Pamir, und dann kommen die höchsten und mächtigsten Gebirgszüge der Welt, Karakorum und Himalaja. Rakaposhi und Nanga Parbat heben sich hier am deutlichsten ab. Hunderte von Bergen Afghanistans, Pakistans, Rußlands und Kaschmirs zeigen sich von unserer hohen Warte aus. Sogar ferne Bergketten Chinas erblicken wir verschwommen am Horizont. Wir sind überglücklich, die Herrlichkeit dieser grandiosen Bergwelt schauen zu dürfen. Am meisten freut mich, daß jeder Teilnehmer den Gipfel des Falak-Sar erreichen konnte. Ein Blick in die Tiefe läßt uns das Hochlager auf dem Gratrücken erkennen, und 1600 Höhenmeter unter uns zeigen sich stecknadelkopfgroß die Zelte des Hauptlagers wie verloren auf der Weite des Gletschers. Wo der felsige Südwestgrat die Gipfelhaube berührt, bauen wir einen kleinen Steinmann. Sodann werden Panoramaaufnahmen und Kammverlaufskizzen gemacht. Eine kurze Zeitspanne genießen wir noch die Gipfelrast, dann machen wir uns an den luftigen, gefährlichen Abstieg. Wir wollen nach Möglichkeit noch vor Einbruch der Nacht das Hochlager erreichen. Wohl schleppen wir in unseren Rucksäcken entsprechende Biwakausrüstung mit, aber in der Steilflanke ließe sich nur unter recht widerlichen Umständen eine Nacht verbringen. Viel Selbstüberwindung kostet es, in die senkrechte Schneemauer über den Abgrund einzusteigen. Schnell läuft die Zeit, aber hier darf nichts überhastet werden. Rascher geht es dann die Flanke hinab. Es wird ein regelrechter Wettlauf mit der Dunkelheit. Bei schlechter Sicht queren wir dann die vereisten Felsen. Einmal entgehe ich nur knapp einem Sturz, als morsches Gestein unter meinem Griff zerbröckelt. Wolfgang bricht in eine kleine Spalte ein, kommt aber mit dem Schrecken davon. Endlich sind wir im Hochlager. Zu müde und ausgepumpt, um noch lange zu kochen, verkriechen wir uns in den kleinen Zelten. Doch bald wird es mir zu eng darin. Ich muß noch einmal hinaufschauen zum Falak-Sar, der mir heute so viel Glück geschenkt hat. So trete ich vor das Zelt und erlebe einen einzigartigen Sonnenuntergang. Der ganze westliche Horizont gleicht einem Flammenmeer. Schwarz zeichnet sich die Kette des zentralen Hindukusch ab. Zu meiner Erinnerung und auch für die Kameraden, die trotz meiner Begeisterung nicht mehr aus den Zelten zu locken sind, mache ich schnell einige Farbaufnahmen, dann beobachte ich das großartige Schauspiel des Nachtwerdens im Gebirge. In den wenigen Minuten, da der Sonnenball hinter den Bergen versinkt und nur noch die höchsten Gipfel bestrahlt, während im Tal schon alles in Schatten gehüllt ist, zeigt sich noch einmal alle Schönheit,

alle Größe der Bergwelt. Erst nachdem die ganze Sternenpracht des asiatischen Himmels entzündet ist, treibt mich die Kälte in den Schlafsack. Der nächste Tag bringt den Abstieg zum Hauptlager. Wir sind verwundert, daß uns die vier Träger unten am Gletscher entgegengekommen und unsere Lasten aufnehmen. Noch mehr überrascht uns ihre Freude über unseren Gipfelsieg.

Es folgen noch kleinere bergsteigerische Unternehmungen, bei denen untergeordnete Gipfel und Pässe bestiegen werden, um Photos von entlegenen Tälern machen zu können, so daß wir einen möglichst großen Einblick in das hinterste Swatgebiet und das angrenzende Kaschmir erhalten.

Dann kommt die lange Trägerkolonne wieder, und es heißt leider Abschied nehmen von diesem Bergparadies. In Peshawar konnte man unser Auto nicht reparieren, so sind wir gezwungen, in abenteuerlicher Fahrt mit der Bahn nach Karachi zu reisen. Per Schiff geht es dann durch das Arabische Meer, Rote Meer und weiter durch den Suezkanal nach Venedig. Am 20. August sind wir wieder daheim. Hier erfahren wir nicht nur, daß in den Jahren 1960, 1962 und 1964 britische und italienische Expeditionen den Falak-Sar erfolglos zu besteigen versuchten, wir vernehmen auch zu unserer Verblüffung, daß bereits im Jahre 1956 zwei Neuseeländer den Falak-Sar bestiegen haben sollen. Ihr Bericht deckt sich allerdings in keiner Weise mit den von uns getroffenen Verhältnissen. Entscheidende markante Stellen, wie die Felstürme oder die Steilstufe, werden überhaupt nicht erwähnt, und zu unserem großen Erstaunen müssen wir lesen, daß das Gipfelplateau groß genug sei, um darauf Rugby zu spielen. Diese Behauptung wird niemand aufstellen, der auf der kleinen Gipfelkuppe gestanden ist. Ob Erstbesteigung oder Zweitbesteigung — entscheidend bleibt für uns das persönliche Erlebnis. Und gewaltig sind die Eindrücke, die wir mit nach Hause brachten. Die Erlebnisse während der Fahrt und im Gebirge bereichern unser Leben, und unser aufrichtiger Dank gilt den Förderern und Freunden, die durch ihre Hilfe die große Fahrt ermöglichten.

Anschrift des Verfassers: Stefan Rausch, D-8223 Trostberg/Alz, Sollstraße 34.

Deutsche Himalaja-Expedition 1965

LUDWIG GREISSL

Die Vorbereitung

In einer Zeit, in der Reisen selbst in entlegenste Teile der Erde nicht mehr nur wenigen vorbehalten sind, in der Flugzeuge innerhalb weniger Stunden Kontinente verbinden, ist eine Expedition in den Himalaja, zum „Dach der Welt", immer noch ein großes Abenteuer und wirkliches Erlebnis.

So bleibt es auch nicht aus, daß man als Bergsteiger, der in den Heimatbergen viele Gipfel bestiegen hat, eines Tages seinen Blick auf die höchsten Berge der Welt richtet. Da genügt oft nur ein kleiner Anlaß, ein Lichtbildervortrag etwa oder nur eine kurze Notiz in einer der alpinen Zeitschriften. Plötzlich lockt das Reich der Achttausender mit aller Macht. Man träumt von Nepal, jenem kleinen Königreich zwischen Indien und Tibet, oder von den Bergen Kaschmirs in Westpakistan. Dann wundert man sich, wenn man wie zur Kinderzeit beim Lesen von Indianergeschichten jetzt, als „gstandenes Mannsbild", beim Lesen über den dritten Pol vor Aufregung rote Ohren bekommt. Allmählich nimmt der Wunschtraum konkrete Gestalt an. So entsteht eine Expedition.

Bei uns war es ähnlich. Nur mit dem Unterschied, daß wir schon einmal „drüben" waren, schon einmal an einem dieser Giganten aus Eis und Fels unsere Kräfte erproben durften. Ich meine Herbert Wünsche, meinen Seilgefährten von der K-2-Expedition, und mich. Damals kehrten wir mit dem stillen Wunsch heim, nach einigen Jahren nochmals fahren zu können. Nicht gleich wieder, so schön es eigentlich gewesen wäre!

Doch nicht zuletzt stand das Schreckgespenst der Vorbereitung noch zu deutlich vor uns; jener papierene Berg, den es ja immer zuerst zu erklimmen und zu überwinden gilt. Das gehört dazu, auch wenn es manchmal entmutigend schwierig ist. Wohl oft schon ist eine Expedition über eines der vielen Hindernisse gleich zu Anfang nicht hinweggekommen und bereits zu Hause gescheitert.

Die Vorbereitungsarbeiten! Hier an dieser Stelle ist, so glaube ich, der richtige Platz, am Beispiel unserer Expedition einmal etwas mehr als sonst auf dieses Thema einzugehen. Ich kann mir vorstellen, daß es nicht nur einen kleinen Leserkreis interessiert, welchen Umfang eigentlich die Vorbereitungsarbeiten einer großen Expedition einnehmen. Selbst auf die Gefahr hin, Binsenweisheiten zu erzählen, möchte ich es versuchen und erhebe dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielleicht wird ein allgemein gültiges Schema sichtbar. Auf das käme es mir an. Als derzeitiger Jugendreferent des Deutschen Alpenvereins weiß ich durch viele Beispiele, wie wenig wichtig das „vorher" manchmal genommen wird, wie unbekümmert man manchmal losfährt.

Die letzte Phase der Vorbereitung einer Expedition beginnt mit der Planung der Heimreise, mit all den Dingen, die dabei noch getan werden müssen. Diese Auffassung hat nichts mit dem Willen zu tun, um jeden Preis alles organisieren zu wollen, in Gründlichkeit — die typisch für uns Deutsche sein soll — zu ersticken. Ein solcher Wille kann gar nicht vorhanden sein. Für Improvisation bleibt während einer Expedition genug Gelegenheit, ohne sie geht es gar nicht. Doch ein Maximum an Erfolg, oder besser gesagt an Erlebnis, verlangt ein Minimum an Planung, die eben bis zur Heimreise gehen muß.

Zuerst stellt sich wohl in den meisten Fällen die Frage nach dem Ziel. Selbst wenn man einen bestimmten Berg oder eine Gebirgsgruppe im Auge hat, ist es leider aus politischen Gründen oft nicht möglich, dort tätig zu werden. Dies gilt vor allem für die Gebirge Asiens, und dort speziell für einige Teile des Karakorum und des Himalaja. Verhältnismäßig unproblematisch ist es, etwa in die südamerikanischen Anden, in die meisten Teile Alaskas, des Hindukusch oder in die nordeuropäischen Gebirge fahren zu wollen, um nur einige der Gegenden zu nennen, die immer wieder auf dem Programm von Expeditionen stehen.

Das klassische Expeditionsgebiet der Bergsteiger aller Länder sind und bleiben der Himalaja und der Karakorum. Dort sieht es derzeit, was die Möglichkeit, eine Einreisegenehmigung zu erhalten, betrifft, gar nicht gut aus. Für das Jahr 1965 wurden aus einer Vielzahl von Anträgen nur sechs Expeditionen nach Nepal genehmigt. Für 1966 wurden alle Gesuche abgelehnt. Ähnlich verhält es sich mit dem Karakorum in Westpakistan. Hier wurden die Nerven und die Geduld der Bergsteiger vor allem in den letzten Jahren auf eine harte Probe gestellt. Es kam vor, daß man Expeditionen einreisen ließ und ihnen dann an Ort und Stelle die erteilte Genehmigung entzog, um sie in Berggruppen zu schikken, die sie bis dahin nur vom Hörensagen kannten.

Es würde hier zu weit führen, die politischen Hintergründe beleuchten zu wollen und zu Spekulationen Anlaß zu geben. Die derzeitige Situation wird sicherlich noch einige Jahre andauern, um dann hoffentlich wieder günstiger zu werden.

Unter den politischen Verhältnissen hatten auch die Vorbereitungsarbeiten unserer Expedition sehr zu leiden. Zunächst wollten wir wieder in die K-2-Gruppe gehen, um dort den *Skyang Kangri* oder *Staircase Peak* (7544 m) und den *Broad-Peak*-Mittelgipfel (ca. 8000 m) anzugehen. Besonders letzterer ist ein sehr lohnender hoher Gipfel, der neben dem schon bestiegenen Hauptgipfel des *Broad Peak* als selbständiger Berg bezeichnet werden kann. Als Grundlage für unsere Planung dienten die Unterlagen der K-2-Expedition 1960. Wir waren mit den Vorbereitungen schon ziemlich weit, als wir erfahren mußten, daß eine Einreisegenehmigung mit ziemlicher Sicherheit nicht erteilt werden würde, da im Zuge der Grenzkorrekturen zwischen China und Westpakistan bzw. Kaschmir die Grenze zwischen beiden Staaten an dieser Stelle zurückverlegt wurde. Damit steht der *Skyang Kangri* jetzt nicht mehr auf pakistanischem Gebiet, und der *Broad Peak* wie auch der *K 2* sind Grenzberge geworden. Von offizieller Seite wurde uns diese Information nicht bestätigt, aber wahrscheinlich ist sie richtig. Unser Gesuch wurde im Herbst 1964 unter Angabe anderer Gründe abgelehnt. Man genehmigte uns nur den *Paiju Peak* am Eingang des Baltoro, den wir als Ausweichziel angegeben hatten. Dieser eine Berg (ca. 6600 m) hätte jedoch den Umfang unserer Expedition nicht gerechtfertigt, deshalb zogen wir kurz darauf unser Gesuch zurück.

Hätten wir diese Entwicklung nicht schon lange vorausgeahnt und nicht schon Monate vorher in Nepal nach einem Alternativziel gesucht, hätten wir zumindest im Jahre 1965 nicht fahren können. Für eine gründliche Expeditionsplanung braucht man mindestens ein Jahr. Danach richten sich auch der Auslandsbergfahrten-Ausschuß, der Verwaltungsausschuß und der Hauptausschuß des Deutschen Alpenverein, die grundsätzlich Anträge zurückweisen, welche kurzfristiger eingereicht werden.

Auch für Nepal befürchteten wir Schwierigkeiten politischer Art und suchten deshalb nach einer Gebirgsgruppe, die einerseits dem Umfang unserer Expedition entsprechende Ziele aufweist und andererseits relativ weitab jeder Grenze liegt. Dann ist, so sagten wir uns, die Chance, eine Einreisegenehmigung zu erhalten, günstig. Nach umfangreichem Literaturstudium, vor allem in der Bibliothek des DAV, während dem wir praktisch den ganzen Nepal-Himalaja durcharbeiteten, fanden wir eine Reihe solcher Ziele.

So hatten wir die Auswahl und entschieden uns für die südliche Annapurnagruppe im zentralen Nepal. Für eine Expedition, deren Teilnehmern nicht gerade Zeit im Überfluß

zur Verfügung steht, ist sie ideal gelegen. Der Anmarsch von Süden ist in höchstens sieben Tagen möglich. Es ist einer der kürzesten Anmarschwege, die es im Himalaja gibt. Sie hatte zudem von dieser Seite aus den Reiz des Unbekannten, ja fast des Neulandes.

1956 und 1957 führte der Engländer *Colonel Roberts*, der damalige Militärattaché an der britischen Botschaft in Kathmandu, zwei Expeditionen von Süden aus an die Annapurnagruppe heran. Den Bemühungen beider Expeditionen galt die Besteigung des *Machapucharè*, des Matterhorns von Nepal. Dieser Berg steht am weitesten südlich. Inzwischen ist seine Besteigung von der Regierung Nepals verboten worden. Mit Rücksicht auf die Bevölkerung der umliegenden Täler wurde der Berg für heilig erklärt. Die letzte Expedition von Roberts scheiterte kurz unter dem Gipfel. Er wird wohl unberührt bleiben.

Erst sehr viel später, in der Nachmonsunzeit 1964, drangen wieder Bergsteiger, diesmal noch weiter, in das Innere der Berggruppe vor. Es waren zwei getrennt operierende japanische Expeditionen, von denen die eine den *Glacier Dôme* (7142 m) und die andere den *Modi Peak* (ca. 7140 m) erstmals bestieg. Letzterer ist ebenfalls ein nach Süden vorgelagerter Berg, den man in der Literatur häufig als Annapurna-Südgipfel, als Moditse oder als Ganesh findet.

Wir wollten ebenfalls ins Innere der Gruppe und wählten als Hauptziel die *Gangapurna* (7426 m), die in manchen Büchern mit der etwas höheren *Annapurna III* (7548 m) identifiziert wird. Einer der bedeutendsten Himalajakenner, Prof. Dr. G. O. Dyhrenfurth, wies wiederholt auf diesen Irrtum hin und bezeichnete die Gangapurna als eines der noch lohnendsten Ziele überhaupt. Unser zweites Ziel war die *Annapurna I* (8078 m), die wir ebenfalls von Süden ersteigen wollten, und zwar über den Südgrat, in dem ein ebenfalls noch unerstiegener Berg steht, der *Fang* (7624 m). Ursprünglich hatten wir auch noch den *Modi Peak* und den *Glacier Dôme* auf unserem Programm. Nach Bekanntwerden der Besteigungen durch die Japaner fielen diese beiden Berge weg. Das klingt nun so, als hätten wir gleich fünf Gipfel besteigen wollen! So vermessen waren wir selbstverständlich nicht. Wir wußten von den großen Schwierigkeiten, die die südliche Annapurnagruppe wegen ihrer Steilheit aufweist. Sie bietet die höchste Steilflanke der Erde auf kürzester Horizontaldistanz. Der Ausgangspunkt *Pokhara* liegt 800 Meter hoch. In durchschnittlich nur vierzig Kilometer erreichen die Gipfel eine Höhe von weit über 7000 Metern. Dabei marschiert man gut dreißig Kilometer in Richtung des *Modi Khola*, der Schlucht des Modiflusses, und gewinnt dabei nur etwa 1500 Meter Höhe. Deshalb wollten wir uns nicht nur auf ein Ziel beschränken, das dann eventuell von Süden nicht zu erreichen gewesen wäre.

Mit dem eingehenden Literaturstudium speziell der südlichen Annapurnagruppe war uns jedoch noch nicht die letzte Information darüber gegeben. Nun schrieben wir die Leute an, die aus persönlicher Anschauung darüber noch mehr zu sagen wußten. Wir bekamen nichtveröffentlichte Bilder geschickt und erhielten so manchen wertvollen Rat und einige weitere grundsätzliche Informationen, die unsere Begeisterung zwar etwas dämpften, aber unsere Zielsetzung doch im großen und ganzen als richtig und möglich bestätigten. Damit war die erste Phase der Vorbereitungen, eine der wichtigsten, vorläufig abgeschlossen. Wir schickten unser Gesuch nach Nepal und richteten uns auf ein langes Warten ein. Diese Wartezeit konnten wir jetzt für andere Arbeiten nützen. Da galt es zunächst einmal, die Expeditionsmannschaft auf die richtige Stärke zu bringen. Je nach Neigung, speziellem Interesse und Möglichkeit sollte dann jeder sein Aufgabengebiet erhalten, das in seiner Gesamtheit von wenigen nicht mehr zu bewältigen gewesen wäre.

Damit bin ich bei dem meiner Meinung nach wichtigsten Teil der Vorbereitungsarbeiten angelangt. Es ist das Problem der Mannschaftsbildung, dem oft nicht die nötige Aufmerksamkeit gewidmet wird und das man falsch anpacken kann. Es wäre nicht richtig, eine Gruppe nur nach dem Tourenbericht des einzelnen Teilnehmers zusammenstellen zu wollen. Freilich ist dieser eine wichtige Voraussetzung, aber er genügt nicht allein. So ist

beispielsweise die Beherrschung des sechsten Grades im Himalaja nicht ausschlaggebend. Vielseitige alpine Erfahrung ist wichtiger, und diese erwirbt man sich nicht ausschließlich in steilem Fels. Daß man sich im Ausland in jeder Beziehung richtig bewegt, muß selbstverständlich sein. Jede Expedition ist Repräsentant des Heimatlandes schlechthin. Man registriert aufmerksam jede Kleinigkeit. Das Studium der fremden Sitten und Gebräuche, der Versuch, sich auf die völlig anders denkende Welt umzustellen, gehören mit zu den Vorbereitungen. Eine Expedition, soll sie zu dem erträumten Erlebnis werden, verlangt vor allem auch eine Mannschaft, die neben der alpinen Erfahrung ihrer Mitglieder auch in menschlicher Beziehung zusammenpaßt. Die Teilnehmer müssen in der Lage sein, selbst unter den extremsten Bedingungen des Hochgebirges, bei Hunger und Durst, in der oftmals bedrückenden Enge der Hochlagerzelte, gefährdet durch Lawinen und Wetterstürze, manchmal bis zum Äußersten nervlich und körperlich beansprucht, tolerant, geduldig und selbstlos zu sein. Das ist es, auf was es in erster Linie ankommt, soll eine Expedition auch in menschlicher Hinsicht eine gute Sache werden. Heute sind wir weniger glücklich über unsere Erfolge als vielmehr darüber, daß diese durch keine Differenzen unter den Teilnehmern geschmälert wurden. Wir würden sofort wieder miteinander fahren. In der über zwei Jahre langen Vorbereitungszeit hat die Zusammensetzung der Mannschaft über zwölf Monate gedauert. Sie umfaßte schließlich folgende Teilnehmer: *Karl Heinz Ehlers* (Ingenieur, 32, Hamburg), *Dr. Klaus Ekkerlein* (Arzt, 29, München), *Ludwig Greißl* (Ingenieur, 31, München, stellvertretender Leiter), *Günter Hauser* (Diplomingenieur, 37, damals Hamburg, Leiter der Expedition), *Hermann Köllensperger* (Kaufmann, 39, München), *Erich Reismüller* (Kaufmann, 36, München, Kameramann der Expedition), *Otto Seibold* (Modellschreiner, 33, München) und *Herbert Wünsche* (Modellschreiner, 36, München). Einige unter uns brachten bereits Expeditionserfahrung mit, eine Tatsache, der man bei der Zusammensetzung der Mannschaft ebenfalls Bedeutung beimessen muß.

Die Aufgaben für die detaillierte Vorbereitung wurden verteilt. Günter Hauser übernahm als Leiter in erster Linie die diplomatischen Vorbereitungen, die wesentlich umfangreicher sind, als man geneigt ist anzunehmen. Ich nenne nur einige Beispiele. Über die Himalaja Society in Kathmandu mußten alle Träger und unsere Sherpas angeheuert werden. Dies geschah unter Mithilfe eines Herrn der Deutschen Botschaft in Kathmandu, *Rudi Teske*. Ebenfalls auf diesem Weg wurden die Fragen des Gepäcktransportes in einem umfangreichen Briefwechsel diskutiert und geklärt. Die auf dem Anreiseweg liegenden Vertretungen der Bundesrepublik mußten verständigt werden, um gleichzeitig an ihre Hilfsbereitschaft zu appellieren.

Karl Heinz Ehlers und Herbert Wünsche übernahmen die Zusammenstellung der Lebensmittel und der „Kücheneinrichtung". Sie gingen von dem Grundsatz aus, daß das Beste gerade gut genug sei, und stellten die nachher bewiesene Theorie auf, daß das, was zu Hause schmeckt, auch unter den wesentlich veränderten Bedingungen in großen Höhen schmecken muß, wenn man körperlich in Ordnung ist. So kam es, daß wir selbst in Höhen zwischen 6000 und 7000 Metern Würstchen mit Sauerkraut, Bohnengemüse mit Schweinefleisch, Margarinebrot mit Mayonnaise essen „mußten" und diese Kost prächtig vertrugen. Magenverstimmungen kannten wir nur im Basislager nach Rückkehr von den Gipfeln. Nach Zeiten der Entbehrungen konnten wir dort aus dem vollen schöpfen, und das blieb nicht ohne Folgen. Unser Arzt, Klaus Ekkerlein, ging dabei mit gutem Beispiel voran!

Schwierig war es, aus dem Überangebot in den hiesigen Lebensmittelgeschäften die besten Happen herauszufinden. Herbert und Karl Heinz spannten ihre Familien zum Testen ein. Jeden Tag mußten die Frauen die Speisen aus anderen Erzeugnissen zusammenstellen. Was gut schmeckte, wurde in die Nahrungsmittelliste aufgenommen. Auch Klopapier und Papiertaschentücher — der krasse Übergang sei mir verziehen — wurden nach „Rationen" berechnet. Ob Herbert auch hier die verschiedenen Qualitäten getestet

hat, weiß ich nicht! Die beiden machten ihre Sache ausgezeichnet. Wir hatten die abwechslungsreichste Küche, die man sich vorstellen kann.

Hermann Köllensperger, der Leiter der Bergsportabteilung des Sporthauses Schuster und Teilnehmer zahlreicher Expeditionen, war der Experte für die Ausrüstung. Auch hier unterlief uns dank Hermann kein Fehler. Wir hatten alles dabei. Unser Basislager war eingerichtet wie ein Familienkamp am Gardasee. Nicht mit den komfortabelsten Gegenständen, versteht sich, aber zweckmäßig und komplett. Genauso war es mit der bergsteigerischen Ausrüstung und mit unserer Bekleidung. Schwierig für jede Expedition ist wohl die Beschaffung der nötigen Anzahl Hochlagerzelte. Einmal sind sie außerordentlich teuer, und selbst wenn man das Geld aufbringen könnte, bekäme man bei uns in Deutschland keine serienmäßig hergestellten, für den Himalaja geeigneten Zelte. Einige wenige konnten wir uns nach einem ausländischen Muster herstellen lassen. Ein paar gute Thermozelte sind im Ausrüstungslager des DAV vorhanden. Die restlichen waren einfache Zweimannzelte, die man mit viel Daunenzeug zur Not bewohnen konnte. Ich glaube nicht daran, daß es bei der heutigen Konsumfreudigkeit der Bevölkerung unwirtschaftlich sein soll, ein gutes Zelt mit ausknüpfbarer Innenbespannung herzustellen. Ein zweites Problem sind nach wie vor die Schuhe. Auch hier wäre noch manches verbesserungsreif.

Klaus Ekkerlein stellte die Medikamente zusammen und testete im Abstand von einigen Wochen unsere körperliche Verfassung. Er trug u. a. die Werte von Blutdruck und Puls peinlich genau in ein Merkbuch ein und machte, je näher der Zeitpunkt der Ausreise rückte, ein immer bedenklicheres Gesicht, als durch die „schlafarme" Zeit gerade der letzten Wochen unsere Kondition immer mehr nachließ. „Medizinisch gesehen werds ihr langsam a schöns Glump", bekamen wir zu hören. „Da werd i mit euch a ganz große Arbeit haben!" Er hatte sie nicht. Wir erholten uns wieder. Die Vorbereitungszeit ist eben doch die größere Schinderei!

Für die Beschaffung des Verpackungsmaterials und für die hölzernen Transportkisten war ebenfalls Herbert Wünsche zuständig. Otto Seibold half ihm dabei, vor allem als es ans Zusammennageln der großen Kisten ging. Er war auch für die Beschaffung der Werkzeuge verantwortlich, die wir mitnehmen mußten.

Erich Reismüller kümmerte sich als Kameramann um alles, was mit Filmen und Photographieren zusammenhing. Er sollte mit Otto den Schiffstransport des Gepäcks begleiten und hatte mit der Planung der damit auftretenden Fragen die meiste Arbeit. Daneben kümmerte er sich als Buchhalter der Expedition um die genaue Buchführung, um die Beschaffung der notwendigen Devisen, er zeichnete verantwortlich für unsere Konten.

Mir fiel schließlich in erster Linie die Aufgabe der Geldbeschaffung zu, daneben kümmerte ich mich um die technische Ausrüstung, wie Sauerstoffgeräte, Funkgeräte und dergleichen mehr. So etwa sah in grober Abgrenzung die Kompetenzverteilung in unserem Team aus. Als die grundlegenden Zusammenstellungen, wie Zeitplan, Nahrungsmittelplan, Ausrüstungsliste, Finanzierungsplan, Kostendeckungsplan, erarbeitet waren, ging es ans Briefschreiben. Wochenlang bearbeiteten wir allabendlich unsere Schreibmaschinen. Als wir am Ende die Briefe zählten, waren es Hunderte!

Wenn man vernünftige Briefe schreibt, Bitten beispielsweise um Nahrungsmittel und Ausrüstung mit Zahlen untermauert, die erkennen lassen, daß die Gesamtplanung auf gesunden Beinen steht, ist die deutsche Industrie gerne zu Spenden bereit. Wir haben uns über die Gebefreudigkeit vieler Firmen sehr gefreut.

Es war gut für uns, auf soviel Verständnis zu stoßen. Unser Kostenvoranschlag, der die Bruttokosten enthielt, zeigte die deprimierende Endsumme von rund 145.000 DM. Er teilte sich — die Zahlen sind abgerundet — wie folgt auf und berücksichtigte in den entsprechenden Punkten die Expeditionsmannschaft einschließlich unserer neun Sherpas und des Verbindungsoffiziers:

Bekleidung	DM	14.000
Verpflegung	DM	14.000
Ausrüstung	DM	25.000
Technische Ausrüstung	DM	10.000
Reisekosten	DM	28.000
Vorbereitung	DM	1.000
Geschenkartikel	DM	2.500
Verpackung	DM	2.500
Gipfelgebühren	DM	3.400
Versicherungen	DM	5.500
Trägerkosten	DM	19.000
Transportkosten	DM	19.000
Verschiedenes	DM	600
Gesamtkosten	DM	145.000

Gedeckt wurde dieser Betrag durch folgende Zuwendungen:

Zuschuß des Deutschen Alpenvereins	DM	35.000
Zuschuß des Bundesinnenministeriums	DM	10.000
Zuschuß des Bayer. Kultusministeriums	DM	10.000
Zuschuß der Stadt München	DM	5.000
Zuschuß der beteiligten AV-Sektionen	DM	11.000
Teilnehmerbeitrag netto Expeditionskasse	DM	12.000
Verschiedene Geldspenden	DM	11.000
Sachspenden	DM	51.000
Gesamtmittel	DM	145.000

Eine recht kalte Dusche kam inmitten der Vorbereitungsarbeiten aus Kathmandu. Einreisegesuch abgelehnt! Mit hängenden Köpfen saßen wir da und konnten nichts tun, außer einen Hilferuf an die Deutsche Botschaft nach Kathmandu zu senden. Die Erlösung kam von dort in Form eines Telegramms an den Deutschen Alpenverein. Herr Botschafter *Dr. W. Löer* hatte es für uns doch noch erreicht. Wir konnten fahren. Die Genehmigung für die *Annapurna I* war erteilt worden. Drüben wollten wir weitersehen. Ob nicht vielleicht doch die unbestiegene *Gangapurna . . .?*

Der Rest der Vorbereitung ist schnell erzählt. Am 16. Februar verließen Erich und Otto mit dem über sieben Tonnen schweren Gepäck den Hafen Genua. Wir anderen versuchten die immer noch bestehende Finanzierungslücke zu schließen und besorgten noch eine Vielzahl von Kleinigkeiten, die wir mit dem Flugzeug mitnehmen wollten. Am 12. März trafen wir uns alle sechs in München-Riem und hatten noch einige sehr aufregende Minuten wegen unseres Übergepäcks zu überstehen. Dann erhob sich unsere Comet 4-4C in die Luft und ließ sechs zentnerschwere Steine auf dem Rollfeld zurück. Endlich!

Die Durchführung

Schon die ersten Tage unserer Reise über Athen, Kairo, Doha, Bombay und New Delhi dienten der Entspannung und waren für uns trotz der krassen klimatischen Umstellung echte Erholungstage. Von unseren beiden Vorausreitern Erich und Otto hatten wir längere Zeit keine Nachricht mehr erhalten. Sie hatten es weit schwieriger auf dem Weg nach Kathmandu als wir. Das Gepäck mußte in Bombay vom Schiff und durch den gefürchteten indischen Zoll auf die Eisenbahn gebracht werden, um es nach Raxaul, an die Grenze von Indien und Nepal, zu schaffen. Von dort wollten wir es mit dem Flugzeug direkt nach Pokhara, dem eigentlichen Ausgangsort, fliegen lassen. Bei Simra liegt der entsprechende Flughafen an der Grenze.

Man nennt Nepal das Land ohne Straßen. Das stimmt nicht mehr ganz, da in den letzten Jahren eine Straße gebaut wurde. Sie führt von der Grenze zur Hauptstadt Kathmandu. Nachdem jedoch Pokhara ebenfalls einen Flughafen besitzt, war es für uns einfacher und auch billiger, die Kisten gleich direkt dorthin zu fliegen. Lastwagentransport ist in Nepal teurer als der Transport in der Luft.

Am letzten Tag unseres Aufenthaltes in Indien war unsere Reisekasse noch empfindlich belastet worden, als man uns in Delhi in ein sehr teures Hotel brachte. Für nur fünf Stunden Schlaf bezahlten wir fast dreihundert Mark. Dafür wurde uns auch etwas geboten! Je zwei von uns bewohnten eine ganze Zimmerflucht: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Ankleidezimmer und Bad, dazu hatten wir Kühlschrank, Radio und Klimaanlage. Hermann, mit dem ich eine „Etagenwohnung" gemeinsam hatte, verteilte kurz vor dem Schlafengehen den Inhalt seines Koffers in alle Räume. Wenn schon, denn schon!

Von Delhi fliegen wir den Ganges abwärts. Dann tauchen im Dunst vor uns die großen Berge auf, von denen wir einige an ihren bekannten Formen erkennen. Wir drücken uns die Nasen an den kleinen Fenstern der DC 3 platt, um etwas später möglichst genau die lange Kette des Annapurnamassivs sehen zu können. Für Einzelheiten reicht die Sicht nicht ganz. Das macht nichts. In unserer Phantasie machen wir voller Begeisterung jeden Gipfel der Gruppe aus, die im Dunst der Täler vor uns schimmert.

Am 17. März 1965, pünktlich um 12.10 Uhr, landen wir in Kathmandu. Fast zu jäh werden wir aus unseren Träumen gerissen. Die Situation ist schlecht für uns. Nur sieben Kisten von unseren einundvierzig liegen an der Grenze. Der Rest befindet sich noch irgendwo in Indien. Erich und Otto hatten innerhalb weniger Stunden die Zollbarrieren von Bombay passiert und damit einen Rekord aufgestellt. Tage hatten Expeditionen vor uns schon gebraucht, um durch den Zoll zu kommen. Doch auf dem Bahnhof angelangt, fuhr ihr Zug, wie sie gleich feststellen konnten, ohne Gepäck ab. Nur ein kleiner Teil davon traf zeitlich richtig in Raxaul ein. Der andere war zunächst verloren.

Vorerst sind wir aber froh, endlich alle wieder beisammen zu sein. Erich überbrückt die niederschmetternde Nachricht mit seinem nie versiegenden Humor, und bald sind wir alle wieder voller Hoffnung. Das sind eben Dinge, die einfach passieren; trotz aller Gedanken, die man sich vorher gemacht hat. „Don't separate yourself from your luggage!" An diesen Satz eines Asienkenners werde ich erinnert.

Die Tage in Kathmandu sind angefüllt mit Arbeit. Todmüde sinken wir alltäglich spät abends in unsere Betten. Wir haben nicht viel Gelegenheit, das hochinteressante Tal von Kathmandu kennenzulernen. Erst nach unserer Rückkehr vom Berg konnten wir dies in bescheidenem Umfang nachholen. Jetzt jagt eine Besprechung die andere. Herbert und Karl fliegen nach Simra, um dort nach unserem Gepäck zu sehen. Wenige Stunden später melden sie durchs Telephon, den Göttern sei Dank, daß es heute funktioniert, daß inzwischen schon sechzehn Kisten an der Grenze liegen. Das Stimmungsbarometer klettert wieder nach oben. Dafür verletzt sich Hermann beim Überklettern einer alten Mauer empfindlich am Fuß. Günter gelingt es mit Hilfe von Botschafter Dr. Löer, beim Außenministerium die Genehmigung auch noch für die Gangapurna zu erwirken. Wunderbar! Dafür ist es uns nicht möglich, zu einem festen Zeitpunkt die Charterflüge von Simra nach Pokhara zu buchen, ja nicht einmal die Trägerverpflegung, die wir hier in Kathmandu gekauft haben, in ein Flugzeug dorthin zu bringen. Von der Grenze kommt die Nachricht, daß inzwischen weitere vierzehn Kisten eingetroffen sind. Aus Pokhara müssen wir erfahren, daß dort nur etwa die Hälfte der von Kathmandu geschickten Lastenträger angekommen ist. Das Auf und Ab der Tage in Kathmandu werde ich nie vergessen! Doch ebenfalls unvergeßlich sind die schönen Stunden, die wir mit Landsleuten, meist Angehörigen der Botschaft, verbringen dürfen. Das gibt uns die Gewißheit, nicht ganz mit unseren Problemen allein zu sein.

Für einen Tag und eine Nacht fliege ich nach Pokhara, um zu erfahren, ob das restliche Gepäck inzwischen eingetroffen sei. Das Telephon ist seit Tagen stumm. Es ist ein kurzer

Flug hinunter ins sumpfige Terrai, das Tiefland von Nepal. Die Kameraden haben ganze Arbeit geleistet. Die Ladung einer Chartermaschine, etwa 6000 englische Pfund, liegt auf dem Rollfeld. Von den restlichen elf Kisten fehlt noch immer jede Spur. Ausgerechnet vier komplette persönliche Ausrüstungen fehlen und damit die lebenswichtigen Höhenschuhe für vier Teilnehmer.

Die Busfahrt vom Flughafen in die Stadt wäre einer längeren Beschreibung wert. Die Straße ist gut. Der Bus hat ein unbestimmbares Alter. Ich würde ihn gerne einem technischen Überwachungsverein vorführen. Fenster hat er nicht. Die hierfür vorgesehenen Öffnungen sind mit feststellbaren Holzbrettchen versehen, die beim ersten Schlagloch gleichzeitig herunterklappen. Wir sitzen im Dunkeln. Die Bremsen haben vielleicht früher einmal funktioniert. Über dem Fahrersitz hängen die Bilder des Königs und der Königin. Dazwischen das Bild des Fahrers. Er dreht das Lenkrad dauernd um 180 Grad hin und her, obwohl wir uns auf völlig gerader Strecke befinden. Hin und wieder macht der Wagen einen Satz nach rechts und links. Der zweite und vierte Gang werden mit einer Astgabel festgehalten, die der Fahrer zwischen Vorderblech, man könnte auch Armaturenbrett sagen, und Ganghebel einspreizt. Die Hupe gibt einen krächzenden Laut von sich, wenn man einen lose aus der Vorderseite heraushängenden Draht an irgendeine Masse tippt. Doch die Geschwindigkeit ist beachtlich. Wenn ich nur schon wieder in einer alten DC 3 nach Kathmandu fliegen könnte!

Einmal hat jedes Warten ein Ende. Wir beschließen, mit dem vorhandenen Gepäck loszugehen. Es soll mit zwei Chartermaschinen nach Pokhara geflogen werden. Der Rest wird später nachgebracht, sobald die noch fehlenden Kisten eingetroffen sind. Unsere Freunde in Kathmandu sagen uns jede Hilfe zu. Wir können sicher sein, daß der Nachschub klappt.

Am 28. März verlassen wir mit einhundertzehn Trägern Pokhara. Etwa siebzig davon müssen später nochmals die Strecke zum Basislager zurücklegen. Unser Zeitplan ist um einige Tage überzogen. Viel früher hätten wir jedoch keinesfalls gehen können, denn im Gebirge liegt der Winterschnee noch ungewöhnlich hoch. Besonders ergiebige Frühjahrsschneefälle sollten den Anmarsch noch beträchtlich verzögern.

Als wir Pokhara verlassen, kreuzen wir den Weg der Königin von Nepal, die zufällig hier einen Besuch macht. Unser Verbindungsoffizier Prem Lama ruft begeistert aus: „Die Königin! Von jetzt an wird alles in Ordnung sein. Wer der Königin begegnet, wird Glück haben." Wenn er doch recht hätte!

Die erste Etappe führt von Pokhara nach Sujkhet, einem kleinen Dorf inmitten weiter Reisfelder. Um diese Zeit haben wir wenig Wasser. Rechts vor uns entsendet der *Machapucharè* einen langen Grat nach Süden, der die orographisch linke Begrenzung der Modi-Khola-Schlucht ist, durch die unser Weg aufwärts führen wird. Nach einem steilen Anstieg haben wir anderntags von einem etwa 1700 Meter hoch gelegenen Dorf einen herrlichen Blick auf die Annapurnagruppe. Nur der höchste Gipfel, die *Annapurna I*, wie auch die *Gangapurna* und die *Annapurna III* liegen noch versteckt hinter den vorgelagerten Bergen. Am frühen Morgen ist es sehr kalt. Nur zögernd erreichen uns die Strahlen der Sonne in dem tief eingeschnittenen Tal. Eine weite Strecke geht es bergauf und bergab auf erstaunlich breiten und guten Weganlagen. Oft überwinden wir zweihundert Höhenmeter auf wunderbaren Treppen. Je weiter wir ins Gebirge kommen, desto sauberer werden die Dörfer, desto sauberer sind die hübschen Menschen gekleidet. Am 31. März erreichen wir Chomrong, das letzte Dorf auf dem Weg ins Basislager. Am nächsten Tag ist es bitterkalt und regnet fast ohne Unterbrechung. Die Träger wollen nicht weiter. Um die Mittagszeit kommt die Sonne ein wenig durch die tiefhängenden Wolken. Einige der Männer nehmen ihre Lasten auf. Gott sei Dank — die anderen folgen nach. Es geht weiter. Schon wenige Stunden später erreichen wir nach einem Marsch durch einen vor Nässe triefenden Bambuswald eine kleine Hirtenhütte am Eingang der Modischlucht. Es fängt zu schneien an. Die Träger entfachen im Wald große Feuer, um

sich ein wenig zu wärmen. Vielleicht gelingt es uns, sie morgen noch eine Tagesetappe weiter hinaufzubringen. Dann werden sie wohl endgültig umkehren, einen Tag zu früh.

Das Gelände begünstigt zunächst den Weiterweg. Im immer dichter werdenden Bambuswald ist die Luft zwar feucht, aber warm. In einer Höhe von 2600 Metern wird das Gelände wieder offen. Später fängt es wie am Tag vorher wieder zu schneien an. Nebel kommt auf, ein Weg ist nicht mehr zu sehen. Der Schnee fällt dichter und dichter, die Temperatur sinkt unter Null. Endlich erreichen wir einen großen Überhang, der durch einen riesigen Felsblock gebildet wird. Die Träger kauern sich eng zusammen. Es ist unmöglich, einige Zelte aufzustellen. Um ihnen die bitterkalte Nacht ein bißchen erträglicher zu machen, bereiten wir große Mengen heißen Tee.

Am nächsten Morgen gehen sie zurück, einen Tag unterhalb des geplanten Basislagers. Es wäre für sie nicht mehr möglich, sich mit ihren Lasten durch den tiefen Schnee hinaufzuwühlen. Wir können froh sein, daß sie wenigstens bis hierher gegangen sind.

So müssen wir selber, zusammen mit unseren Sherpas, die schweren Pakete zum Ort des Hauptlagers pendeln. Bis zum Bauch brechen wir an vielen Stellen ein. Es ist eine übermenschliche Anstrengung. Mit unserer Reservekleidung versorgen wir fünf besonders kräftige Träger, die bei uns bleiben wollen, um uns beim Pendelverkehr ins Hauptlager zu helfen. Somit sind wir eine zwanzigköpfige Gruppe, die schon etwas wegschaffen kann. Zwei verläßliche Sherpas gehen mit den Trägern wieder ins Tal, um später den Nachschub heranzubringen.

Erstmals erreichen wir den Ort des Hauptlagers am 6. April. Es wird in einer Höhe von 3750 Metern errichtet. In nur vier Kilometern horizontaler Entfernung liegt der Gipfel der 7426 Meter hohen Gangapurna. Jetzt wird uns die gewaltige Steilheit der Südflanke erst richtig klar. Und ihre Gefährlichkeit! Es vergeht kein Tag, an dem nicht eine riesige Lawine zu Tal stürzt. Auf der Strecke von unserem vorläufigen Hauptlager zum endgültigen Basislager müssen wir manchmal die Lasten abwerfen und wegrennen, um den Schneemassen zu entgehen. Glücklicherweise ist es hier immer eine Altschneelawine, die sich träge, aber wuchtig über unsere Spuren schiebt.

Bei unserem ersten Erkundungsgang in Richtung Lager 1 folgen wir dem natürlichen Verlauf eines Gletschers, der von der Gangapurna herunterzieht. Am Fuß der wenig oberhalb des Basislagers aus dem Gletscherbecken aufsteigenden Steilflanke, die direkt in eine Scharte zwischen Gangapurna und Annapurna III hineinleitet, stellen wir überrascht fest, daß sich hier ein großer See gebildet hat, der uns den direkten Zugang zu unserem Berg versperrt. An einem Felsriegel ist an dieser Stelle der Gletscher abgerissen, der von steilen, fast senkrechten Moränen begrenzt wird. Das Eis schmilzt rasch, da es mit dem Nährgebiet des Gletschers keinen Zusammenhang mehr hat. Deshalb sind die Moränen durch die dauernd nachrutschenden Geröllmassen wird zerfurcht. An dieser Stelle gibt es für uns keinen Weiterweg. Wir weichen nach rechts aus, um die orographisch linke Moräne zu gewinnen, die in einem großen Bogen in den oberen Teil des Gletschers leitet. Dort stellen wir in einer Höhe von 4300 Metern Lager 1 auf. Der See liegt tief unter uns.

Noch ist die Expeditionsmannschaft nicht vereint. Die einen schleppen die Lasten von einem Depot unterhalb des Basislagers herauf, die anderen tragen von dort nach Lager 1, und eine Spitzengruppe erkundet bereits den Weiterweg. In gleicher Weise sind die Sherpas auf die einzelnen Wegstrecken verteilt. Es kostet uns Nervenkraft, wenn wir am Abend in den Zelten liegen und an die Lawinen denken.

Eine große Felsinsel teilt oberhalb von Lager 1 den Gletscher. Herbert und Otto versuchen links daran vorbeizukommen. Breite und tiefe Gletscherspalten machen ihnen schwer zu schaffen, und bald müssen sie den Versuch aufgeben, an dieser Stelle weiterzukommen. Dafür geht es rechts, auf der Ostseite des Felsens, wo wir in knapp 5000 Meter Höhe Lager 2 errichten. Der Eisbruch über uns hat gewaltige Ausmaße. Er ist sehr steil und deshalb wild zerrissen. Seracs von nie gesehener Größe bedrohen den einzig

möglichen Weg. Erich und Hermann legen eine elegante Spur durch dieses Labyrinth und erreichen über eine nach links hinausführende Schneerinne einen idealen Platz für unser Lager 3 in einer Höhe von 5700 Metern. Unsere Stimmung ist großartig. Wir freuen uns über den unerwartet schnellen Anstieg, der vor nur vierzehn Tagen in einer Höhe von 3000 Metern begonnen hatte, weit unterhalb des jetzigen Hauptlagers. Damals war die Stimmung gedrückt, als wir auf den Lastenstapeln saßen und nicht recht wußten, wie wir diese schnell weiterbringen könnten.

Wenn nur die täglichen Nachmittagsgewitter nicht wären, die uns immer wieder die mühsam erarbeiteten Spuren verwehen! Daran ist die ausgesetzte Lage der Annapurnagruppe schuld, die unmittelbar aus dem Flachland aufragt. Die Luftmassen über der nahen Ebene des Vorlandes erhitzen sich und steigen in den Nachmittagsstunden hoch. Dadurch entstehen heftige Gewitter, verbunden mit starkem Schneefall. Manchmal leiten diese kleinen Wetterstürze in länger andauerndes Schlechtwetter über. An diesen Tagen liegen wir in den Zelten und beobachten sorgenvoll die immer höher werdende Neuschneeschicht.

Dann ist auch Sprechfunkverkehr mit den unteren Lagern nicht herzustellen. Es wäre wichtig für uns, denn täglich erhalten wir spezielle Wetterberichte der Deutschen Welle aus Köln. Wie ist das möglich? Täglich sammelt der Deutsche Wetterdienst Wettermeldungen von Wetterstationen in Indien und Tibet. Diese Nachrichten werden in international gültige Zahlen verschlüsselt und nach den Nachrichten für Südostasien für uns durchgegeben. Per Sprechfunk teilen wir sie uns gegenseitig mit und wissen somit über die Großwetterlage genau Bescheid. Das ist moderne Technik im Dienst einer Himalaja-Expedition!

Das Nachmittagsgewitter des 18. April bringt uns mit heftigem Schneefall zwei Schlechtwettertage. Am 19. April haben wir keinen der gewohnten strahlenden Sonnenaufgänge. Kalt und neblig ist es draußen, es sieht so aus, als würde es bald wieder anfangen zu schneien. Wir sind zu viert im Lager 2: Erich, Herbert, Otto und ich. Die anderen sind unten im Lager 1. Trotz des schlechten Wetters wollen wir versuchen, einige Lasten zu Lager 3 zu bringen. Durch den tiefen Schnee des Vortages und in bald wieder einsetzendem Schneetreiben stapfen wir aufwärts. Nach dreihundert Höhenmetern geben wir auf und kehren um. Wenigstens konnten Günter und Klaus von Lager 1 mit einigen Sherpas Lasten heraufbringen. Günter bleibt bei uns. Die ganze Nacht schneit es, doch am Morgen lacht wieder die Sonne von einem blauen, wolkenlosen Himmel. Wir können trotzdem nicht gehen. Bei gut fünfzig Zentimeter Neuschnee ist die Lawinengefahr zu groß, und wirklich, schon löst sich die erste Lawine von der gegenüberliegenden 2000 Meter hohen Flanke. Wir beobachten sie, als sie — größer und größer werdend — in der Tiefe zerstäubt. „Des werd an schönen Wind da drunt gebn", meint einer ganz richtig. So schön es von hier aus ist, dieses Naturschauspiel zu sehen, so häßlich ist es für die Kameraden „da drunt" in Lager 1. Jäh werden sie an diesem Morgen aus dem Schlaf gerissen, als der Luftdruck der niedergehenden Staublawine ihnen das Zelt über den Köpfen zerfetzt. Aluminiumkisten werden umgeworfen und leichtere Gegenstände den Überresten des Zeltes hinterhergewirbelt. Zwei Stunden weit finden die Träger später das, was von dem Zeltgestänge übriggeblieben ist. Zum Glück ist niemand verletzt, alle sind nur gehörig erschrocken.

Oben im Lager 2 wundern wir uns an diesem Morgen, weil sich zur festgesetzten Zeit niemand am „Telephon" meldet. Daß dann den ganzen Tag keiner von unten kommt, ist wegen der Lawinengefahr, die auch uns an das Lager fesselt, ganz natürlich. Erst abends, zur Zeit des nächsten Sprechfunkverkehrs, wissen wir, was geschehen war. Günter und Hermann eilen sofort am anderen Morgen hinunter, um zu helfen und zu beruhigen. Wir setzen planmäßig den Aufstieg fort und besetzen heute endgültig Lager 3, das wohl schönste Kamp, das man sich denken kann. Sicher steht es auf einem kleinen Plateau, das gewissermaßen das Dach der Felseninsel bei Lager 2 ist. Wir haben einen

phantastischen Blick auf die umliegenden Berge. Heute scheint es, als möchte das Wetter für die vergangenen Tage und vor allem für den Lawinenzwischenfall etwas gutmachen. Zum ersten Male bleibt das Nachmittagsgewitter aus. Lange sitzen wir im Schein der Abendsonne und genießen die Aussicht. Hoch über uns leuchten die Gipfel von *Gangapurna* und *Annapurna III*. Im Westen versinkt die Sonne genau hinter der *Annapurna I*. Ihre letzten Strahlen vergolden den herrlich geformten Riesenzahn des *Machapucharè*. Gleich dahinter hebt sich klar und deutlich das Flachland ab. Hoch sind wir schon heroben!

Doch noch wissen wir nicht, ob unser Bemühen erfolgreich sein wird. Jetzt geht es mit den Schwierigkeiten erst richtig los. In einem einzigen Schwung steilt sich das Gelände über uns auf. Blau schillert eine glatte, nur von einigen Felsen durchsetzte Eiswand zu uns herunter. Diese Wand müssen wir überwinden, um in die Scharte am Beginn des Ostgrates der *Gangapurna* zu kommen. Werden wir es schaffen? Werden wir in dieser glatten Fläche vor allem einen geeigneten Platz für das unbedingt noch notwendige Lager 4 finden?

Der erste Versuch schägt gleich einmal fehl. Die Spurarbeit ermüdet uns so, daß wir etwa zweihundertfünfzig Höhenmeter oberhalb vom Lager 3 erschöpft umkehren. Bei jedem Schritt brechen wir meist bis zu den Knien ein, auch wenn wir noch so behutsam auftreten. Zurück im Lager 3, erhalten wir gleich eine freudige Nachricht. Das fehlende Gepäck ist auf dem Weg ins Basislager, und das Sporthaus Schuster schickte als Ersatz auf unseren Hilferuf hin fünf Paar neue Höhenschuhe. Ein Sherpa hat sie heute heraufgebracht. Fein, daß sie nun doch noch für die Gangapurna zurechtkommen.

Anderntags gelingt es uns, einen kleinen Eisvorsprung in einer Höhe von 6400 Metern zu erreichen, den einzig möglichen Platz für ein weiteres Lager gut hundert Meter unterhalb der Randkluft der letzten Eiswand. Es liegt geschützt und sicher, so glauben wir. In der folgende Nacht lagert jedoch der Wind unentwegt Schnee auf den Zelten ab und steigert sich in den Morgenstunden zu einem handfesten Sturm. Wir kommen nicht zum Schlafen. Gerade das wäre jetzt vor der entscheidenden Phase des Aufstiegs wichtig. Etwa 55 Grad erreicht die vierhundertfünfzig Meter hohe Eiswand über uns. Am ersten Tag kommen wir etwa ein Drittel hinauf. Von einer dort ansetzenden Eisrippe werden wir zurückgewiesen. Sie ist zu morsch, um eine sichere Spur legen zu können.

Außer Klaus und Hermann sind jetzt alle in Lager 4, bereit zum vereinten Ansturm. Es ist unser ehrgeiziger Plan, alle acht Expeditionsteilnehmer auf den Gipfel zu bringen, was vor uns bei einem hohen Himalajaberg nur einer Expedition gelungen war. Jeder hat doch den gleichen Anteil an einer Besteigung. So wäre es das schönste, wenn jeder den höchsten Punkt erreicht. Doch einfach wird es uns nicht gemacht.

Schon in den Mittagsstunden erreicht uns jetzt fast alle Tage der Gewittersturm. Wir zählen die zurückgelegten Meter nur noch nach halben Seillängen. Zum Unglück werden auch die Gaskartuschen knapp. Schleunigst muß ein Sherpa ins Basislager, um Nachschub zu holen. Am 4. Mai gehen wir das Risiko ein, daß vielleicht alle acht mit einigen Sherpas in Lager 4 zusammentreffen. Hermann und Klaus kommen aus Lager 3. Sherpa Kippa ist aus dem Basislager mit den lebenswichtigen Kartuschen ins Lager 3 zurückgekehrt. In einer bewundernswerten Energieleistung hat er die Strecke in zwei Tagen zurückgelegt! Einer der Stillsten und Bescheidensten unserer Sherpas hat eine der größten Taten vollbracht. Günter und ich warten auf die wenigen noch vorhandenen Kartuschen. Ich will sie den anderen, die als kleine Punkte hoch oben in der Wand gerade noch zu erkennen sind, nachbringen. Günter, Hermann, Karl-Heinz und Klaus sollten die zweite Gruppe bilden. Erich, Hubert, Otto und ich die erste. So ist unser Plan, der nur einen Unsicherheitsfaktor aufweist: das Wetter!

Tatsächlich schlägt es wie an den Vortagen um die Mittagszeit um. Alle acht Bergsteiger und vier Sherpas hocken jetzt im Lager 4 und denken an die lächerlichen letzten drei Seillängen unter der Scharte, um die wir schon fünf Tage im wahrsten Sinne des Wortes kämpfen. Wir teilen die Gruppen neu ein. Einige müssen zurück zum Lager 3,

da wir wegen der knappen Kartuschen kein Risiko eingehen wollen. Wieder tobt der Sturm viele Stunden, läßt die Zeltwände knattern und verweht die fixen Seile oben in der Wand. Es ist zum Verzweifeln!

Am 5. Mai verlassen wir zu sechst unser Lager 4: Erich, Günter, Hermann, die Sherpas Ang Temba, Phudorje 2 und ich. Die Temperatur beträgt nahe —30 Grad. Bald sind die Zehen gefühllos. Aber heute gelingt es! Am Nachmittag stellen wir müde und überglücklich die letzten beiden Zelte in die 6850 Meter hohe Scharte. Der Ostgrat der *Gangapurna* liegt vor uns, zwar lang, jedoch im Vergleich zur Eiswand sehr einfach. Das Wetter ist gut und bleibt es die Nacht über, die endlich, wir können es kaum erwarten, einem strahlenden Morgen weicht. Es ist der 6. Mai 1965. Mühsam tun wir die ersten Schritte über den flachen Grat, der sich erst im oberen Teil nochmals aufsteilt. Stetig kommen wir höher. Zum ersten Male wird der Blick nach Norden frei. Tief unter uns liegt das Tal von *Manangbhot*. Im Westen sehen wir die *Annapurna I* und dahinter den *Dhaulaghiri*. Im Osten schimmert die *Manaslu*-Gruppe im Licht der Morgensonne.

Langsam mit uns steigen auch die Wolken aus dem *Modi Khola*. Hoffentlich müssen wir nicht kurz vor dem Ziel nochmals umkehren. Fast mechanisch stapfen wir den Grat hinauf, uns gegenseitig im Spuren ablösend. Endlich, um 14.35 Uhr, der Gipfel! Der aufkommende Schneesturm zerrt an den Flaggen Nepals und Deutschlands, die am Pickelschaft flattern, und peitscht uns ins Gesicht. Macht nichts! Jahre der Vorbereitung liegen hinter uns. Wir sind am Ziel. Ich weiß heute nicht mehr, was ich in jenen Minuten dachte. Ich weiß nur noch, daß wir uns alle wie Kinder freuten.

Erich stellt trotz Wind und Kälte sein Stativ auf und spult einige Meter Film durch die Kamera. Während des ganzen Aufstiegs hat er seine Ausrüstung zusätzlich zum „normalen" Gepäck geschleppt. In Nebel und Sturm suchen wir den Weg zurück zu den schützenden Zelten, die wir in den frühen Abendstunden erreichen. Die letzte Gaskartusche explodiert, wir haben kaum etwas zu trinken. Doch zum ersten Male seit langer Zeit können wir gelöst und ruhig schlafen.

Am nächsten Tag begegnen wir den Kameraden in der Wand. „Herzlichen Glückwunsch!" rufen sie uns entgegen. „Macht's auch ihr gut!" antworten wir. Dann verschwinden sie über uns, während wir bald darauf Lager 4 und um die Mittagszeit Lager 3 erreichen. Sie haben es gut gemacht! Am 8. Mai standen sie bei herrlichem Wetter alle mit Sherpa Pemba Norbu auf dem Gipfel. Herbert und Otto schon um 10.20 Uhr, Karl-Heinz, Klaus und ihr Begleiter eine Stunde später. Unser Wunsch wurde Wirklichkeit. Alle waren wir oben.

Im Hauptlager, in das wir wenige Tage später zurückkehren, begrüßen wir Herrn Botschafter *Dr. Löer*. Noch nie hat vor ihm der Botschafter eines Landes eine Expedition in ihrem Basislager besucht. Lange sitzen wir am Abend um das Lagerfeuer und erzählen von der Gangapura. Dr. Löer war es, der uns die Genehmigung verschafft hatte. Wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet.

Normalerweise hört man im Himalaja nach einem Berg auf, noch dazu nach einem so großartigen, wie die Gangapurna einer ist. Doch wir haben uns mehr vorgenommen. Es ist zwar längst klar, daß wir die Annapurna I nicht mehr besteigen können. Weder auf der ursprünglich geplanten Route über den Fang im Annapurna-Südgrat noch über den leichteren Ostgrat. Wenigstens letzteren wollen wir aber noch erkunden, nach einer Möglichkeit suchen, seinen Beginn zu erreichen. Dieser Plan ist gleichbedeutend mit der Besteigung des *Glacier Dôme*, einem wenig ausgeprägten Gipfel im Gratverlauf zwischen *Gangapurna* und *Annapurna I*. Über diesen Berg müßte der Weg hinaufführen zum Ostgrat des Achttausenders.

Es fällt uns schwer, nach den Tagen der Erholung die großen Zelte des Basislagers wieder mit den engen Zelten in den Hochlagern zu vertauschen. Wahrscheinlich stoßen wir auch auf ähnliche Schwierigkeiten wie drüben an der Gangapurna. Die Südflanke, die es auch hier zu durchsteigen gilt, ist überall abweisend und steil. Am 19. Mai stehen

die Zelte von Lager 1, gut versorgt mit allem Notwendigen, auf einer Moräne unterhalb eines riesigen Gletschers, durch den wir unseren Weg suchen müssen. Lager 2 stellen wir in einer Höhe von 5200 Metern auf, schon mitten im Eis. Aus einem kurzen Bericht der vorjährigen japanischen Expedition wissen wir, daß die Hauptschwierigkeiten in einer Höhe zwischen 5500 und 5800 Meter zu erwarten sind. Lange schauen wir hinauf und diskutieren die verschiedenen, gar nicht gut aussehenden Möglichkeiten. Überall, wohin wir auch blicken, glitzern unheimlich drohend riesenhafte Eisabbrüche im Licht der Sonne. Einige Tage beschäftigt uns die Schlüsselstelle des Berges. Schlimm ist es, daß wir keine Eishaken mehr haben. Die meisten haben wir drüben an der Gangapurna verbraucht. Der Rest ging im Basislager verloren, als die Sherpas während der Schneeschmelze vor einigen Wochen die Zelte umsetzen mußten. Wenn wir nur einige hätten! Längst wären wir über den Eisabbruch hinweg.

So müssen wir nach einer Möglichkeit suchen, ihn irgendwie zu „überlisten". Am 26. Mai haben wir diese Möglichkeit gefunden. Sie ist sogar noch eleganter als die Route der Japaner, weil sie den direkten Anstieg zum Gipfelgrat des *Glacier Dôme* vermittelt. Wir haben einen Weg gefunden, der seitlich an dem schwierigen Eisabbruch vorbeiführt. In 5700 Meter Höhe steht das Lager 3. Morgen müßte es möglich sein, den Grat zu gewinnen, der zum Gipfel zieht.

Flach sieht er aus und ist gar nicht mehr weit. Die Nervenanspannung ist groß, denn die Zeit drängt. Am 1. Juni spätestens muß der Gipfel bestiegen sein, denn am 4. Juni kommen die Rückmarschträger ins Basislager. Aufmerksam verfolgen wir an jedem Abend die Wetterberichte der Deutschen Welle. Die Sherpas reden dauernd vom bald beginnenden Monsun und steigern damit noch unsere Nervosität.

Am 27. Mai überschreiten wir erstmals wieder die 6000-Meter-Grenze. Wir stehen auf einer schmalen Firnschneide, ausgesetzt zwischen einem Couloir rechts und einem Eisabbruch links. Der Weiterweg ist möglich. Doch heute spielt uns das Wetter wieder einmal einen Streich. Schon am Vormittag beginnt uns der Nebel einzuhüllen und nimmt allmählich die Sicht. Schließlich fängt es stark zu schneien an. Erich und ich stellen ein Zwischenlager auf und kriechen enttäuscht hinein. Herbert, Klaus und Otto warten mit Sherpa Pippa unten in Lager 3 und wollen morgen zu uns stoßen. Die Nacht zum 28. Mai wird fast unerträglich lang. Aber sie weicht einem strahlenden Morgen. Wie eine Watteschicht liegen die Wolken heute unter uns. Die Gipfel, die unmittelbar darüber aufragen, erscheinen um so schöner. Nach einer Querung unter furchterregenden Eistürmen legt sich das Gelände zurück. Wir sind am Grat. In 6400 Meter Höhe stellen wir das endgültige Lager 4 auf, das letzte vor dem Gipfel. Am Nachmittag kommen die Kameraden herauf, die Gipfelmannschaft ist komplett. In einem viel zu kleinen Zelt verbringen wir die Nacht. An Schlaf ist nicht zu denken. Unsere Gedanken gelten in erster Linie dem Wetter, das morgen gut sein muß. Für eine, wenn auch noch so kurze Schlechtwetterperiode haben wir zuwenig Nahrungsmittel. Immer wieder kriecht einer von uns an den zerrissenen Reißverschluß des Zeltes und zählt die Sterne. Erst als wir sie nicht mehr zählen können, wissen wir, daß es morgen gelingen wird.

Nach einem kurzen Frühstück brechen wir auf. Der Weg ist lang. Das, was von unten als ein flacher Grat ausgesehen hatte, ist jetzt ein Steilhang nach dem anderen. Fast vier Stunden gehen wir schon und haben nahezu siebenhundert Höhenmeter hinter uns gebracht. Doch immer noch ist der Gipfel nicht zu sehen. Weiter! Plötzlich reißt der vorangehende Herbert den Pickel hoch. Nur noch wenige Schritte, und ich tue es ihm nach. Gleich hinter mir kommen die anderen. Wir schütteln uns die Hände. Der Gipfel! Zum zweiten Male während dieser Expedition geht der Blick nach Norden, hinunter ins Tal von *Manangbhot* und hinüber, wo wir unter Wolken die weiten Ebenen Tibets ahnen können. Es ist windstill und warm, wohl eine Seltenheit auf dem Gipfel eines Siebentausenders. Nur die höchsten Gipfel ragen aus dem Nebelmeer unter uns. Erich

dreht ein 360-Grad-Panorama, und die Verschlüsse unserer Kameras kommen nicht zur Ruhe.

Wie soll man diese herrliche Aussicht beschreiben? Wo man hinschaut, bekannte und berühmte Gipfel! Im Osten steht die Felspyramide der *Gangapurna*. Daneben erhebt sich der breite Gipfel der *Annapurna III*. Zwischen beiden können wir weit im Hintergrund wieder die *Manaslu*-Gruppe erkennen. Rechts der *Annapurna III* ragt die fast 8000 Meter hohe *Annapurna II* auf, ihr vorgelagert die kleinere *Annapurna IV*. Dann taucht der Grat in das Wolkenmeer und hebt sich erst wieder im Süden mit dem *Machapucharè* heraus. Wie eine Wolkengruppe erscheint der Gipfel des *Modi Peak*. Stünde er nicht fest, würde man ihn als Gipfel kaum erkennen können. Wir drehen uns nach Westen und schauen den beherrschenden Berg der Gruppe, die *Annapurna I*. Unmittelbar vor uns und doch wieder sehr weit weg, ragen ihre Gipfel aus dem langen Grat. Dahinter müßte der *Dhaulaghiri* zu sehen sein, wenn er nicht durch den *Roc Noir*, den Nachbarberg des *Glacier Dôme*, verdeckt wäre. Rechts daneben sehen wir die *Grande Barriere* und die *Tukuchaspitze*. Maurice Herzogs Erzählung von der Besteigung der *Annapurna I* wird lebendig. Ist es möglich, von hier aus den Gipfel zu erreichen? Es war der eigentliche Sinn unseres Aufstiegs, dies zu prüfen. Diese Frage kann bejaht werden. Der Grat ist zwar lang, aber gangbar. Man müßte mit weiteren drei Hochlagern rechnen und bräuchte einen starken Nachschub von unten. Vielleicht geht eines Tages eine Expedition diesen lohnenden Weg.

Schnell ist der Berg geräumt. Es bleibt noch zu berichten, daß Günter und Hermann mit einem Sherpa vor einigen Tagen einen weiteren Gipfel bestiegen haben, den 5550 Meter hohen *Tent Peak*. Er ist einer der wichtigsten Punkte unserer Kartenvermessung.

Am 3. Juni kamen die Rückmarschträger und mit ihnen die ersten Regenfälle des nahenden Monsuns. Nach einigen kleinen Zwischenfällen kamen wir wohlbehalten zurück nach Kathmandu. Die Berge haben wir nicht mehr gesehen. Schwere Regenwolken verhüllten sie unseren Blicken. Doch in der Erinnerung glänzen ihre Grate und Gipfel, grüßt Nepal, das Dach der Welt.

Anschrift des Verfassers: Ludwig Greißl, D-8 München 59, Waldschulstraße 45.

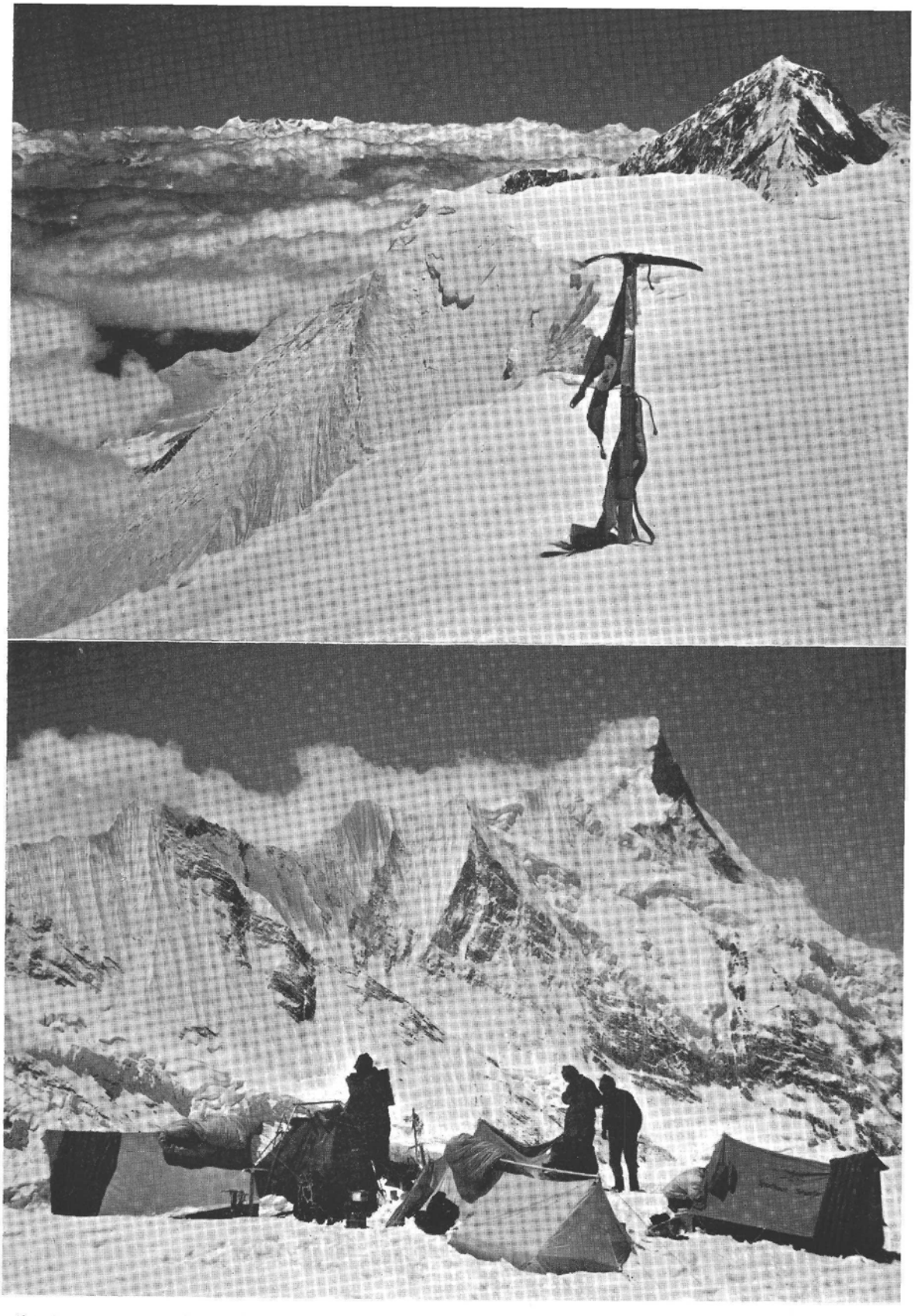
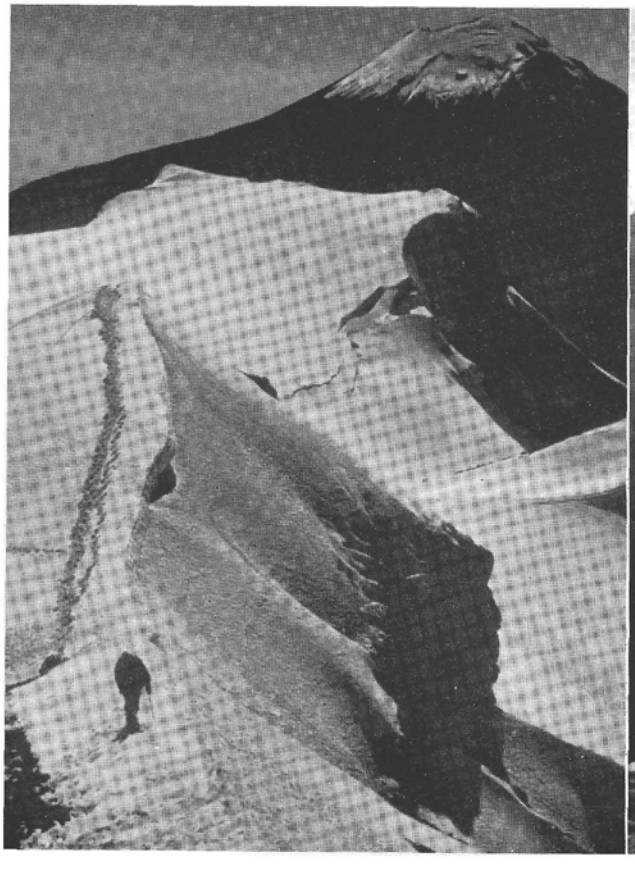
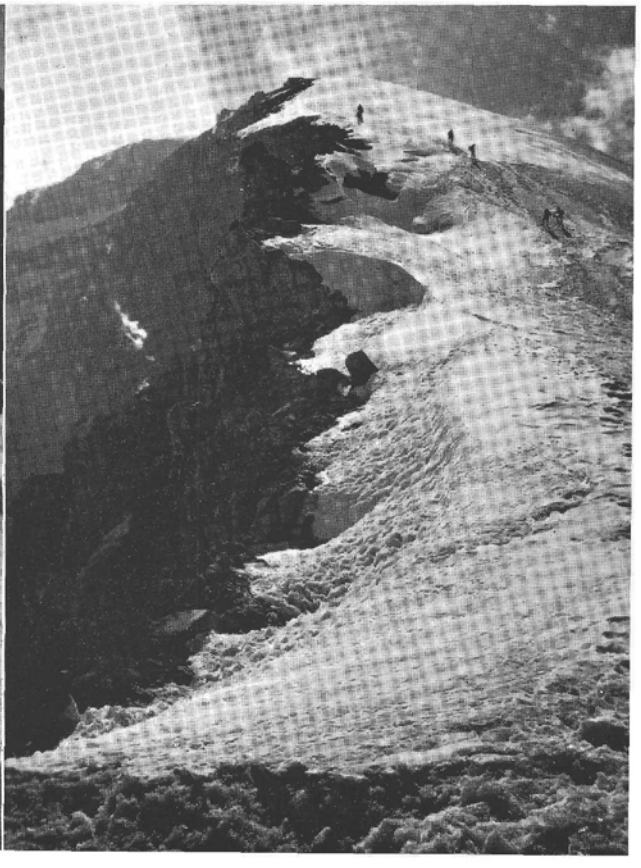


Bild oben: Gangapurna vom Glacier Dôme (7142 m) (Aufn. Erich Reismüller) Bild unten: Machapucharè (6997 m) von einem 5700 Meter hoch gelegenen Lager aus (Aufn. Erich Reismüller) Tafel XIX

Bild oben: Mexiko. Blick in den 300 Meter tiefen Krater des Popocatépetl
Bild links unten: Popocatépetl vom Aufstieg zum Ixtaccihuatl
Bild rechts unten: Gipfelgrat des Popocatépetl (Alle Aufn. Werner Bierdämpfel)

Tafel XX





Ergebnis der Vermessungsarbeit der Deutschen Himalaja-Expedition 1965

GÜNTER HAUSER

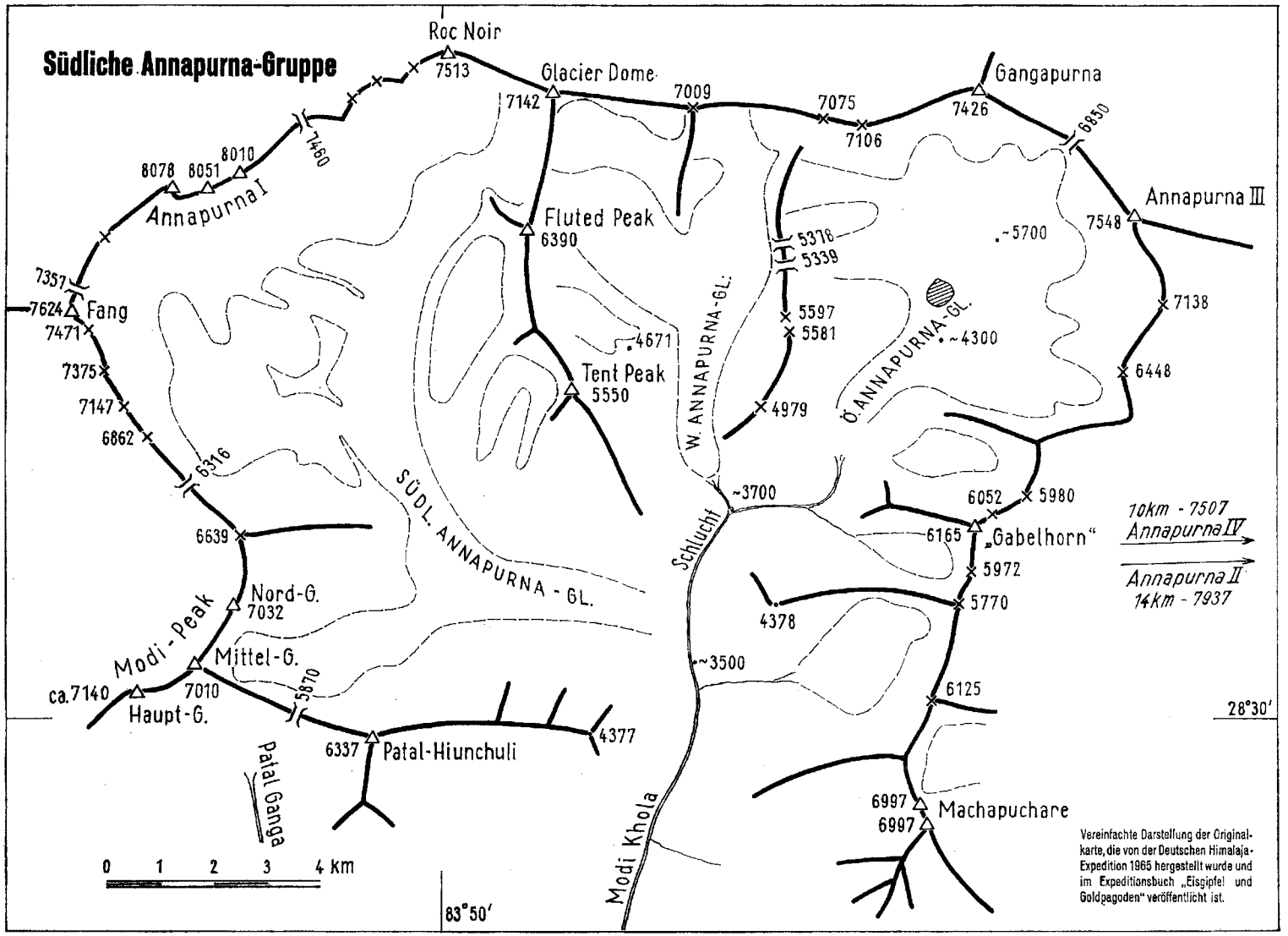
Bis 1956 war es völlig unbekannt, was sich hinter den nach Süden weithin sichtbaren hohen Bergwänden verbirgt, die wie ein riesiges Hufeisen die südliche Annapurnagruppe einschließen. Erst in diesem und dem darauffolgenden Jahr ist Col. J. O. M. Roberts mit seiner Mannschaft durch die Schlucht des Modi Khola in das „Heiligtum", wie sie es nannten, eingedrungen und hat nach Kompaßmessungen eine grobe Kammverlaufskizze angefertigt, die alle wesentlichen Gipfel sowie die drei Gletscher erstmals zeigt. Verständlicherweise fehlten noch alle Details, die Lage der Bergkämme war ungenau und vor allem beruhten die Höhenangaben bisher unbekannter Gipfel nur auf Schätzungen oder zweifelhaften barometrischen Messungen. Es erschien uns daher von großem Interesse, eine genauere Kartenskizze anzufertigen, eine Aufgabe, die zugleich zur Bereicherung der Expeditionsergebnisse beitragen konnte. Es sollte und konnte jedoch keine einwandfreie wissenschaftliche Karte hergestellt werden, da keiner der Teilnehmer Vermessungsfachmann ist und keiner neben den schwierigen Besteigungen die Zeit hatte, das ganze Gebiet mit einem lückenlosen Winkelnetz zu überziehen.

Der Gedanke war vielmehr, die markanten Punkte im südlichen Annapurnagebiet mit einem Theodoliten rückwärts einzuschneiden. Als trigonometrische Ausgangspunkte hierzu sollten sieben Gipfel (Annapurna I, II, III und IV, Machapucharè, Modi Peak, Fang) dienen, die vom Survey of India 1925/26 vermessen und in der Karte Nr. 62 P von 1930 (M 1:253.440) verzeichnet sind. Zusammen mit der Karte Nr. 71 D (östlicher Teil) bildet sie bis heute die Basis aller Karten Nepals und soll unter Berücksichtigung der damaligen beschränkten Möglichkeiten relativ genau sein. Wir gingen deshalb davon aus, daß zumindest fünf der als „intersected point" bezeichneten Gipfel (der Fang hatte keine Höhenangabe und die Annapurna III nur eine „approximate hight") nach Lage und Höhe ungefähr stimmen, wenn auch der Kartograph des Kartenwerkes den eigentlich weißen Fleck in der südlichen Annapurnagruppe mit viel Phantasie ausgefüllt hatte, was nicht gerade das Vertrauen in die Richtigkeit steigerte. Dennoch kann die Leistung, die zur Herstellung des *gesamten* Kartenwerkes über das damals für Europäer unzugängliche Land mit seinem äußerst schwierigen Terrain aufgewendet werden mußte, nicht hoch genug eingeschätzt werden; Details, wie wir sie hier untersuchen, sind dabei von untergeordneter Bedeutung.*

Der Survey of India hatte die sieben Gipfel im (bzw. im benachbarten) Kammverlauf des Hufeisens vermutlich von sehr verschiedenen Standpunkten aus vermessen: einmal von Süden aus der Pokharaebene, von Norden und Nordosten aus dem Marsyandital und wohl auch von Nordwesten aus dem Tal des Kali Gandaki. Um dorthin zu gelangen, muß die Himalajahauptkette in tiefen Tälern durchschritten werden, wobei sich die Fehler einer talaufwärts verlaufenden Vermessung natürlich addieren. Es war für uns daher hochinteressant, erstmals von einem zentralen Standpunkt im Innern des Hufeisens diese Gipfel gemeinsam und auf kurze Entfernung anpeilen zu können. Unser Hauptvermessungspunkt hierfür war der Tent Peak.

Bei der Auswertung paßten die sieben Gipfel dann in keiner Weise zusammen! Es

* Der Survey of India soll zur Zeit eine photogrammetrische Vermessung vom Flugzeug aus für ganz Nepal vorbereiten. Es ist außerdem nicht auszuschließen, daß militärische Stellen aus strategischen Gründen bereits Flugaufnahmen angefertigt haben.


Südliche Annapurna-Gruppe
Roc Noir
7513
Glacier Dome
7142
7009
7075
7106
Gangapurna
7426
6850
Annapurna III
7548
7138
6448
8078
8051
8010
7460
Annapurna I
7357
7624
Fang
7471
7375
7147
6862
6316
Fluted Peak
6390
4671
Tent Peak
5550
5378
5339
5597
5581
4979
W. ANNAPURNA-GL.
~5700
O. ANNAPURNA-GL.
~4300
SÜDL. ANNAPURNA - GL.
~3700
Schlucht
6052
5980
6165
„Gabelhorn"
5972
5770
4378
6639
Nord-G.
7032
Modi-Peak
Mittel-G.
ca.7140
7010
Haupt-G.
5870
~3500
6125
6337
Patal-Hiunchuli
4377
Patal Ganga
6997
6997
Machapuchare
Modi Khola
0 1 2 3 4 km
83°50'
28°30'
10km - 7507
Annapurna IV
Annapurna II
14km - 7937
Vereinfachte Darstellung der Originalkarte, die von der Deutschen Himalaja-Expedition 1965 hergestellt wurde und im Expeditionsbuch „Eisgipfel und Goldpagoden" veröffentlicht ist.

blieb daher nichts anderes übrig, als *einen* Berg zu wählen, an dem wir unsere Triangulation nach Lage und Höhe aufhängen konnten. Der Machapucharè erschien uns am „glaubwürdigsten", da er als südlichster Berg weithin sichtbar mit einer gut anpeilbaren Spitze sicher am einfachsten und besten von den Männern des Survey of India eingemessen werden konnte. Die anderen Berge mußten wir dementsprechend „versetzen", meist in südwestlicher Richtung zwischen einem und über zweieinhalb (Annapurna II und IV) Kilometer.

Infolge dieser doch erheblichen Unstimmigkeit in der Ausgangskarte mußten wir zur maßstabgerechten Lagebestimmung der Punkte nun auch die Nordrichtung und eine allerdings kleine von uns ausgemessene Basis heranziehen; ferner setzten wir voraus, daß außer der Höhenangabe des Machapucharè auch die des Annapurna-I-Hauptgipfels richtig ist, was sich im Verlaufe der Auswertung auch annähernd bestätigt hat. Auf Grund dieser nicht ganz problemfreien Grundlagen kann nicht ausgeschlossen werden, daß unser Netzsystem *insgesamt* sowohl im Maßstab wie in seiner Zuordnung zu den Koordinaten noch Veränderungen erfahren kann, wobei die Größenordnung einer eventuellen Fehlertoleranz selbstverständlich nicht bestimmbar ist. Da die Berechnung der Höhen auf der Lage der Punkte aufbaut und da ferner die Höhenkoten der beiden genannten Gipfel, von denen wir ausgehen, bei ihrer Vermessung in den zwanziger Jahren auch nur Mittelwerte einer zugelassenen Toleranz waren, können sich im Falle von Abweichungen die Höhenangaben in unserem System absolut, d. h. alle gemeinsam, etwas ändern.

Auch die Größe der *relativen* Fehlertoleranz, also der möglichen Abweichungen innerhalb unserer eigenen Messungen, läßt sich nicht einheitlich in Zahlen angeben. Außer den Theodolitmessungen wurden Panoramaaufnahmen vom Glacier Dôme und Gipfelaufnahmen von der Gangapurna zu Winkelmessungen herangezogen und ergänzt durch Photos von Col. Roberts vom Grat nördlich des Machapucharè sowie durch ein Panorama der Kyoto University Expedition vom Modi Peak. Die Lage der Punkte haben wir in der Zeichnung, die Höhen durch Rechnung ermittelt. Bei Höhenbestimmungen derselben Gipfel von verschiedenen Standpunkten aus ergaben sich Unterschiede von 0 bis maximal ± 15 Meter bei schwieriger meßbaren abgerundeten Gipfeln, so daß im allgemeinen mit einer verhältnismäßig großen Genauigkeit der relativen Werte gerechnet werden kann. Trotzdem sind aus den genannten Gründen die hier angegebenen Höhen nur als ausgemittelte Werte zu betrachten, die zufällig auch ungerade Meterzahlen ergaben; darüber darf keinesfalls die mögliche Fehlertoleranz vergessen werden. Da wir aus diesem Grunde keinen Anspruch auf absolute Richtigkeit erheben wollen, möchten wir hier die bisher gültigen Höhenkoten den von uns ermittelten gegenüberstellen:

	bisher	Primärquellen	jetzt
Patal-Hiunchuli	6700	Col. Roberts	6337
Modi-Peak-Hauptgipfel	7196	Survey of India	ca. 7140
Modi-Peak-Hauptgipfel	7256	?	ca. 7140
Modi-Peak-Mittelgipfel	ca. 7100	Kyoto Univ. Exp.	7010
Modi-Peak-Nordgipfel	ca. 7200	Kyoto Univ. Exp.	7032
Fang	7160	Col. Roberts	7624
Glacier Dôme	7255	?	7142
Glacier Dôme	7150	All Jap. M. U. Exp.	7142
Gangapurna	7315	?	7426
Gangapurna	7450	Col. Roberts und Prof. Dr. Dyhrenfurth	7426
Annapurna III	7577	Survey of India	7548
„Gabelhorn"	6400	Col. Roberts	6165
Fluted Peak	6645	Col. Roberts	6390
Tent Peak	5945	Col. Roberts	5550

Die Höhe des Modi-Peak-Hauptgipfels konnten wir nicht genau feststellen, da er von den Vermessungspunkten mit dem Theodoliten nicht angepeilt werden konnte. Ebenso war der Annapurna-I-Hauptgipfel nur von der Gangapurna aus photographisch zu erfassen. Die Höhe der Gangapurna mit 7315 Metern (= 24.000 ft.) im Vergleich zur benachbarten Annapurna III wurde bereits früher übereinstimmend von Col. Roberts und Prof. Dr. Dyhrenfurth als zu niedrig erkannt und auf 7450 Meter geschätzt — eine Relation, die, wie die Messung beider Gipfel jetzt zeigt, sehr genau zutrifft. Einige Berge mußten wir in ihrer Höhe leider etwas beschneiden.

Die *Namensgebungen* im südlichen Annapurnagebiet sind mehr oder weniger sinnvoll. Die Annapurna I bis IV wurden nach ihrer Höhe numeriert, so daß sie zum Teil unglücklich weit auseinanderliegen. Anna bedeutet Nahrung und purna heißt voll, also: voll von Nahrung; oder besser frei übersetzt mit „Nahrungsspender", eine sicher sinnvolle Bezeichnung der Bauern, die das lebensnotwendige Wasser für ihre Felder von den göttlich verehrten Bergen erhalten. Der Name Gangapurna war bei unserer Ankunft noch nicht offiziell, wurde aber in der Literatur schon gebraucht und stammt vermutlich auch aus der Bevölkerung. Ganga bedeutet Wasser oder mehr noch: Gott des Wassers, so daß die Bezeichnung Gangapurna denselben Hintergrund wie Annapurna hat. Nach unserer Besteigung wurde der Name auch von der nepalesischen Regierung akzeptiert, so daß er nun als endgültig zu betrachten ist. Der Modi Peak, nach dem Modifluß benannt, hat nicht weniger als drei andere Namen über sich ergehen lassen müssen, bevor er jetzt — hoffentlich — bei diesem bleibt. Zunächst hieß er Ganesh, dann nannte ihn Col. Roberts Annapurna-Südgipfel, da es anderswo schon einen Ganesh gibt, und Prof. Dr. Dyhrenfurth gab ihm aus dem gleichen Grund den Namen Moditse. Noch eine fünfte Annapurna scheint indessen ein bißchen zuviel, und die Endung tse von Moditse ist tibetisch und paßt nicht ganz in diese Landschaft, weshalb beide Experten bereits davon abgekommen sind. Auch den von Col. Roberts gegebenen Namen „Hiunchuli", was einfach „Schneeberg" heißt, gibt es anderwärts, weshalb wir die Vorsilbe Patal hinzusetzten. Der Bürgermeister von Chomrong hatte das Tal, das von der Südflanke des Modi Peak und Hiunchuli direkt zur Ortschaft herunterleitet und dort in den Modi Khola mündet, als Patal Ganga bezeichnet, was bedeutet: Wasser, das aus der dritten Welt, der Unterwelt, kommt. Er schloß mit dieser Bezeichnung auch beide Berge mit ein. Wir übernahmen deshalb in der Karte den Namen für das Tal und das erste Wort für den Hiunchuli. Wie ein Fischschwanz — das nämlich heißt Machapucharè — sieht der Doppelgipfel des kühnsten der Berge aus, wenn man ihn von Osten betrachtet. Eigentlich ist die Schreibweise Machhapuchharè, doch hielt es Roberts nach dem Studium grundlegender Werke für zulässig, zwei h wegzulassen. Die beiden ersten a sind lang, das letzte kurz. — Das „Gabelhorn", nach dem schweizerischen Obergabelhorn von Roberts' Expedition provisorisch so genannt, ist nicht ideal getauft, da man grundsätzlich keine europäischen Namen übertragen sollte. Es steht daher in Anführungszeichen in der Karte und ist weiterhin als Provisorium zu betrachten. — Der Glacier Dôme, so von Maurice Herzogs Annapurna-I-Expedition benannt, hat seinen Namen zu Recht: auf seinem flachen Gipfel ruht eine Gletscherkappe, die nach allen Seiten in Hängegletschern und Eisbrüchen abbricht. Beim Roc Noir, ebenfalls von den Franzosen getauft, trifft der Name „schwarzer Fels" wohl nur auf der Nordseite zu. Außerdem ist er weniger als Berg, sondern vielmehr als markanter Endpunkt des Annapurna-Ostgrates anzusehen. — Der Fluted Peak, von W. Noyce und D. Cox 1957 bestiegen, wurde von ihnen wegen seines schönen Rillen- oder Riffelfirns so benannt. Dem Tent Peak haben die Briten ebenfalls der Form wegen diesen Namen gegeben, denn das weiße Dreieck seiner Südwestwand erinnert an ein Zelt. Die schöne Gestalt des Fang war für Roberts' Mannschaft auch bei dieser Namensgebung ausschlaggebend: man glaubte sich an den Fangzahn eines Raubtieres erinnert.

Die Benennung der drei Gletscher durch Col. Roberts haben wir ebenfalls übernommen.

Es ist wohl die einfachste Bezeichnung, wenngleich sie mit den Himmelsrichtungen nicht ganz übereinstimmt. Noch großzügiger muß man darüber hinwegsehen, wenn man — wie Roberts dies tut — den Gletscher, über den sich die Franzosen der Annapurna näherten, den „nördlichen Annapurnagletscher" nennt.

Anschrift des Verfassers: Günter Hauser, DAV, D-8 München 22, Praterinsel 5.

Forschungsunternehmen Nepal-Himalaja

WALTER HELLMICH

Einer alten international eingebürgerten Übung entsprechend, werden die großen Auslandsfahrten in die Hochgebirge unserer Erde meist als Mischexpeditionen von Bergsteigern und Wissenschaftlern ausgerüstet. Sie versprechen damit außer den bergsteigerischen Erfolgen auch wissenschaftlichen Gewinn, der dazu beiträgt, die hohen Ausgaben und Opfer, mit denen Auslandsfahrten verbunden sind, zu rechtfertigen. Überblickt man die wissenschaftlichen Ergebnisse solcher Expeditionen, so zeigen sie zuweilen nur einen bescheidenen Umfang, indem sie sich entweder auf sehr spezialisierte Fragen, wie etwa auf Probleme der Höhenphysiologie, beziehen oder aus kartographischen Aufnahmen kleinerer Gebietsteile und aus botanisch-zoologischen Teilsammlungen bestehen. Wenn sie auch unsere Kenntnisse der Hochgebirgswelt fremder Länder beträchtlich erweiterten und den Vorzug mit sich brachten, vor allem die Unzahl wissenschaftlicher Probleme aufzuzeigen, so bestand doch der Nachteil solcher wissenschaftlicher Betätigung vor allem in der räumlichen und zeitlichen Beschränkung, die durch die allgemeine Organisation zwangsläufig verursacht wurde. Bergsteigerische Unternehmungen müssen selbstverständlich in die beste dafür geeignete Jahreszeit gelegt werden, die klimatischen und biologischen Gegebenheiten großer Zeitspannen im Verlaufe eines Jahres blieben uns aber deswegen meist verborgen.

Unter den ausgezeichneten Ergebnissen, die trotzdem unter solchen Umständen erzielt wurden, ragt vor allem die Karte des Chomolongma — Mount Everest im Maßstab 1:25.000 hervor, deren Entstehung der an sich bergsteigerischen Expedition von *Norman G. Dyhrenfurth* (1955) zu verdanken ist. Mit Mitteln des Österreichischen Alpenvereins hatte sich dieser Expedition der Alpenvereinskartograph *Erwin Schneider* angeschlossen. Gleichsam als Nebenresultat gelang ihm dabei die stereophotogrammetrische Aufnahme des Raumes südlich und westlich des Everest, ferner des anschließenden auf der Karte nicht mehr enthaltenen Gebietes des Ngojumbagletschers bis zum Cho Oyu. Die gesammelten Grundlagen wurden von *Schneider* unter Benutzung der geodätischen Ausgangspunkte des *Survey of India* am Stereoautographen des *Finsterwalder-Institutes* für Photogrammetrie der Technischen Hochschule in München bearbeitet. Anhand des dabei gewonnenen Schichtlinienplanes und des photogrammetrischen Bildmaterials fertigte der Alpenvereinskartograph *Fritz Ebster* die Gelände- und Felszeichnung an. Den Druck der Karte besorgte die Firma *Freytag-Berndt und Artaria* in Wien. Dank einer Sachbeihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnte diese Karte gedruckt, 1957 dem Jahrbuch des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins, 1958 der Zeitschrift für Vermessungswesen, 1959 dem Mount-Everest-Buch von *Hagen, Dyhrenfurth, von Fürer-Haimendorf* und *Schneider* und 1965 der *„Erdkunde"* als Anhang beigegeben werden.

Die nach Form und Inhalt ausgezeichnete Karte weckte nicht nur den Wunsch nach Erweiterung der stereophotogrammetrischen Aufnahme im Himalaja, sondern darüber hinaus nach einer gründlichen Erforschung dieser großartigen Landschaft mit den Mitteln und Methoden aller Zweige der Hochgebirgswissenschaft. Dieses Anliegen entsprach nicht nur dem von *E. Schneider* ursprünglich ins Auge gefaßten Vorhaben, eine Karte der ganzen Everestgruppe vom Nangpa La und Cho Oyu bis zum Makalu aufzunehmen, sondern auch dem Plan zu einer universalen Bearbeitung dieses einmaligen Gebirgs-

aufrisses im Sinne *Alexander von Humboldts,* dessen Gedächtnis die Expedition aus Anlaß seines 100. Todesjahres gewidmet sein sollte. Dieser Plan wurde vor allem von dem inzwischen leider viel zu früh verstorbenen Prof. Dr. *Richard Finsterwalder* begeistert aufgenommen und von ihm und von Prof. Dr. *Carl Troll* im Wissenschaftlichen Ausschuß des *Deutschen Alpenvereins* propagiert. Die Forschungen sollten einerseits die Arbeiten fortsetzen, die die *„Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft"* mit der Altai-Pamir-Expedition 1928 und mit der Expedition zum Nanga Parbat 1934 und 1937 sowie die *„Deutsche Forschungsgemeinschaft"* mit den beiden Expeditionen in den Karakorum 1954 und 1959 bereits ermöglicht hatten, andererseits sollten sie die vegetationskundlichen Forschungen von Prof. Dr. *C. Troll* ausbauen und dazu beitragen, die zoologischen Sammlungen aus dem Pamir, dem Hindukusch, dem Karakorum, aus Westnepal und anderen Gebieten des asiatischen Hochgebirges, die vor allem in der Zoologischen Staatssammlung München ruhen, zu vervollständigen und für allgemeine Gesichtspunkte der Ökologie, Tiergeographie und Evolutionslehre auszuwerten.

Als ich von verschiedenen Seiten, insbesondere von einigen Herren des Wissenschaftlichen Ausschusses des *Deutschen Alpenvereins,* gedrängt wurde, die Gesamtorganisation dieser Forschungspläne zu übernehmen, war mir auf Grund meiner eigenen Expeditionserfahrungen von vornherein klar, daß diese Forschungen nicht im Rahmen einer kurzbefristeten Großexpedition durchgeführt werden konnten, sondern nur von einem Arbeitskreis von Wissenschaftlern, die möglichst aus allen Disziplinen der Naturwissenschaften stammen und unter sukzessiver Ablösung nach wohldurchdachtem Plane längere Zeit hindurch im Arbeitsgebiet tätig sein sollten. Damit konnte neben der *Universalität* auch eine *Kontinuität* erzielt werden, wodurch sich dieses Unternehmen von den bisher kurzfristigen bergsteigerisch-wissenschaftlichen Mischexpeditionen grundlegend unterscheidet.

Es mag mir an dieser Stelle erspart bleiben, von den endlosen Schwierigkeiten zu sprechen, die damit verbunden waren, die erforderlichen Mittel zu beschaffen, die bei sparsamster Kalkulation doch auf etwa rund 500.000 DM geschätzt werden mußten. Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* regte an, einen Expeditionsrat einzuberufen, dem deutsche und österreichische Experten angehören sollten und der geeignete Wissenschaftler zur Teilnahme an der Expedition vorschlagen und die Arbeiten koordinieren sollte. Dieses Gremium konnte erstmalig am 31. März 1960 zusammentreten und im Hause des Deutschen Alpenvereins tagen. Ihm gehörten die Herren Prof. Dr. *R. Finsterwalder* (nach dessen Tod Prof. Dr. *Gotthard),* Prof. Dr. *H. Flohn,* Prof. Dr. *F. Gessner,* Prof. Dr. *A. Herrlich,* Prof. Dr. *H. Hoinkes,* Prof. Dr. *H. Kinzl,* Prof. Dr. *C. Kosswig,* Prof. Dr. *H. Merxmüller,* Prof. Dr. *H. J. Schneider,* Prof. Dr. *O. Steinböck,* Prof. Dr. *C. Troll* und seit 1964 Prof. Dr. *F. W. Funke* an.

Nach anfänglichen Unterstützungen durch das Bundeskanzleramt, durch das Bundesinnenministerium und aus privater Hand (Dipl.-Ing. *Max Wuppermann)* konnten wir dankenswerterweise in der *„Fritz-Thyssen-Stiftung"* einen Mäzen finden, der die vollständige Subventionierung des „Forschungsunternehmens Nepal-Himalaja" (Research Scheme Nepal Himalaya) übernahm. Damit hatten die Hauptsorgen ein Ende und wir konnten an die Durchführung eines Planes herangehen, der als Antrag reichlich vierzig Seiten umfaßte und im April 1960 erstmalig der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorgelegt worden war.

Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeiten, sei es auf biologischem, ethnographischem oder anthropologisch-medizinischem Gebiet, bildet immer die Karte. Es war deswegen selbstverständlich, daß die Durchführung der kartographischen Aufnahmen an erster Stelle stand. In drei Winterexpeditionen (1960/61, 1961/62, 1962/63) konnten unter der Leitung von Dipl.-Ing. *Erwin Schneider* die Grundlagen für das geplante große Kartenwerk erarbeitet werden. An den Expeditionen Schneiders nahmen, jeweils aufgeteilt auf die einzelnen Abschnitte, als Hilfsgeodäten *S. Aeberli, F. Bitterle, P. Breuer, U. Gruber,*

C. Kerner, H. Schriebl, als Gast der Schweizer *F. Elmiger* und als Bergsteiger, die bei der Überwindung besonders schwieriger alpiner Probleme halfen, *Kuno Rainer* und *Ernst Senn* teil. *Guzzi Lantschner* begleitete eine Gruppe als Kameramann.

Insgesamt konnten 6000 Quadratkilometer aufgenommen und vermessen werden. Mit einer Ausbeute von rund 500 Topoplatten im Format 13/18 war die Grundlage für das geplante Kartenwerk gelegt. Besondere Schwierigkeiten boten Kälte und Stürme, die sich besonders an den Graten und Gipfeln als hemmende Faktoren auswirkten. Zuweilen wurden die Zelte durch Winddruck und Schneelast zusammengedrückt. Als oberste Arbeitsgrenze erreichte die Gruppe *Aeberli-Schriebl* Höhen über 6700 Meter.

Die gesamte Arbeit wurde zunächst *terrestrisch* photogrammetrisch angelegt, da die großen absoluten Meereshöhen des Aufnahmeobjektes mit zum Teil über 8000 Meter aufsteigenden Gipfeln und die beträchtlichen Höhenunterschiede, die hier auf kleinstem Raum bis zu 5000 Meter betragen können, die Senkrechtaufnahmen aus der Luft erschwert hätten. Endlich sprachen die außerordentliche Steilheit im vertikalen Aufbau des Gebirges und die Grenznähe zu Tibet (China) für die Anwendung der terrestrischen Methode. Dank dem Entgegenkommen der nepalesischen Regierung konnten *Erwin Schneider, Fritz Ebster,* der im Jänner 1962, von Innsbruck kommend, in Kathmandu eintraf, *Hubert Schriebl, Franz Elmiger* und *Peter Aufschnaiter* das gesamte aufgenommene Gelände mit einer Pilatus Porter abfliegen. Endlich konnten im Vorhimalaja im Dezember 1964 und im gleichen Monat des Jahres 1965 von *E. Schneider* Luftbildaufnahmen gemacht werden, die die früheren terrestrischen Aufnahmen ergänzen und der Ausarbeitung und Vertiefung der ethnographischen Arbeiten dienen sollten.

Sehr bald konnte auch mit den biologischen Arbeiten begonnen werden. *U. Gruber,* der *E. Schneider* bei den ersten kartographischen Aufnahmen als Hilfsgeodät geholfen hatte, konnte nach *Schneiders* Abreise am 15. März 1961 noch in Nepal bleiben. Er arbeitete zunächst im Auftrag der nepalesischen Regierung im Karnaligebiet, wodurch er Vergleichsbeobachtungen zu seinen Eindrücken in Ost-Nepal anstellen konnte. Im Sommer 1961 zeigte Dipl.-Ing. *M. Wuppermann* sein lebhaftes Interesse an unseren Plänen. Durch seine Spende und durch einen Zuschuß seines Vaters war es uns möglich, eine zweite Gruppe nach Nepal zu entsenden. Ihr gehörten als Leiter des Teams Prof. Dr. *H. Janetschek, Innsbruck,* als Geologe Dipl.-Geol. Dr. *F. List, München,* und Dipl.-Ing. *M. Wuppermann* als technischer Berater an. *U. Gruber* stand der Gruppe zur Seite und vermehrte in der Folgezeit seine Aufsammlungen nepalesischer Kleinsäuger. Leider erkrankten *List* und *Wuppermann* sehr bald, Prof. *Janetschek* dagegen gelang es unter anderem, ein Querprofil vom Taboche aus einer Höhe von 5300 Meter über die Talfurche des Dudh Kosi (3900 m) zum westlich exponierten Gehänge der Ama Dablam bis zu einer Höhe von rund 6100 Metern zu legen. Innerhalb dieses Profils wurden an zahlreichen Stellen Untersuchungen des Bodens, des Bewuchses und der Tiergemeinschaften durchgeführt. Mit einer Sammlung von rund 10.000 Belegexemplaren von Kleintieren, einem Herbar und einer Kollektion von Amphibien und Reptilien konnte *Janetschek* in Begleitung von *List* Kathmandu am 28. Juni 1961 verlassen.

Im Frühjahr und Sommer 1962 konnte eine zweite biologische Gruppe in Nepal tätig sein. Sie bestand aus Dr. *G. Diesselhorst* als Ornithologen und *J. Popp* als Präparator, beide von der Zoologischen Staatssammlung München, und den Entomologen *G. Ebert* und *H. Falkner,* die ebenfalls im Auftrage des gleichen Museums im Felde arbeiteten, sowie dem Arzt Dr. *B. Altmeyer* aus Mittenwald-Garmisch. Sowohl die Ornithologen als auch die Entomologen arbeiteten zunächst im heißen Gebiet des Terai sowie im Grenzgebiet zwischen den Siwaliks und der Mahabharatkette, um allmählich bis zu Höhenlagen von rund 6000 Metern aufzusteigen. Trotz stärkster Erschwerung der Arbeiten durch den Monsun, trotz Kälte, Nässe, Schmutz und Ungeziefer konnten große Aufsammlungen zusammengebracht und umfangreiche Beobachtungen angestellt werden. Als letzter Teilnehmer dieser vierten Arbeitsgruppe reiste im August des gleichen Jahres

Dr. *J. Poelt*, Botanische Staatssammlung München, nach Nepal, um neben allgemeinen botanischen Arbeiten vor allem lichenologische Studien durchzuführen.

Als sechste Arbeitsgruppe brach im Februar 1963 ein gemischtes meteorologisch-biologisches Team nach Nepal auf. Dr. *H. Kraus* und *K. Häckel*, beide vom Meteorologischen Institut der Universität München, hatten in monatelanger Arbeit Instrumente vorbereitet, mit deren Hilfe es gelang, Messungen des Energiehaushaltes an der Erdoberfläche in hochgelegenen Teilen des Khumbu-Himalaja durchzuführen. Außerdem konnten im nepalesischen Mittelland in 2000 und 3000 Meter Höhe noch zwei Klimastationen aufgebaut werden. Dr. *W. Haffner* brachte von seinen Exkursionen, die ihn wiederholt vom Terai in höchste Lagen des Everestraumes führten, weit über 10.000 Exemplare von Gefäßpflanzen sowie Bodenproben aus dreißig Profilen verschiedener Höhenstufen mit. Als Arzt begleitete diese Gruppe Priv.-Doz. Dr. *F. Zimmer*.

Nach einer rund viermonatigen Unterbrechung wurde im März 1964 die Forschungsarbeit wieder aufgenommen. Noch einmal flogen zwei Entomologen — wie immer mit der KLM — nach Nepal, Dr. *W. Dierl*, Zoologische Staatssammlung München, und Dr. *R. Remane*, Zoologisches Institut der Universität Marburg, um den noch nicht intensiv bearbeiteten Gruppen, wie beispielsweise den Mikrolepidopteren, besondere Aufmerksamkeit zu widmen und im Gegensatz zur ersten Entomologengruppe ihrer Sammeltätigkeit in umgekehrter Richtung nachzugehen, also zunächst im Hochgebirge zu beginnen und anschließend sukzessive abzusteigen.

Dieser siebenten Arbeitsgruppe schloß sich im Sommer 1964 Priv.-Doz. Dr. *H. Löffler*, Wien, an, um sich dem Studium der verschiedensten Typen von fließenden und stehenden Gewässern zu widmen. Allein die rund sechzig Seen, die auf der bereits veröffentlichten *Schneiderschen* Karte des Everst erfaßt sind und damit im engeren Forschungsgebiet liegen, gehören den verschiedensten Seentypen an. *Löffler* konnte Untersuchungen an sechsundzwanzig Seen durchführen, darunter am größten See, dem Tsola Tso, einem Gletscherstausee, der zwischen dem Hochstand während des Sommermonsuns und dem Tiefstand im Herbst seinen Spiegel um rund zwanzig Meter verändert, wie auch am höchstgelegenen See, einem in 5540 Meter Höhe liegenden Karsee zwischen dem Nuptsegletscher und der Khumbugletscherzunge. Die Arbeiten *Löfflers* an den Seen des Himalaja werden interessante Vergleiche mit seinen Untersuchungen an Seen Chiles, Perus und am Mount Kenya erlauben.

Die zoologischen Sammlungen, die sich auf entomologischem und ornithologischem Gebiete beispielsweise auf rund 100.000 Insekten und auf 2000 Vogelbälge belaufen, sind der Zoologischen Staatssammlung München zur Bearbeitung überwiesen, sie kann damit als ein Zentralinstitut für die zoologische Erforschung Nepals gelten.

Erfreulicherweise unterstützte die Fritz-Thyssen-Stiftung auch den Plan, das Forschungsunternehmen auf völkerkundliche Untersuchungen auszudehnen. Unter der Leitung von Prof. Dr. *W. F. Funke*, Köln, brach im Frühjahr 1965 eine ethnographisch-medizinische Arbeitsgruppe nach Nepal auf. Ihr gehörten die beiden Ärzte Priv.-Doz. Dr. *S. Heinrich* und Dr. *G. Gröschel*, die Herren *W. Limberg*, *M. Oppitz* und *G. C. Teschke* sowie Fräulein *M. Schmidt-Thomé* an. Von den Ärzten wurden in Ergänzung der völkerkundlichen Erhebungen über die Verbreitung der Sherpas unter Leitung von Dr. *S. Heinrich* Blutgruppenuntersuchungen durchgeführt, die vor allem ermitteln sollten, inwieweit sich die Blutgruppen der Sherpas von denen anderer nepalesischer Stämme und der benachbarten Tibeter abheben. Darüber hinaus wurde ein allgemeiner Überblick über den Gesundheitsstatus angestrebt, wobei vor allem Untersuchungen von Stuhl und Urin angestellt und Erhebungen über Stoffwechsel-, Wurm- und Geschlechtskrankheiten sowie über die Verbreitung des Kropfes durchgeführt wurden. Wie alle am Forschungsunternehmen beteiligten Mediziner halfen auch die Ärzte dieser Gruppen einheimischen Kranken durch ambulante Behandlung.

Im Rahmen der völkerkundlichen Untersuchungen wurde das Sachgebiet des Geistes-

lebens der Sherpas von Prof. *Funke* persönlich bearbeitet. In einer großen Zahl von Sherpadörfern wurden Dokumente entdeckt, die die Abstammung der verschiedenen Sherpasippen zu klären versprechen. Eine große Anzahl handgeschriebener, bisher noch unbekannter religiöser Texte konnte erworben werden, deren Auswertung für die Kenntnis des religiösen Lebens der Sherpas von außerordentlicher Bedeutung ist. Umfangreiche Untersuchungen wurden über die Gesamtverbreitung der Sherpas, über die Geschlechts- und Altersgliederung in den Dörfern, über den Umfang des kultivierten Landes, die Verteilung des Grundbesitzes, über Sommer- und Winterwanderungen angestellt. Nach einem Vorstoß bis zum Khumbugletscher und bis nach Beding, dem höchstgelegenen Sherpadorf, traten Ende August alle Teilnehmer den Rückmarsch nach Kathmandu an, Fräulein *Schmidt-Thomé* konnte neben ihren Arbeiten über die materielle Kultur der Sherpas nach ihrer Rückkehr nach Kathmandu noch vergleichende Studien zur Ornamentik anstellen.

Noch während die Feldarbeiten liefen, konnte bereits mit der Veröffentlichung der ersten Ergebnisse begonnen werden. Die Deckung der Kosten für den laufenden Druck sowie für die Herstellung und den Druck des geplanten Kartenwerkes sagte erfreulicherund dankenswerterweise ebenfalls die *Fritz-Thyssen-Stiftung* zu. Um eine Zerstreuung der einzelnen Arbeiten in oft schwer zugängliche Spezialzeitschriften zu vermeiden, wurde dem Vorschlag zugestimmt, alle Ergebnisse des Forschungsunternehmens Nepal-Himalaja in einem gemeinsamen Werk zu veröffentlichen. Ihm wurde der Name „*Khumbu Himal*" gegeben; diese Bezeichnung wurde gewählt, weil sich die Feldarbeiten vornehmlich in dem Gebiet abspielten, das diesen Namen trägt und das einen ziemlich abgeschlossenen Raum im nepalesischen Himalaja darstellt. Um die Priorität der Namensgebung für die große Zahl neuer Arten und Rassen von Pflanzen und Tieren zu gewährleisten, wurde vor allem mit der Veröffentlichung systematischer Arbeiten begonnen. Die erste Lieferung enthält eine Einführung in die Arbeiten des Forschungsunternehmens, in den drei weiteren bis jetzt vorliegenden Lieferungen finden sich Arbeiten zoologischen, botanischen, meteorologischen und medizinischen Inhalts. Die fünfte Lieferung enthält die erste Karte, *Khumbu Himal I*, die den Raum vom Nanpa La und vom Cho Oyu bis zum Makalu und von der nepalesisch-tibetischen Grenze bis etwa südlich der Ama Dablam umschließt, vier Achttausender enthält und im Maßstab 1:50.000 einen Raum von ca. 2500 Quadratkilometern überdeckt. Dank der Unterstützung durch den Deutschen und den Österreichischen Alpenverein konnte die Karte durch die Alpenvereinskartographen, die Diplom-Ingenieure *Fritz Ebster* und *Erwin Schneider* in Innsbruck, fertiggestellt werden. Den Druck besorgte *Freytag-Berndt und Artaria*, Wien. Der Karte kommt ein unschätzbarer Wert für die Bergsteiger und für alle Zweige der Hochgebirgsforschung zu, sie wird manchen Betrachter überraschen mit einer Reihe neuer Namen, bei deren ortsgetreuer Feststellung *Peter Aufschnaiter* beträchtliche Hilfe leistete. Zwei weitere Karten sind in Arbeit und werden wohl in Kürze erscheinen können.

Das Forschungsunternehmen darf mit Freude und Dankbarkeit feststellen, daß alle Teilnehmer ihr Bestes für die Erreichung der ihnen gestellten Ziele gaben und daß alle von Unfällen und schweren Erkrankungen verschont blieben. Der Dank gehört aber auch den ungezählten Trägern und besonders den Sherpas, ohne deren Hilfe und Opferbereitschaft manche Aufgabe nicht erfüllt worden wäre. Besonders zu erwähnen ist ihr Sirdar *Urkien*, der von Anfang an in unseren Diensten stand. Herzlichsten Dank schulden wir den Schweizern, die uns die Einrichtungen des Schweizer Hilfswerkes für Nepal in der Ekanta Kuna, Kathmandu, in Jiri und an vielen Außenstellen bereitwilligst zur Verfügung stellten und viele Flüge ins Expeditionsgebiet ermöglichten. Es sei uns hier erspart, Namen zu nennen. Tiefsten Dank sind wir alle aber *Nepal* selbst schuldig, vor allem den vielen Vertretern der Regierung im Singha-Dhurbar, die uns die Erlaubnis zum Betreten Ost-Nepals und zur Durchführung unserer Forschungen erteilten und die halfen, alle Wege zu ebnen.

Dem Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Nepal, Herrn Dr. *Wilhelm Löer*, verdanken wir die Anregung, das Forschungsunternehmen nach Erfüllung der ursprünglich gestellten Aufgaben nicht auslaufen zu lassen, sondern nach einer Möglichkeit zu suchen, die Arbeiten in anderer Form fortzusetzen. Dabei bot sich der Gedanke an, dem Forschungsunternehmen einen festen Sitz in Kathmandu einzurichten. Während einer Audienz bei S. Majestät dem König von Nepal Ende Februar 1965 war mir Gelegenheit geboten, die Gründung eines *„Nepal Research Center"* vorzuschlagen. Unsere Pläne fanden bereitwillige Zustimmung des Königs und der in Frage kommenden Behörden. Wir fanden ein für diesen Zweck sehr geeignetes, eben errichtetes Haus in Chauni, im Westen der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Museums gelegen. Es enthält Gast- und Gesellschaftsräume und bietet die Möglichkeit zur Einrichtung einer Bibliothek und eines Laboratoriums und zur Ausnutzung des großen Gartens. Die Subventionierung dieses Institutes, das als *Nepal-Forschungsinstitut* zugleich seinen Sitz in der Zoologischen Staatssammlung in München hat, verdanken wir ebenfalls der *Fritz-Thyssen-Stiftung*. Am 17. November 1965 wurde die offizielle Eröffnung in Kathmandu vollzogen, zu der S. Kgl. Hoheit der Kronprinz von Nepal, Mitglieder der Ministerien und der deutsche Botschafter erschienen.

Vom Nepal Research Center aus konnten bereits musikologische Dokumentationen (Dr. *F. Hörburger, Toni Grad*), glaziologische Untersuchungen (Dr. *H. Heuberger*) und botanisch-geographische Studien (Dr. *W. Haffner*) durchgeführt werden.

Am 11. Oktober 1965 fand in München eine Sitzung des Expeditionsrates statt, an der der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herr Prof. Dr. *Julius Speer*, und als Vertreter der *Fritz-Thyssen-Stiftung* Herr Dr. *Ernst Coenen* teilnahmen. Als Träger des *„Nepal Research Center"* wurde eine *„Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Hochgebirgsforschung"* mit Sitz in München gegründet. Im Rahmen dieser Vereinigung konnten bereits wissenschaftliche Untersuchungen in Peru, Südchile, Guatemala, Kolumbien und Ostafrika gefördert werden. In einer Schriftenreihe der „Arbeitsgemeinschaft" sollen die Ergebnisse zukünftiger wie auch bereits abgeschlossener Forschungen (z. B. am Mount Kenya, am Huascaran u. a.) veröffentlicht werden.

Wurde mit dem *Forschungsunternehmen Nepal-Himalaja* eine neue Form wissenschaftlicher Arbeit im Hochgebirge geschaffen, wobei sich die Aufgliederung in zeitlich aufeinanderfolgender Gruppenarbeit besonders bewährte, so bietet die *„Arbeitsgemeinschaft"* die Möglichkeit, Forschungen in weit verstreuten Hochgebirgen unserer Erde zu fördern, zu koordinieren und zu intensivieren, wobei mit der Verknüpfung von grund- und zweckwissenschaftlichen Arbeiten nicht nur der reinen Wissenschaft, sondern auch jenen Ländern gedient wird, in denen wir als Gäste arbeiten dürfen.

Literaturverzeichnis

Khumbu Himal, Ergebnisse des Forschungsunternehmens Nepal-Himalaja. Lieferung 1, 1—23, 1964, Lief. 2, 25—120, 1965, Lief. 3, 121—236, 1966, Lief. 4, 237, 1966. Springer-Verlag, Berlin-Heidelberg-New York.

Karte *Khumbu Himal* (Nepal), 1:50.000, von *Erwin Schneider* und *Fritz Ebster*. Zu beziehen durch das Forschungsunternehmen Nepal-Himalaja, Schloß Nymphenburg, Nordflügel, München 19.

Anmerkung des Verfassers: Der Einheitlichkeit wegen wurde in vorstehendem Beitrag die Schreibweise *Himalaja* verwendet (Duden). Wir folgen sonst der Schreibweise *Himalaya*, entsprechend dem Vorschlag von Prof. G. O. Dyhrenfurth („Der dritte Pol", S. 11, 1960).

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Walter Hellmich, Zoologische Staatssammlung München, Schloß Nymphenburg, Nordflügel, D-8 München 19.

Bergfahrten im Hochland von Mexiko

VON WERNER BIERDÄMPFEL

Schon bei unserer langen Fahrt von Nogales an der nördlichen Grenze bis ins Herz des Aztekenreiches merkten wir, daß Mexiko ein einzigartiges Land ist, ein Land von außergewöhnlichen Naturschönheiten. Und so, wie drei Epochen — die indianischen Hochkulturen frühgeschichtlicher Zeit, die altspanische Kultur und das sehr moderne Mexiko — auf engstem Raum zusammentreffen, finden wir auch in der Natur Gegensätze wunderbarer, ja einmaliger Art. Eingebettet zwischen zwei Gebirgen, der Sierra Madre Occidental und der Sierra Madre Oriental, liegt das zentrale Hochland Mexikos. Über der tropischen Vegetationszone erheben sich riesige Vulkane, von denen allein neun höher als 4000 Meter sind, drei weitere sind gar eis- und schneebedeckt und erreichen Höhen, die beträchtlich über 5000 Meter hinausgehen: der Ixtaccihuatl (die schlafende Frau) 5286 Meter, der Popocatépetl (der rauchende Mann) 5452 Meter und der Citlaltepetl (der Sternenberg) oder Pico de Orizaba 5700 Meter. Dies sind die höchsten Berge Mexikos, die Berge, deretwegen wir die Reise unternommen haben.

Ixtaccihuatl, 5286 Meter

Nachmittags erreichten wir Amecameca. Palmen und Arkaden umsäumen den Platz, auf welchem sich ein Bild unbeschreiblicher Vielfalt an Farben, Formen und Bewegungen darbietet: Indianermarkt. Orangen, Tomaten, Zuckerrohr, Ton- und Holzwaren werden feilgeboten. Eine alte Indianerin hockt vor ihrer Ernte. Kaum zwei Dutzend Orangen und ebensowenig Tomaten hat sie in Miniaturpyramiden vor sich aufgebaut. Geduldig sitzt sie da, ihre schwarzen Zöpfe berühren den Boden. Überall bieten die Frauen ihre Waren an, überall sind die Kinder. Es sind schöne Menschen, zufrieden und von ansteckender Heiterkeit.

Plötzlich verschwindet die weiße Wolke über dem Dorf, und zwischen schwarzer Lava und dem blauen Himmel des ewigen mexikanischen Hochlandfrühlings, dreitausend Meter über uns, zeigen sich die vier Eisgipfel des Ixtaccihuatl.

Dürr und abgestorben steht das Maisstroh auf den abgeernteten Feldern, an denen wir in fast knöcheltiefem Sand in gemäßigtem Tempo vorbeifahren. Später steigt das Gelände an, es beginnt ein wunderschöner Wald, der sich erst lichtet, als wir den Paso de Cortez, einen kilometerweiten, sanften Sattel zwischen Ixtaccihuatl und Popocatépetl, erreichen. Eine Viertelstunde weiter ist die Sandstraße zu Ende. Auch der Tag geht zur Neige. Frierend in der leichten Sommerkleidung und etwas verloren stehen wir umher. Weit, weit im Osten glänzt noch der Pico de Orizaba über der Nacht des Tales. Golden leuchtet um uns das sonst gelbe Pampasgras in der schrägstehenden Sonne, und als auch wir von der Tropennacht umgeben sind, glüht immer noch der Firn auf den Gipfeln. Rasch stellen wir das Zelt auf.

Anderntags schreibe ich ins Tagebuch: „Schlecht geschlafen, schlecht bei'nand." Aber jeder hat an diesem Tag „seine Stunde". Man kommt nicht ungestraft vom Urwald auf 4000 Meter herauf. Nach einer wüsten Um- und Einpackerei können wir endlich losziehen. Fast ist es Mittag geworden. Auf schmalem Weg zwischen hohem Pampasgras und losem Geröll queren wir in den Steilhängen unter der Südwand des Amaculecatl entlang. Wo wir um unsere Bergschuhe froh sind, kommt uns ein alter Indianer in San-

dalen entgegen. Freundlich zieht er seinen ausgefransten Strohhut. Was uns nach dem Portillo, einer markanten Scharte, erwartet, kann kaum einen Besteiger des Ixta begeistern. Zwischen großen Felsblöcken liegt nichts als feiner Sand, der unter jedem Tritt wegfließt, weil die Neigung des Hanges so stark ist. Wir sind froh, als diese Tretmühle im kompakteren Gelände ein Ende hat. Wir überschreiten noch einen Grathöcker und stehen plötzlich im Schnee. Vor uns ist die Senke, in welcher das „Igloo", eine Biwakschachtel auf 4760 Meter Höhe, steht. Gern setzen wir unsere schweren Lasten ab. Die wenigen mexikanischen Bergsteiger haben diesen Stützpunkt mit viel Idealismus und großen finanziellen Opfern errichtet.

Mit einer Vitamintablette und einem Schluck Tee im Magen beginne ich anderntags den Aufstieg zum Gipfel. Daß es den Freunden besser geht, hat seine Gründe. Manfred Kosi, ein bärenstarker Bursche aus der Steiermark, hat noch nicht einmal zwei Dutzend Jahre auf dem Buckel, und Dr. Richard Hechtel ist ein Jahr zuvor im Himalaja ohnehin auf über 7000 Meter „geeicht" worden. Über meine elende Verfassung mache ich mir indessen wenig Sorgen, solange meine Willenskraft ausreicht, Gedanken zu fassen und Bewegungen durchzuführen. Eine in der Tat unliebsame Abwechslung bringt eine brüchige Felsrippe, die gequert werden muß. Dann aber sind wir endgültig in der steilen Eisflanke, die wir gestern schon aufs Korn genommen hatten. Die ausgezeichnete Beschaffenheit des Firns macht das Steigen zur Freude und gibt mir die alte Form wieder. Auf dem Rodillas, dem ersten Eisgipfel des Ixta, denkt man schon nicht mehr an die eben erst verlassene Flanke, sondern steht überrascht am Anfang des sehr, sehr langen, ungemein abwechslungsreichen Südgrates. Das ist wirklich alpines Gelände! Die Erklärung dafür ist sehr einfach: der Ixtaccihuatl ist kein Vulkan im engeren Sinn. Er kam noch nie zum Ausbruch, hat keinen Krater und deshalb auch nicht die „vulkanische Form" eines stumpfen Kegels. Der Bergsteiger empfindet die Besteigung des Ixta vom technischen Standpunkt aus „alpiner" und deshalb schöner und interessanter als die der beiden anderen Vulkane, deren Besteigung sich jedoch wegen anderer Eigentümlichkeiten lohnt. Verschiedene Zwischengipfel unterbrechen den Aufstieg, und als wir einmal nicht unerheblich an Höhe verlieren, meint Richard ironisch: „Ist das nicht ein herrlicher Gegenanstieg, wenn wir vom Gipfel 'runterkommen?" Unterhalb des Barriga tritt gelbes Gestein aus dem Schnee. Bald danach ersteigen wir wieder eine Firnkante, nach der dann der Blick so sehr auf den höchsten Punkt des Berges gerichtet ist, daß mir von der Begehung des Gipfelplateaus außer dem Bruchharsch nichts mehr in Erinnerung bleiben wird. Zu dritt nebeneinander betreten wir den Gipfel. Unsere Freude ist groß. Dieses Gipfelglück ist mit einem einzigen nüchternen Satz im Tagebuch vermerkt: „Gipfel Ixtaccihuatl 5286 Meter, 12.25 Uhr am Heiligen Abend 1965. Mein erster Fünftausender!" Ich hätte mir kein schöneres Weihnachtsgeschenk denken können.

Spät am Abend sitzen wir wieder wohlbehalten im Zelt. Aus Pfefferminztee, Honig, Orangen, Schnaps und sonstigen wahrhaft seltsamen Zutaten entsteht unser Punsch Marke „Vulcano". Auf dem Verpflegungskarton brennen vier Kerzen, zwei weiße und zwei rote. Richard spielt auf der Mundharmonika „Stille Nacht".

Pico de Orizaba, 5700 Meter

Christtagmorgen. Wolkenloser Himmel und strahlende Sonne. Zwischen den hohen Bäumen glänzt der Popocatépetl verlockend bis zu uns herunter. „Wir könnten heute ganz gemütlich zur Biwakschachtel am Ventorilla hinauf, dann wären wir morgen auf dem Gipfel." „Ja, aber . . ." „Aber?" „Aber der Orizaba." Über den Orizaba wissen wir nicht mehr, als daß er 250 Kilometer weiter im Osten steht. In fünf Tagen müssen wir die Rückreise antreten. Ob wir in der knappen Zeit diesen hohen Berg ersteigen können, erscheint zumindest recht fraglich. Der Popo wäre uns sicher. Doch das Unbekannte lockt — wir entscheiden uns für den Pico de Orizaba.

Sofort beginnt ein emsiges Treiben: Auspacken, Einpacken, Umpacken. Gegen zwölf Uhr kommen wir endlich weg. Nach vielen Stunden fast ununterbrochener Fahrt photographieren wir im Abendlicht den „Sternenberg". Dann fahren wir auf unbefestigter Straße zwischen Gräben, Furchen, Schlaglöchern und Geröll im Schneckentempo einen 25 Kilometer langen Autoslalom. Noch ist uns ein Rätsel, wo wir die Nacht verbringen werden. Dieses Rätsel wird gelöst, indem wir in Tla Chichuca, dem letzten Dorf, mitten auf dem Marktplatz unser Zelt aufbauen. Nach dem Interesse der Bevölkerung zu schließen, hat Tla Chichuca so etwas noch nicht erlebt (wir auch nicht). Als die inzwischen recht zutraulich gewordene Jugend gegen 22 Uhr langsam verschwindet, glauben auch wir, unsere Ruhe zu finden. Wir haben allerdings nicht mit dem Hund gerechnet, der in nächster Nähe sein Gebell beginnt und die anderen Hunde zu gleichem animiert. In Mexiko gibt es nicht nur sehr viele Hunde, sondern nach der Statistik auch 2,7 Millionen Esel. Davon entfallen schätzungsweise zwei Dutzend auf unser Dorf, und sie bleiben nun ihrerseits den Hunden nichts schuldig. Daß das Gebrüll schließlich doch ein Ende genommen haben muß, merken wir, als uns das Gejohle betrunkener Indios, die unser Zelt mit Steinen bewerfen, aus dem Schlaf reißt. Ganz wohl ist uns dabei nicht. Meistens weckt einen die Sonne, wenn man zeltet. Diesmal sind es Indioweiber, zu einer Zeit, da noch der Mond am Himmel steht. Wie können wir wissen, daß ausgerechnet heute Markttag ist? Indianische Gestik deutet unmißverständlich darauf hin, daß es für die Gringos höchste Zeit ist zu verschwinden.

Der einzige Lichtblick nach unseren nächtlichen Abenteuern ist der Jeep samt Fahrer, den wir noch gestern aufgetrieben und für heute engagiert haben. Daß er statt um acht erst um halb neun Uhr kommt, zeugt von einer Pünktlichkeit, die auf diesem Breitengrad geradezu überrascht. Und sofort beginnt ein neues Abenteuer. Die Richtung, die der Jeep einschlägt, kann nicht einmal als Weg bezeichnet werden. Manchmal fragen wir uns, ob es nicht doch ein ausgetrocknetes Bachbett ist, in das die Gummiprofile eingreifen. Wir wissen auch nicht, was wir mehr bewundern sollen, die Leistungsfähigkeit des Jeeps oder die Kaltblütigkeit des Fahrers. Da sind links und rechts des „Weges" plötzlich breite Erdrisse, die kaum mehr Platz lassen, als der Jeep breit ist. Was wir im steilen Wald erleben, hat nichts Vergleichbares mehr, und nur die überzeugende Virtuosität des Chauffeurs läßt uns keine „Todesängste" ausstehen. Zwei Stunden lang stolpert der Jeep über Blöcke und Gräben, steigt über Baumwurzeln und Geröll, schwimmt im Sand, legt sich nach allen Seiten. Das ist nichts für schwache Nerven und nichts für empfindliche Mägen. Endpunkt Piedra Grande, 4200 Meter. Wir verabschieden uns von unserem Freund. Morgen soll er wieder kommen, morgen nachmittag vier Uhr. Lachend zeigt er vier Finger: „Si, si quadro. Buenas noches!" Weit davon entfernt, jetzt schon an die Nacht zu denken, holen wir den Kocher aus dem Rucksack. Manfred, Chefkoch unseres Unternehmens, serviert uns Rühreier, gerade die richtige Grundlage für die folgenden Stunden. Kurz nach zwölf Uhr nehmen wir unser schweres Gepäck auf, dann steigen wir zwei Stunden lang die Moränenhänge über angefrorenes Geröll, vereiste Platten und verschneite Rinnen hinauf. Bei 4680 Meter beginnt der Gletscher und damit ein weit angenehmeres Gelände. Offenbar sind wir alle drei in glänzender Form. Jeder wünscht, heute noch so hoch wie möglich zu steigen. Gegen siebzehn Uhr sind wir an der markanten Felsschulter „Sarcofago" und finden einen ausgezeichneten Platz. Der Höhenmesser zeigt 5045 Meter. Eine Stunde lang haben wir noch Arbeit, bis das Nylonzelt steht und das Hochlager eingerichtet ist. Im Osten liegt ein unübersehbares Wolkenmeer, darüber steht der Schatten des Orizaba — eine höchst seltene Erscheinung. Zwanzig Meter über dem Zelt hängt an der Felswand ein Block, der mir keine Ruhe läßt, aber Richard hat seine eigene Art, meine geäußerten Bedenken zu zerstreuen: „Wahrscheinlich trifft's bloß oan!" Nacheinander schlüpfen wir in die Schlafsäcke. Um halb sieben kriechen wir anderntags aus dem Zelt. Noch stehen die Sterne am Tropenhimmel. Es ist bitter kalt. Das wenige, was zum Gipfel mit muß, ist schnell verstaut. Erbärmlich frierend stehen wir um den

Kocher herum. Wenn doch der Tee fertig wäre! Langsam, ganz langsam schmilzt der Schnee. Schon steht die Sonne hinter dem Orizaba. Um acht Uhr verlassen wir das Lager und queren auf der Nordseite zum Grat hinüber. Aber auch da ist es nicht möglich, eine bessere Spur zu legen. Sechshundert Meter über uns wissen wir den Gipfel. Wir sehen ihn nicht mehr, weil wir zu nahe am Berg sind. Wenn der Bruchharsch nicht aufhört, wird der Anstieg kein Vergnügen sein. Da finden wir eine alte Spur, die uns wenigstens die Illusion gibt, daß es in ihr besser geht. Fast ebenmäßig, ohne Unterbrechung, ohne interessante Stelle, doch sehr steil — das ist unser Weg; ein Weg ohne Spannung, ohne Überraschung. Aber die Begeisterung ist groß und mit ihre die Freude, auf einem so hohen Berg zu steigen. An der Labio inferior, der Unterlippe, ist alles ganz anders: Senkrechte Wände, Kanten, Kamine, Rinnen, Fels: der Krater. Abwechslung endlich auch für uns. Im weiten Bogen schwingt der Firngrat zum Gipfel hinauf, den wir zu Mittag erreichen.

Popocatépetl, 5452 Meter

Schwer atmend stehen wir nebeneinander. Sind wir zu schnell gestiegen? „Wir waren doch gestern erst auf dem Orizaba." „Aber steiler war die Wendeltreppe." Wir stehen unter den Glocken der Kathedrale von Puebla. Weit unter uns liegt die schöne Stadt. „Schau! Im Westen der Ixta und links der Popocatépetl." „A propos Popo: Es ist Zeit, daß wir gehen." Herrliches Bergland von Puebla! Die Straße führt uns über weite Strecken durch Nadelwald. Vergleiche mit den Alpen drängen sich auf, aber zu fremdartig sind die anderen Merkmale der Landschaft. Bei Rio Frio sind wir 3100 Meter hoch. Bald schlängelt sich die Straße hinab, um erst in Chalco wieder anzusteigen. Jetzt kommt die Sandstraße hinter Amecameca. Ist San Piedro wirklich ein Räubernest? Diesmal geht es am Paso Cortez nach rechts. Da hat uns die Nacht doch noch eingeholt. Endstation Tlamacas. Heute verzichten wir auf das Zelt. Das Forsthaus, das auch Bergsteigern Unterkunft bietet, ist unsere Herberge. Allerdings schlagen wir unser Lager auf dem Fußboden auf, weil die dafür vorgesehenen Schlafsäcke noch schmutziger sind.

Um sechs Uhr früh — es ist noch finster — verlassen wir die Hütte. In den Rucksäcken befindet sich nur das Allernötigste. Wir werden froh sein um das leichte Gepäck, denn wir werden heute sehr schnell steigen müssen. Heute abend, daran ist nichts zu ändern, müssen wir in Mexico City sein. Daß man den Popocatépetl von hier aus über den Normalanstieg an einem Tag ersteigen kann, ist uns nicht neu. Wie aber wird es bei der 1600 Meter hohen Nordflanke sein, die wir gerade angehen? Da wir gestern abend noch die paar hundert Meter Weg bis zur Basis des Berges erkundet haben, ist es kein Problem, ohne Licht wenigstens die Richtung einzuhalten. Ein Problem besonderer Art bleibt aber die Frage, wie wir die ersten 250 Höhenmeter über Sandhänge am besten hinter uns bringen. Erst nach einer Stunde haben wir „festen Boden" unter den Füßen, loses Geröll, das etwas höher zum Glück von Firnstreifen zusammengehalten wird. Das gibt uns endlich die Möglichkeit, festen Tritt zu fassen, und sofort können wir das Tempo steigern, ohne uns deshalb mehr anstrengen zu müssen. Unser Berg schiebt in seine Nordflanke eine mächtige Felsschulter aus Urgestein hinaus. Diese Schulter ist rund 500 Meter hoch. Überraschend tritt aus dem brüchigen Lavagestein ein herrlich fester Grat, ein wahres Geschenk, das wir zu genießen wissen. Dieser Grat führt direkt zur Biwakschachtel (4630 m), die wir um neun Uhr erreichen. Noch 800 Meter zum Gipfel! Die folgende Wandzone, die, zuerst absteigend, dann aufwärts gequert werden muß, ist sehr steil, ausgesetzt und ohne Zweifel das heikelste Stück des ganzen Aufstiegs. Es ist die Zone, wo Lava in Urgestein übergeht, geologisch völlig uneinheitlich. In dieser Wand balancieren wir auf angefrorenen Tritten herum, unterstützt vom eingesetzten Pickeldorn. Bald danach liegt, durch eine breite Rinne von uns getrennt, der auslaufende Gletscherarm des Ventorillo vor uns. Der Sattel hinter der Schulter führt an den Gletscher

(4900 m). Die Rast dauert gerade so lange, bis die Steigeisen angeschnallt und zwei Orangen verzehrt sind. Unsere Hoffnungen auf gute Eisverhältnisse erfüllen sich, und mit neuem Auftrieb legen wir unsere Serpentinen in den Hang. Was wir nicht für möglich hielten, wird in Kürze Wirklichkeit sein: Wir werden alle drei Fünftausender Mexikos erstiegen haben.

Da ist auch schon der Gipfel. Kaum können wir es glauben, daß wir weniger als sieben Stunden für den Aufstieg benötigten. Schwefelgeruch schlägt uns entgegen. Der Krater bietet einen gespenstischen Anblick! In dreihundert Meter Tiefe liegt ein kleiner, wunderbar grüner See. Gelber Schwefel hat sich am Fels abgelagert. Die Wände des Kraters tauchen senkrecht aus dieser höllischen Tiefe empor, und das Gestein zeigt Farbabstufungen feinster Art. Nicht nur vom Grund des Riesenkraters, sondern auch von den Wänden tritt der Schwefeldampf heraus, der manchmal so stark ist, daß man kaum mehr den gegenüberliegenden Kraterrand sieht und daß über dem Berg eine große Wolke hängt. Wir sind einer Urwelt konfrontiert wie nie zuvor im Leben. Erst nach einer Stunde denken wir an den Abstieg. Still, mit dem Erlebten noch nicht ganz fertig geworden und wohl auch im Bewußtsein eines wahrscheinlich immerwährenden Abschieds vom mexikanischen Hochland steigen wir zu Tal.

Anschrift des Verfassers: Werner Bierdämpfel, D-791 Neu-Ulm, Arnulfstraße 6.

Alpinismus und Erziehung[1]

ULRICH MANN

Erziehung ist mehr als Ausbildung. Unter Erziehung verstehen wir einen Vorgang, in welchem jene innere Haltung erworben wird, die allem äußeren Können Grundlage und Stütze bietet. Ein erzogener Mensch unterscheidet sich vom bloßen Könner dadurch, daß er in seinem Können wie in seiner Grundhaltung eine Ganzheit darzustellen vermag. Die so verstandene Erziehung begleitet das ganze Menschenleben. Es gibt Erziehung von außen wie von innen her, der Mensch wird erzogen durch seine Mitmenschen wie durch sich selbst.

Erziehung ist immer ausgerichtet auf ein konkretes Ziel, auf ein praktisches Verhalten. Nun gibt es zahlreiche praktische Verhaltensweisen, welche sich auf der allgemein menschlichen Erziehung aufbauen und darüber hinaus nichts Spezifisches verlangen. Es gibt aber auch, und zwar gerade in unserer Zeit, eine Anzahl von praktischen Verhaltensweisen technischer Art, welche eine spezifische erzieherische Basis erfordern. So leidet beispielsweise der überhandnehmende Kraftfahrzeugverkehr nicht an mangelndem Können, sondern an mangelnder Erziehung bei der Masse der kraftfahrenden Menschen. Zum „defensiven Fahren", zur Rücksicht im Verkehr gehören spezifische Grundeinstellungen des Kraftfahrers, die nur durch Erziehung erworben werden können. Man kann also durchaus von einer „Erziehung zum Kraftfahrer" sprechen: Es gibt spezifische Erziehung.

Unsere moderne technische Welt erfordert eine spezifische Erziehung in den Gebieten, in denen eine besondere Verantwortung wahrzunehmen ist. Mit reinem Können kann man sich begnügen in verhältnismäßig harmlosen Bereichen; wo aber die Gefährdung durch die Technik droht, ist eine spezifische Erziehung unumgänglich. Man kann folgende Regel formulieren: Technisches Können und Verhalten setzen in unserer Welt um so mehr spezifische Erziehung voraus, als sie Verantwortlichkeit auferlegen; die Verantwortlichkeit wiederum wächst mit der Gefährdung der menschlichen Existenz. Eine solche Gefährdung kann eine äußerliche, leibliche sein, aber ebenso auch eine geistige: Wo ein Apparat seelenlos verwaltet wird, macht er den Menschen zur Maschine; auch diese Gefährdung ist nur durch Erziehung zu bewältigen.

Mit diesen Definitionen haben wir bereits einen Zugang gewonnen zu dem, wovon im folgenden die Rede sein soll: zur bergsteigerischen Erziehung. Der Alpinismus stellt den Bergsteiger auf jeden Fall in die Verantwortlichkeit für Leib und Leben, für seine Seilgefährten, für die Helfer von der Bergwacht, für ihn selbst. Der Alpinismus kann aber auch seelenlos und maschinell betrieben werden und damit den Menschen zum bloßen Kletterkünstler, um nicht zu sagen zum Akrobaten, werden lassen. Der Alpinismus erfordert also eine besondere Verantwortlichkeit, da er eine äußere und innere Gefährdung enthält; diese Verantwortlichkeit kann nur bewältigt werden durch Erziehung.

Damit stellt sich nun freilich eine weitere Frage. Ist es denn erlaubt, die „spezifische" Erziehung so hoch zu bewerten, wie wir es eben getan haben? Ist es nicht viel wichtiger, das gemeinsame Ziel aller speziellen Pädagogik zu betonen, nämlich die Erziehung zum Menschsein? Darauf möchte ich mit folgender Erwägung antworten.

Der eben genannte Einwand enthält ja einen Wahrheitskern, der nicht bestritten wer-

---

[1] Der vorliegende Aufsatz geht zurück auf das Referat „Jugend am Berg in unserer Zeit", welches der Verfasser beim Jugendleitertag des DAV in Berlin am 20. Mai 1966 gehalten hat.

den kann. Dennoch muß betont werden: die These, es komme bei aller Erziehung im Grund nur auf reine Menschlichkeit an und diese sei allenthalben dieselbe, es gebe also kein spezielles Ethos etwa des Technikers oder des Politikers oder wessen auch immer — nun diese These wurzelt in dem humanistischen Idealismus der vortechnischen Zeit, sie trägt der inzwischen gewandelten Wirklichkeit zuwenig Rechnung. Das Erziehungsprogramm des Idealismus war ja unmittelbar ausgerichtet auf rein menschliche Ideale, die dann im Einzelfall in verschiedener, aber noch durchaus überschaubarer Weise in die Praxis umzusetzen waren. Die moderne Technik stellt uns jedoch in eine derart komplizierte Welt hinein und verlangt so zahlreiche voneinander grundverschiedene, spezialisierte Verhaltensweisen, daß wir die Erziehungsideale nicht mehr in einem „höheren" Bereich suchen können; und zwar einfach deshalb, weil der Mensch der Umsetzung dieser Ideale in die Praxis infolge der Überspezialisierung nicht mehr gewachsen ist. Wir müssen also die Erziehungsprinzipien unmittelbar aus den Verhaltensbereichen selbst zu gewinnen suchen. Letzten Endes wird sich natürlich der wirklich erzogene Kraftfahrer auf derselben menschlichen Basis befinden wie der wirklich erzogene Seemann, Flieger, Soldat, Astronaut oder auch Bergsteiger. Aber die Erziehungsprinzipien kommen von sehr verschiedenen Ausgangspunkten her und zielen dann freilich auf eine gemeinsame unsichtbare Mitte hin. Wir müssen also heute die einzelnen Gebiete daraufhin befragen, worin sie Ansätze zeigen, von welchen her eine Erziehung zum Menschsein im jeweiligen Funktionsbereich möglich ist. Damit setzen wir selbstverständlich voraus, daß es ein gereiftes und wahres Menschsein geben muß und kann; aber wir berücksichtigen die Erziehungselemente, welche in den einzelnen Bereichen selbst angelegt sind, stärker, als es eine rein idealistisch angelegte Erziehung zu tun pflegt.

Mit diesem Einwand gegen den Idealismus ist freilich nicht gemeint eine grundsätzliche Ablehnung dessen, was man Idee und Ideal nennt. Zu jeder Erziehung gehört eine Idee, ein idealer Zeitpunkt, der im unablässigen Erziehungsvorgang angepeilt wird. Was wir als Erziehungsidee des Bergsteigens zu betrachten haben, muß jedoch mit allen Wurzeln im Bereich des Alpinismus selbst gründen. Wir müssen die Idee aus der realen Größe Alpinismus zu gewinnen suchen.

Damit stehen wir wieder einmal vor der so oft und manchmal bis zum Überdruß diskutierten Frage nach dem Wesen des Bergsteigens, umgehen können wir aber diese Frage nicht. Das Problem stellt sich uns jedoch in einer besonderen Perspektive insofern, als wir den Alpinismus auf sein Wesen hin unter dem Erziehungsaspekt befragen. Diese Frage soll im folgenden entfaltet werden.

Zunächst möchte ich eine knappe Formel nennen, unter die sich die einzelnen Begriffsbestimmungen, die wir vorhaben, subsummieren lassen. Ich definiere den Alpinismus als *Spiel am Berg*.

Um diese Formel gleich gegen ein Mißverständnis abzuschirmen: Es heißt Spiel am Berg und nicht Spiel mit dem Berg. Der Berg ist nur im uneigentlichen Sinn Partner dieses Spiels. Er ist jedoch mehr als bloßer Spielplatz; er ist eine so eigenartige, einzigartige Größe, daß er von vornherein in die Definition des Themas hineingehört. Er spielt wesenhaft eine stärkere Rolle als der Rasen oder die Sprunggrube oder auch der Roulettetisch für die entsprechenden Spielformen. Bei diesen genannten Spielen ist der Ort doch eigentlich nur das technische Hilfsmittel für das Spiel; im Alpinismus jedoch ist der Berg, wenn auch kein lebendiger Partner, so doch ein Spielgegenstand, der von sich her die höchste denkbare Verantwortlichkeit des Spielenden verlangt.

Dieses Spiel am Berg läßt sich nicht, wie manches andere Spiel, nach eindeutigen Regeln bestimmen; an Stelle von Regeln können wir hier nur von verschiedenen Grundsätzen reden. Die im folgenden zu nennenden Grundsätze haben jedoch die Eigenart, daß sie in einer ganz klar bestimmten aufsteigenden Ordnungsreihe zueinander gefügt sind. Es kommt bei unseren Definitionen sehr darauf an, die Reihenfolge streng zu beachten. Die zuerst zu nennenden Grundsätze sind die vordergründigsten, man kann sie auch die

grundlegenden nennen; sie müssen zuerst bedacht, erlernt und angeeignet werden, ehe die weiteren darauf aufgebaut werden können. Diese untersten Stufen sind nun gewiß unentbehrlich, aber sie allein führen niemals zum Ziel und Sinn des Spiels. Von jedem Bergsteiger, sei er ein bloßer Wanderer, sei er ein Extremer oder sei er gar ein „Sestogradist", ist zu verlangen, daß er sich in seiner bergsteigerischen Erziehung alle Grundsätze zu eigen macht; wer es auch nur an einem vollständig ermangeln läßt, kann nach unserer Definition kein wahrer Mitspieler im Spiel am Berg sein.

Nach dieser Vorüberlegung entwerfen wir nun die einzelnen Grundsätze in der Reihenfolge, wie sie der inneren Ordnung des Spiels am Berg gemäß ist.

Sport und Technik

Erstens, das Bergsteigen ist Sport und Technik.

Nicht jedes Spiel ist Sport, aber jeder Sport ist Spiel. Daß die Technik aufs Ganze gesehen mit dem Sport nicht allzuviel Berührungspunkte hat, liegt auf der Hand; aber jeder Sport hat eine technische Seite, jeder Sport setzt eine bestimmte Technik voraus, die so exakt wie alles Technische beherrscht werden will.

Daß Bergsteigen Sport sei, ist rundweg zu bejahen. Wer dies bestreitet, nimmt dem Alpinismus etwas Wesentliches: die Freude an der Leistung und den Ansporn, der in der Vergleichbarkeit der Leistungen liegt. Ich kann mir keinen Bergsteiger denken, der nicht etwas von jenem sportlichen Impuls in sich erlebte, der ihn zur Leistungssteigerung treibt. Die im Führer angegebene Zeit einzuhalten und wenn möglich zu unterbieten, ist ein echtes sportliches Bestreben des Bergsteigers. Zum Sportlichen am Bergsteigen gehört auch die genaue Klassifizierung von Routen nach Schwierigkeitsgraden: Diese Einteilung hat ja nicht nur den Sinn, den Dreiermann von einer Fünfertour abzuhalten, ihre Bedeutung liegt vielmehr auch in dem erzieherischen Appell, in langsamer Steigerung die Gradzahlen zu erhöhen, denen man jeweils gewachsen ist. Das sportliche Element findet sich auch auf jenem Gebiet des Alpinismus, welches in unserer Zeit eine immer größere Rolle spielt, nämlich beim Schi-Bergsteigen. Die Abfahrtsroute muß natürlich zunächst einmal der jeweiligen Gefahrenlage angepaßt werden; doch wird die Abfahrt selbst immer auch nach sportlichen Gesichtspunkten durchgeführt werden. Wer wollte bestreiten, daß die Schigruppe nach der Besteigung des Hochgipfels schließlich so etwas wie eine Slalomkonkurrenz auf die Piste legt?

Das Bergsteigen ist Sport; doch es ist nicht nur Sport: auch dies liegt auf der Hand. Die Vergleichbarkeit der Leistung hat ihre Grenze. Eine Zweiertour kann unter bestimmten Witterungsverhältnissen sehr schnell den höchsten Schwierigkeitsgrad erreichen; eine normalerweise in zwei Stunden zu durchsteigende Wand kann unter Umständen acht Stunden abverlangen, und die Leistung kann dabei größer sein als die der Erstbegeher. Der Sport setzt im Idealfall absolut gleiche Bedingungen voraus. Eine 100-m-Bahn ist in Berlin nicht anders als in Melbourne oder Tokio. Am Berg jedoch sind wir in einem Bereich, in dem die Vergleichbarkeit der Bedingungen auf ein Minimum reduziert ist. Der Klettergarten ist natürlich eine Ausnahme, aber gerade er dient ja lediglich dem eigentlichen Bergsteigen zur Vorbereitung, Übung und Erziehung, er gehört aber selbst noch nicht zu dem Komplex dessen, was wir Alpinismus nennen. Im Klettergarten des Mittelgebirges sind die Bedingungen noch sportlich vergleichbar; im Hochgebirge jedoch nicht mehr. Die sportliche Seite am Bergsteigen hat ihre Grenze, und die Grenze ist sehr schnell erreicht: Deshalb müssen wir vom Bergsteigen als Sport unter der ersten Ziffer reden, die von den andern dann sofort überboten wird. Damit ist in keiner Weise der Auffassung das Wort geredet, das Bergsteigen sei in einem moralischen, wertenden Sinn „mehr als Sport". Das „Mehr" ist nichts Qualitatives, sondern etwas Quantitatives, als solches kann es jedoch nicht bestritten werden.

Zur sportlichen Seite am Bergsteigen gehört auch die Technik. Das Technische am Al-

pinismus hat sein volles Recht, und man kann nicht mehr, als den allgemeinen und sehr formalen Grundsatz aufstellen: mit künstlichen Hilfsmitteln sparen. Es läßt sich nicht vorwegnehmend fixieren, wie viele Haken für eine bestimmte Route verwendet werden sollen. Das Technische hat nicht nur sein Recht, es hat auch seinen ihm eigenen Reiz. Der junge Bergsteiger muß seine Technik stets vervollkommnen, die alpinistische Ausbildung kann auch niemals ein Ende der Entwicklung technischer Hilfsmittel statuieren. Gerade hierin geht der Alpinismus wieder über das Sportliche hinaus: Denn beim reinen Sport kann die Entwicklung der Hilfsmittel immer nur sekundäre Bedeutung haben; eine Kugel hat ihr festgelegtes Gewicht und ihren festgelegten Durchmesser, eine Aschenbahn ihre festgelegte Konsistenz. Die Entwicklung von Bohrhaken jedoch schafft völlig neue Möglichkeiten, welche sehr bald wieder überholt sein können. Der ältere Bergsteiger blättert kopfschüttelnd in den halbjährlichen Katalogen der großen Ausrüstungsfirmen; der jüngere jedoch blättert mit bejahendem Kopfnicken. Zwischen beiden Auffassungen gibt es nur eine fließende Grenze. Es kommt im Verhältnis des Bergsteigers zur Technik auf den oben genannten Grundsatz an, einen Paragraphen jedoch wird man daraus nicht machen können.

Abenteuer

Zweitens, das Bergsteigen ist Abenteuer. Damit verlassen wir schon den Bereich des rein Sportlichen und nur Technischen. Es kann nicht bestritten werden, daß auch die Technik Abenteuer ermöglicht. In einigen Jahrhunderten wird man die ersten Astronautenflüge unserer Zeit noch mit gewissem Neid als Abenteuer ansehen, so wie wir heute die Fahrt des Kolumbus oder die Expeditionen Nansens und Sven Hedins betrachten. Das Wesen der technischen Entwicklung liegt jedoch darin, das abenteuerliche Element, das Moment der Nichtberechenbarkeit völlig auszuschließen. Wenn es heute bei Weltraumfahrten noch unerwartete Schwierigkeiten gibt, so wird und darf es solche in einigen Jahrhunderten eben nicht mehr geben. Die ersten Flieger erlebten mit ihren leinwandbespannten Kisten noch das Abenteuer des freien atmosphärischen Elements; heutzutage jedoch empfindet man Störungen im Luftverkehr lediglich als unerwünschte Zwischenfälle. Der Bergsteiger sucht zwar ganz gewiß nicht den Unfall, wohl aber die unerwartete, jedoch mit menschlichen Möglichkeiten noch zu meisternde Schwierigkeit, also eben das, was der Pilot nur als lästige, unerwünschte und nach Möglichkeit zu vermeidende Störung im Fahrplan ansieht.

Das Abenteuer gehört mit zum Wesen des Spiels. Ein Spiel, dessen Ergebnis absolut festliegt, ist kein Spiel mehr. Wenn wir das Bergsteigen als Spiel am Berg bezeichnet haben, so geht es im Abenteuer entschieden über Sport und Technik hinaus. Ein sportliches Spiel kann wohl einige abenteuerliche Elemente enthalten; aber im strengen Sinn paßt der Ausdruck nicht mehr. Der Sieg einer Fußballmannschaft ist eine Leistung; ein Abenteuer ist er nicht. Das Abenteuer ist die Erschließung des Unbegangenen. Sven Hedins Durchquerung der Taklamakanwüste war ein Abenteuer, war auch eine unerhörte körperliche und seelische Strapaze, aber als eine sportliche Leistung kann man diesen Marsch doch nicht gut bezeichnen. Im Abenteuer gelangt der Mensch über den Sport hinaus, hier kommt er noch dem Urgrund der Schöpfung nahe, hier erlebt er seinen ursprünglichen Entwurf zum freien Wagnis.

Das Abenteuer kann freilich auch so sehr im Sinn einer falschen „spielerischen" Leistung gesucht werden, daß es ans Frevelhafte grenzt. Wir wollen eine solche extreme Übersteigerung nicht mehr mit dem Ehrennamen des Abenteuers belegen. Freilich kann man auch hier nicht mehr von vornherein sozusagen paragraphenmäßig festlegen, wo das echte Spiel des Abenteuers aufhört und die falsche Spielerei beginnt. Auch hier gibt es nur einen allgemeinen Grundsatz, aber keine bündige Vorschrift.

Das Abenteuer führt den Menschen in die Urnatur. Jede Bergtour, die diesen Namen verdient, ist ein Gang ins Unbegangene. Mögen die Griffe einer häufig begangenen Route

im Spätsommer auch wie poliert glänzen, im nächsten Frühjahr sind sie wieder wie neu. Wo heute noch hundert Menschen gestiegen sind, kann morgen vielleicht nur eine einzige hervorragende Seilschaft durchkommen. Jeder Bergsteiger spürt etwas von der Sehnsucht in sich nach unerstiegenen Bergen in fernen Kontinenten. Aber die Alpenwelt, mag sie an manchen Punkten auch noch so sehr von Apfelsinenschalen oder Konservenbüchsen oder auch unnötigen Haken verunschönt sein, sie öffnet doch immer wieder nach kurzer Zeit einen Weg ins Neuland. Ganz traurig braucht der Alpenwanderer nie zu werden; ein Hauch vom Abenteuer der Erstersteigung wird immer um jeden bedeutenden Gipfel wehen.

Ernst

Das Bergsteigen ist, drittens, wie jedes rechte Spiel eine ernste Sache. Es ist ein abenteuerliches Spiel, so sagten wir, aber diese Bestimmung verlangt auch eine eindeutige Grenzziehung. Der Bergsteiger kann kein Abenteurer von der Art jener „Spieler" sein, die überhaupt keine Grenze mehr achten. Das Spiel mit dem Leben, mit dem eigenen oder dem Leben anderer, ist verwerflich. Damit soll gewiß nicht das Wagnis verworfen sein, wohl aber einerseits der verantwortungslose Leichtsinn, andererseits jenes aus Langeweile und Daseinsekel geborene bewußte Aufs-Spiel-Setzen des Lebens, welches in der heutigen so stark durchrationalisierten und verplanten Welt nicht selten vorkommt. Wenn wir den Alpinismus als Spiel definieren, so können wir gerade an dieser Stelle auf einen Wesenszug des eigentlichen und echten Spiels verweisen, wobei wir uns an das maßgebende Buch von Johann Huizinga „Homo ludens" (Deutsch Amsterdam 1939) anschließen. Das Spiel ist eine Existenzhandlung und Lebensform, in der der Mensch am meisten er selbst ist. Im Spiel gibt er sich ganz seiner Sache hin, und wo und wann auch immer er sich seiner Sache hingibt, beginnt jenes hohe Spiel, in dem der Mensch seine Eigentlichkeit findet. Er spielt eine Rolle, aber er wird in der Hingabe mit seiner Rolle eins. Das kann man an spielenden Kindern beobachten, die wirklich in ihrer Rolle aufgehen. Das Spiel ist so ernst wie der Mensch ernstgemeint ist. Und der Mensch ist am meisten er selbst, wo er so sehr zum Einsatz gefordert ist, daß er nicht mehr an sich denkt, sondern nur noch an die Sache. In diesem Augenblick überwindet er ja auch die Angst und den Schwindel. Es ist eine häufige Erscheinung, daß auch ein geübter Bergsteiger zu Beginn des Bergsommers erneut die Angst- und Schwindelgefühle des Anfängers erlebt, sobald er über den Abgrund kommt; in dem Augenblick jedoch, wo er nur noch auf das Spiel von Händen und Füßen an Griffen und Tritten konzentriert ist, verliert der Tiefblick seine Schrecken. Der Mensch hat sich gefunden, indem er den Ernst des Spiels so tief erlebt, daß er ganz seiner Sache gehört und nicht mehr um sich selber kreist.

Dieses Erlebnis setzt aber immer eine Haltung voraus, welche eben das Spiel ernst nimmt, so ernst, wie es genommen sein will. Wer nur das Wagnis, nur die Gefahr, nur die Todesnähe sucht, ja sie genießen will, der nimmt das Spiel nicht ernst genug.

Humor

Das Bergsteigen ist, viertens, wie jedes rechte Spiel eine heitere Sache. Heiter, das heißt nun nicht lustig, nicht fidel, nicht witzig, obwohl dies alles auch zur Heiterkeit gehören kann. Mit Heiterkeit meinen wir etwas viel Tieferes, am nächsten steht diesem Begriff der Humor. Das Bergsteigen bleibt als Spiel gerade darin dem Humor verhaftet, daß es bei allem Ernst der Hingabe doch auch wieder eine Grenze dieses Ernstes kennt. Und zwar hat der Ernst des Bergsteigens da seine Grenze, wo der Krampf und der Kampf beginnt. Kampf mit dem Berg? Wir sollten uns diese Terminologie abgewöhnen. Der Berg ist kein Gegner, er ist auch kein Spielpartner, er ist vielmehr der Spielstein und die Spielregel und das Spielfeld, ja das Spiel selbst, alles in einem. Als Gegner wäre der Berg entweder zu schwach oder zu stark. Einen zu schwachen Gegner bekämpft man

nicht, weil es unehrenhaft wäre, einen zu starken nicht, weil es töricht wäre. Der Berg kann auch deshalb kein Kampfgegner sein, weil er keine Person ist, kein Dämon, kein Riese, sondern eben das Spiel, das Spiel als Gestalt. Er ist gewiß noch mehr, er ist eine Urgestalt der Schöpfung, ist ein Stück Natur, ist ein Zeichen, welches auf Höheres verweist; aber an dieser Stelle unserer Besinnung müssen wir betonen, daß er kein Gegner ist, sondern das Spiel selbst, das Spiel mit seinem Ernst und seiner Heiterkeit.

Das Bergsteigen kann gewiß auch die Form des Wettkampfes annehmen; doch damit haben wir eine Kampfform genannt, die eben nur ins Kampfspiel gehört und nicht in den Krieg. Es kann gewiß so etwas wie Wettkämpfe zwischen Seilschaften geben, etwa um schnellere und bessere Durchstiege, etwa auch zum Ersterreichen eines noch unbetretenen Gipfels. Allein hier ist sehr darauf zu achten, daß der Humor gewahrt bleibt, denn wo der fehlt, da wird das Kampfspiel zum Kampf und der Kampf zum Krampf. Es gab Wettläufe zu Gipfeln, bei denen die Grenze des Humors eindeutig mißachtet wurde. Die Folgen waren nicht selten auch danach, sie sind bekannt genug. Jeder weiß, daß im Eifer des Kampfspiels manchmal der Humor versagt, und es sei fern von uns, die großen Bergsteiger zu tadeln, welche sich im Übereifer so hinreißen ließen, daß die Grenze des Humors verletzt wurde. Aber wir müssen immer wieder danach trachten, jene Grenze neu zu entdecken, um sie gegebenenfalls respektieren zu können. Das geschieht nicht etwa durch kommandierte Heiterkeit beim Gruppenabend, sondern durch die Besinnung auf jene Seite des Bergsteigens, in der sich der Unterschied zu Krampf und feinseligem Kampf offenbart. Letztlich geschieht diese Entdeckung wie alles, worüber wir hier reden, nur im Bergerlebnis selbst, aber im Bergerlebnis des erzogenen Bergsteigers!

Kunst

Das Bergsteigen ist, fünftens, eine Kunst. Wenn wir uns auch hier nicht auf den unüberschaubaren Problembereich einer Wesensbestimmung der Kunst einlassen können, so darf doch soviel schlagwortartig gesagt werden: In der Kunstausübung ist der Mensch bestrebt, einem Gegenstand die Gestalt zu geben, welche durch ihre Selbstverständlichkeit überzeugt; Kunst setzt harte Arbeit voraus, aber das Eigentliche gelingt sozusagen im Spiel; das Überzeugende des Kunstwerks liegt darin, daß es einen Stil erkennen läßt, der auf eine Sinnganzheit hindeutet; die Sinnganzheit des Kunstwerkes erweist sich in seiner Anmut. In all dem reicht die Kunst über die bloße Technik hinaus, in all dem hat sie übrigens auch Anteil an den beiden zuvor beschriebenen Merkmalen, dem Ernst und der Heiterkeit zugleich. Der in seiner Anmut zugleich ernste und heitere Stil, der ein Kunstwerk auszeichnet, kann einer ganzen Epoche angehören, er kann aber ebensogut auch nur von einem einzelnen oder gar nur in einem einzigen Kunstwerk des einzelnen verwirklicht werden.

Man kann nun, insbesondere in der neueren Kunstgeschichte, innerhalb dieses so beschriebenen Bereichs zwei Schwerpunkte feststellen. Im einen Fall strebt die Kunstausübung nach der letzten gültigen Form, im andern nach der expressiven inneren Aussagekraft des Kunstwerks. Die erstere Kategorie könnte man die statische nennen, die zweite die dynamische. Beide Merkmale treten nie allein und ausschließlich auf, wenn es sich um ein wirkliches Kunstwerk handelt; es gibt hier nur die Verschiedenheiten der Akzente. So steht etwa beim frühen Schiller mehr das Streben nach der expressiven Aussagekraft, beim späten nach der gültigen Form im Vordergrund. Beiden Polen entsprechen auch bestimmte Lebenszuschnitte des Künstlers selbst. Der dynamische Künstler tendiert mehr zum vulkanisch Revolutionären hin, der statische mehr zur geformten Persönlichkeit; man denke etwa an Michelangelo oder Beethoven einerseits, an Leonardo da Vinci oder Goethe andererseits. Ganz fehlt jedoch der jeweils andere Pol auch bei den großen Einseitigen nicht.

Ich möchte es nun wagen, auch das Bergsteigen als eine Art von gestaltender Kunst zu

betrachten, wobei wir uns freilich bewußt sein müssen, daß dies nur einen Einzelaspekt des Alpinismus betrifft. Aber ein wirklicher Bergsteiger wird immer bestrebt sein, einen Stil zu erreichen, eine anmutsvolle Lösung seiner Aufgabe zu erzielen, eine Route zu gestalten, die als selbstverständlich überzeugt. Damit hängt es ja auch zusammen, daß wir für große alpinistische Leistungen nicht selten das Wort „klassisch" gebrauchen.

Die beiden Pole, der statische und der dynamische, finden sich auch im Alpinismus wieder. Der eine sucht mehr die klassische, schlechthin überzeugende Route, der andere drängt mehr zur dynamischen, exzeptionellen, frappierenden, vielleicht sogar schockierenden Einzelleistung. Wo der eine oder andere Pol ganz fehlt, finden wir die Grenze dessen, was wir als Alpinismus betrachten, überschritten. Wer nur auf Vorschrift und Bravheit aus ist, sucht kein Abenteuer mehr, wer nur verrückte Novitäten sucht — wohlgemerkt: nur! —, ist kein eigentlicher Sportsmann.

Auch unter den Persönlichkeiten der Bergsteiger selbst, so vielgestaltig sie immer sein mögen, kann man die beiden Grundtypen leicht unterscheiden, den exakten Stilisten und den dynamischen Expressionisten, Hans Sachs und Walter von Stolzing. Und auch die beiden Außenseitertypen fehlen nicht: Der eine ist der alpine Spießer, der andere der Patzer und Schlamper, im Extrem der alpine Gammler. Bei diesen Grenzfällen handelt es sich um Leute, die jeweils nach der einen Seite hin so „extrem" geworden sind, daß sie von der andern gar nichts mehr an sich haben. Die alpinistische Erziehung müßte den Raum abstecken, innerhalb dessen noch beide Pole, wenn auch mit verschiedener Akzentuierung, zugleich in Geltung sind. Ein erzogener Alpinist wird weder Spießer noch Gammler sein; doch kann er sehr wohl mehr beim einen oder beim anderen Flügel stehen: Er kann etwa ein planender und berechnender Geher sein, der seine Route vorauskalkuliert, so wie einst der Pianist Hans Dülfer seine Routen wie eine Klavieretüde angelegt hat; er kann aber auch ein Stürmer und Dränger sein, der einen kühnen Entwurf spontan aus sich heraus setzt.

Der wirkliche Bergsteiger wird immer etwas von der Stilistik Hans Dülfers zu verwirklichen suchen; er wird aber ebenso ein Stück Bergvagabundage üben, denn er ist auch immer ein Abenteurer. Der Bergvagabund ist ein echter Bergsteiger, und jeder Bergsteiger muß ein wenig Bergvagabund sein, der alpine Gammler jedoch hat mit dem echten Alpinismus nichts zu tun. Der Gammler ist ein Spielverderber, schon deshalb, weil er ja im Grund keine Verantwortlichkeit für seine Gefährten kennt; das zeigt sich schon an seinem Verhalten gegenüber dem Grundsatz „Hütten pflegen", oder an seinem problematischen Verhältnis zu Wasser und Seife, wodurch er den Kameraden lästig wird.

Aus diesen knappen Andeutungen geht hervor, daß das Bergsteigen wie jede Kunst der Ausbildung und Erziehung bedarf, weil es gekonnt sein muß. „Kunst kommt von Können, wenn es von Wollen käme, hieße es Wulst."

Gemeinschaft

Das Bergsteigen ist, sechstens, ein Gemeinschaftserleben. Gemeinschaft ist etwas anderes als Gesellschaft, als Kollektiv, als Masse. Unter Gemeinschaft verstehen wir immer eine Beziehung persönlicher Art, bei welcher die sich begegnenden Menschen bewußt eine Gemeinsamkeit erstreben und erfahren, welche in seelische Tiefen reicht. So sehr das Bergsteigen auch den Menschen zu sich selbst bringt und auf sich selbst stellt, so sehr es als Erziehungsgeschehen dem einzelnen zur Reifung seiner individuellen Persönlichkeit verhilft, so sehr überwindet es doch auch von seinem Wesen her jeden eigenbrötlerischen Individualismus. Das Bergsteigen setzt die kleinsten denkbaren Gemeinschaften, die Zweier- oder Dreiergruppe, als Grundformen für das Spiel am Berg voraus. Damit soll nichts gegen den gelegentlichen Alleingang gesagt sein, der ja in Einzelfällen, man denke etwa an den Nanga Parbat, zu höchsten und klassischen Leistungen führte. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel: Der Bergsteiger hat den Seilgefährten, für den er mit-

verantwortlich ist. So ist der Alpinismus denn auch immer ein Stück Erziehung zur lebendigen Gemeinschaft, er hilft damit die zwei für unsere Zeit so charakteristischen extremen Haltungen überwinden, welche einer echten Gemeinschaft so kraß widersprechen: die sich abkapselnde Egozentrik wie das haltlose Aufgehen in der Masse.

Die Erziehung zur Gemeinschaft fängt bei den ganz kleinen Dingen an, zum Beispiel bei der Sauberkeit; es ist ja immer zu bedenken, daß auch noch andere den Hüttenraum benützen wollen. Weiters ist zu nennen die Exaktheit und Korrektheit im Behandeln des Materials, also der entliehenen wie der eigenen Hilfsmittel, die ja auch dem Seilgefährten dienen; dazu gehört weiter der schonende Umgang mit allen von Menschen geschaffenen Einrichtungen im Bergland, mit Wegen und Stegen, mit Brunnen- und Quellfassungen, mit Zäunen und Viehgattern; ebenso aber gehört dazu der verantwortungsbewußte Umgang mit der Urnatur, angefangen bei der Alpenblume, an der sich auch noch der Nachfolgende erfreuen soll, bis hin zur rechten Behandlung der noch freien oder schon vernagelten Felsroute.

Die Verantwortlichkeit im Gemeinschaftserleben läßt es nicht zu, daß man den Gefährten zum bloßen Hilfsmittel degradiert. Der Bergsteiger, der diesen Namen verdient, weiß sich immer verantwortlich für den Schwächsten der Seilschaft. Er weiß darüber hinaus auch, daß er immer für noch unbekannte andere mitverantwortlich ist, auf jeden Fall für die, welche ihn nach einem etwaigen Unfall zu bergen haben werden. Ganz auf sich allein gestellt ist keiner in der Alpenwelt; man soll dieser Bindung nicht entfliehen wollen, sie gehört zum Wesen des Alpinismus. Die Freiheit, welche auf den Bergen wohnt, hat ihre Grenze in der Verantwortlichkeit, welche dem Bergsteiger durch die Gemeinschaft auferlegt ist.

Die bergsteigerische Gemeinschaft führt also einmal über den egoistischen Individualismus hinaus, sie grenzt aber auch wieder gegen die gesichtslose Masse ab. Der Himmel bewahre uns vor Kollektiv- und Massenbergsteigerei jeder Art, handle es sich um politische oder kommerzielle Kollektive. Doch muß nun auch noch etwas anderes gesagt werden. Das bergsteigerische Gemeinschaftserleben hat auch eine Wirkung, die von der kleinsten Gruppe aus in größere Gemeinsamkeiten hinführt. Der Bergsteiger wird gewiß immer ein Gefühl dafür haben, daß seine Gemeinschaft einen Exklusivcharakter hat. Nicht jeder kann sich einer Dreiertour anschließen, der Fünfer gar, und was darüber ist, kann nur Eliten vorbehalten bleiben.

Damit haben wir ein Stichwort genannt, welches in unserer heutigen Gesellschaft zu einem sehr umstrittenen Begriff geworden ist. Man braucht es nicht zu verschleiern: Das Bergsteigen führt von seinem Wesen her zu einer gewissen Elitenbildung. Aber da muß sofort wieder eine Einschränkung angebracht werden. Sobald sich die Elite selbst einen höheren Wert und Rang zuschreibt, ist sie keine Elite mehr. Wer, in den Bergen aufgewachsen, während des Sommers allsonntäglich seinen Fünfer macht, leistet grundsätzlich nicht mehr als der Alpenferne, der einmal im Jahr seine normalen Gletschertouren schafft. Mancher kommt erst so spät in die Berge, daß er nicht allzu weit über gebahnte Wege hinauskommt. Abends aber am Hüttentisch sollten alle auf gleich und gleich miteinander verkehren können, sie sollten alle miteinander ohne Hintergedanken die „Bergkameraden" singen.

Wo sich bergsteigerische Gemeinschaften bilden, müssen sie also prinzipiell nach außen offen sein. Gerade die Gliederung in Exklusivgruppen verhilft dazu, auch andere Gliederungen und Ranggruppen in ihrem Eigenwert zu respektieren. Der Bergsteiger muß wissen, was er der alpinistischen Allgemeinheit verdankt; gerade der Extreme wird sich immer wieder vergegenwärtigen, daß sein Tun ermöglicht wurde durch die Beiträge der vielen, die es ihm niemals gleichtun können. Er wird sich auch mit den vielen verbunden wissen.

Das müßte führen zu einem echten Verbundenheitsgefühl mit der bergsteigerischen Allgemeinheit, vornehmlich mit den einzelnen Sektionen und den Gesamtverbänden. Es ist

eine unmögliche Einstellung, wenn die Elitenbildung so weit geht, daß die kleine Gruppe von der Allgemeinheit nur profitieren will, ohne mit ihr das Ganze mitzutragen. Das billige Geschimpfe über die Vereinsfunktionäre, welche ihre Freizeit opfern, damit die Organisation in Ordnung bleibt, die Organisation, von welcher die kleinen Elitegruppen den meisten Nutzen haben, dieses nicht selten zu hörende Schmähen und Schmälen ist ein Zeichen dafür, daß in manchen Kreisen vom echten Gemeinschaftserleben noch nichts begriffen wurde.

Aber wir können noch weitergehen. Das Gemeinschaftserleben müßte den Bergsteiger zur Verantwortlichkeit erziehen gegenüber der Gesamtheit, in welcher er existiert. Die Erziehung zur bergsteigerischen Gemeinschaft hat auch durchaus einen allgemein-politischen Charakter. In der heutigen Großgesellschaft kann keiner völlige politische Abstinenz üben. Der Bergsteiger, insbesondere der junge, muß in seinen Gemeinschaften etwas von der Gesamtstruktur unserer Gesellschaft erfahren und erleben. Er muß lernen, daß er in den Bergen nicht nur der Allgemeinheit entflieht. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir in den Bergen unseren ganzen leidigen Tageskram, auch den politischen, ständig mitschleppen müßten, wohl aber ist zu betonen, daß eine völlige Zweigleisigkeit zwischen Alltag und alpiner Existenz ein Unding wäre. Der Alpenverein hat sich immer als unpolitisch bekannt; das ist stets so gemeint gewesen, daß er erstens kein unmittelbares politisches Erziehungsziel hat, sondern ein allgemein menschliches, und zweitens, daß er parteipolitisch ungebunden ist und bleiben will. Nicht jedoch kann dies heißen, daß der Alpenverein sich dem Politischen, im tieferen allgemein menschlichen Sinn verstanden, entziehen könnte oder dürfte. Insbesondere der junge Bergsteiger muß an den Gemeinschaftsabenden der Jungmannschaften auch etwas über unsere gesellschaftliche Gesamtstruktur erfahren, in der er sich gerade als gemeinschaftsbewußter Mensch im Alltag zu bewähren hat.

Symbol

Das Bergsteigen ist, siebtens, ein symbolisches Spiel. Mit all dem, was bisher genannt wurde, kommen wir immer noch nicht aus, wenn wir den gesamten Umkreis der bergsteigerischen Erziehung abstecken wollen. Wenn alles Bisherige gesagt und berücksichtigt und ernstgenommen und verwirklicht ist, so bleibt immer noch etwas übrig, was dem Alpinismus seine besondere Eigenart verleiht. Beim Bergsteigen wird etwas erlebt, was an die Tiefe des Menschseins rührt. Der Alpinismus hat auch einen Zauber, einen tiefen Reiz, der nur erklärt werden kann von einer menschlichen Grundanlage her. Jedes wahre und echte Spiel hat einen symbolischen Charakter, man könnte ihn geradezu mythisch nennen. Es muß etwas im Menschen angelegt sein, was ihn auf die Höhen treibt, von denen er einen neuen Horizont gewinnt, einen Horizont, in dem er erst er selbst wird. Hier kommt wieder ein Zweifaches zusammen: Das Spiel ist ein Gemeinschaftsspiel durch und durch, eventuell auch ein Spiel verschiedener Gemeinschaften gegeneinander, im Wettlauf um den Gipfel. Aber gerade in der Gemeinschaft erlebt der einzelne jenen tiefen Sinn dieses Spiels, in dem er erst sich selbst findet und sich als einzelnen in seiner ganzen Tiefe erlebt.

Schon die einfachen Kinderspiele haben einen symbolisch-mythischen Charakter. Der Ringelreihen ist ja nichts anderes als der alte Kultreigen; im griechischen Bereich hat dieser Ringtanz einst den Mythos vom Ariadnefaden hervorgebracht. Die echten Spiele entsprechen menschlichen Uranlagen; sie müssen gespielt werden, weil der Mensch in ihnen die Zeichen erlebt, die ihn auf die tiefere oder auch höhere eigentliche Wirklichkeit verweisen.

So baute man im alten Mesopotamien künstliche Berge in die weite, grenzenlose Ebene und bestieg sie in rituellem Zug, um oben die Nähe der Himmlischen zu erleben. Ich möchte nun nicht in jene romantisierende Gipfelverklärung geraten, deren Zeugnisse sich in älteren Berichten so häufig finden und die uns so fremd geworden sind. Dennoch bleibt

es uns nicht erspart, den Wirklichkeitscharakter zu erwähnen, den das Spiel am Berg als symbolisch-mythisches Tun in sich hat. Es gibt ein Letztes, Höchstes und Tiefstes im Alpinismus, welches sich nicht mehr direkt aussagen läßt; gerade dies meinen wir, wenn wir vom symbolischen Charakter des Spiels am Berg reden.

Das Symbol läßt sich in seinem eigentlichsten Wesen nie beschreiben, sondern nur erleben. Der symbolische Charakter des Spiels am Berg liegt darin, daß das Spiel den Menschen transzendiert: Der Bergsteiger erlebt so stark wie nur wenige andere echte Spieler, etwa der Seemann oder der Flieger, daß es ein „Excelsior" gibt, ein Sein, das ihm vor- und übergeordnet ist, eine Wirklichkeit, die über ihn hinausgeht und der er nur in Ehrfurcht begegnen kann. Der Berg selbst ist ja das große Symbol dieser Wirklichkeit. Auch wer eine für unersteigbar gehaltene Spitze erklettert hat, weiß doch — hoffentlich! — immer noch, daß er ihn, den Berg, das Symbol, nicht wirklich unter sich gebracht hat.

Von der Erkenntnis der Symbolik des Spiels am Berg her muß jene Ehrfurcht erwachsen, von der Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren gesprochen hat. Ehrfurcht ist das wesentliche Merkmal echter Menschlichkeit; die wahrhaft humane Ehrfurcht ist eine dreifache: Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, Ehrfurcht vor der Natur und gerade auch dem unter uns gebrachten Gipfel, den wir beispielsweise nicht ehrfurchts- und gedankenlos verunzieren sollten; sodann Ehrfurcht vor dem, was in uns ist, was wir selbst sind und was der Seilgefährte ist; und schließlich Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Nur wer diese drei Ehrfurchten in die Berge trägt, ist ein Bergsteiger; ohne sie wäre er bestenfalls ein alpiner Akrobat.

Grenze

Das Bergsteigen ist, achtens, ein Spiel an der Grenze und um die Grenze. Karl Jaspers hat den Begriff der Grenze in das neuere philosophische Denken eingeführt (Die geistige Situation der Zeit, 1931—1949). Der Mensch unserer Epoche ist mehr als früher mit der Grenzsituation vertraut. An der Grenze erlebt der Mensch ein Ende seiner bisherigen Möglichkeiten; zugleich aber sieht er, daß es drüben auf andere Weise weitergehen kann, daß er also ein Neues mit noch unbekannten Kräften und Vermögen zu bewältigen hat. Gerade darin ist nun das Bergsteigen wiederum ein Symbol unseres Seins schlechthin. Und der Mensch, der in die Berge geht, müßte als erzogener Bergsteiger in besonderem Maß in der Lage sein, die Probleme unserer Zeit bewußt und bejahend zu bestehen.

Der Grenzcharakter des Spiels am Berg zeigt sich vor allem darin, daß das Bergsteigen einen Doppelsinn in sich birgt, den der Bergsteiger in seinem Tun erlebt, wenn er wirklich alle genannten Phasen der alpinistischen Erziehung beherzigt. Das Bergsteigen hat einmal seinen Sinn in sich selbst, zum anderen seinen Sinn außerhalb seiner. Das Wort von Henry Hoek „Der Weg ist das Ziel" beschreibt die erste Wahrheit; die These vom Bergsteigen als Symbol meint die zweite. Beides weist auf das Tiefste hin: Das Bergsteigen als Grenzerlebnis ist darin so wesenhaft human, daß es dem bergsteigenden Menschen seine eigenen Grenzen immer neu kundtut. Immer neu wird der Bergsteiger die Grenze überschreiten, immer neu wird er neue Bereiche erschließen. Aber er erlebt auch das Umgekehrte. Keiner von uns wird ewig in die Berge gehn; die Grenzen rücken wieder näher, der Gipfel von heute wird mir in fünf Jahren nicht mehr möglich sein. Hier gilt es das zu bewahren, was wir über den Humor gesagt haben: Der bergsteigerische Humor wird sich darin zeigen, daß man Grenzen zu respektieren weiß. Man muß eine Tour auch abbrechen, muß umkehren können! Man muß auf Gipfel verzichten können, von denen man gemeint hat, ohne sie ginge es nicht. Es geht. Daß damit nicht der Schlappheit und Zaghaftigkeit das Wort geredet werden soll, brauche ich nach dem bisher Gesagten kaum zu betonen.

Die Berge rücken ferner, die Grenzen näher, das ist das Schicksal jedes Bergsteigers, der das Glück hat, lange genug zu leben. Julius Kugys Wort vom Bergtod, der in man-

chen Fällen nichts anderes als eine Dummheit ist, muß immer wieder beherzigt werden. Der Bergtod ist ein Unfall und ein Unheil; den am Berg oder vom Berg Gefallenen ehren wir mit Recht, aber wir hüten uns davor, auch nur in einem geheimen Winkel unseres Herzens den Bergtod als das eigentliche Ziel des Alpinisten zu ersehnen.

Schon der jüngere Bergsteiger, der etwa in der Mitte der Zwanzig seine Familie gründet, erlebt das erste Näherrücken der Grenze: Er ist nicht mehr ganz der wagende Jungmann von einst. Darin zeigt sich, daß die alpinistische Erziehung schon sehr früh diese Wahrheit zu erkennen lehren muß, denn die bergsteigerische Höchstform hat ihre sehr begrenzte Zeit. Und eines Tages ist es dann soweit, daß der alte Bergwanderer nur noch vom Tal aus auf die Hochgipfel schauen wird, die er einst bestiegen hatte. Das soll dann keine Katastrophe sein, sondern ein innerlich angenommenes Grenzerlebnis, welches zum vollen Menschsein gehört.

Beschluß

Unsere Übersicht zeigte uns acht Grundsätze, welche sich aus dem Blick auf das Spiel am Berg ergeben. Diese Grundsätze können als Dimensionen bezeichnet werden: Jede Dimension schließt die vorige ein, transzendiert sie jedoch und überhöht sie. Daraus ergibt sich ein organisches Ganzes, bei welchem jede Dimension ihr Recht an dem ihr jeweils zugewiesenen Ort hat. Keine genügt für sich allein. Die Dimensionen öffnen sich auch nicht in einem zeitlichen Nacheinander; wo das Spiel am Berg wirklich gespielt wird, haben sie sich alle zugleich geöffnet in einer einzigen Gegenwart. Das schließt jedoch nicht aus, daß im theoretischen Nacheinander über diese Dimensionen in der genannten Reihenfolge nachgedacht wird, und auch im Gang der alpinistischen Erziehung werden sie sich in einem gewissen Nacheinander erschließen. Das Ziel aber muß immer sein, die Ganzheit zu gewinnen.

Diese Dimensionen ergeben sich von selbst, wo das Spiel am Berg richtig gespielt wird, so sagten wir. Doch auch das Spiel am Berg will gelernt sein, es will vom Bewußtsein angeeignet werden. Beides zusammen erst macht die alpinistische Erziehung aus. Und diese Erziehung ist ein ständiger Prozeß, der nicht aufhört, solange ein Bergsteiger in die Berge geht. Es ist ein wechselweises Geschehen, das Spiel am Berg erfordert die Erziehung, und die Erziehung ermöglicht das Spiel am Berg. Nimmt man beides zusammen, so bewahrheitet sich wiederum und in einem neuen Sinn das Wort vom Weg, der das Ziel ist. Wir reden hier vom Weg der bergsteigerischen Erziehung: Dieser Weg ist selbst sein Ziel. Die Theorie gehört dazu; das Wesentliche aber ist in der theoretischen Überlegung niemals zu erreichen. Das Wesentliche schenkt sich selbst, wo das Spiel am Berg gespielt wird, es schenkt sich selbst nur in den Bergen. Die Theorie ist bloß das Vorspiel.

Anschrift des Verfassers: Ulrich Mann; Ordentlicher Professor an der Universität des Saarlandes, D-66 Saarbrücken 3, Kaiserslauterner Straße 61.

Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Bereits erschienen sind:

Ergänzungshefte zur Zeitschrift des DuOeAV

1. S. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und H. Heß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:1000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. M. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:7500, 20 Tafeln, 65 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DuOeAV

5. O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000, 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reißinger, Untersuchungen über den Niedersonthofener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Karwendelmulde. Mit geologischer Karte 1:25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:80,000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlußfolgerungen auf die Methode der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. C. W. Kockel, M. Richter und H. G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Staufen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenskizzen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins.

12. R. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S., 1952. Preis für Mitglieder S 14.—.
13. F. Angel und R. Staber †, Gesteinswelt und der Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe. 112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter, 1 geologische Karte 1:50.000. 1952. Preis für Mitglieder S 55.—.
14. O. Pesta, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung alpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen. 1953. Preis für Mitglieder S 21.—.
15. O. Ganß, F. Kümel † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologichen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text, 1 geologische Karte 1:25.000. 1954. Preis für Mitglieder S 55.—.

Hefte 1 bis 11 sind vergriffen.

16. H. Friedel, Die alpine Vegetation des obersten Mölltales (Hohe Tauern). Erläuterungen zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen, 1 Vegetationskarte 1:50.000. 1956. Preis für Mitglieder S 360.—.
17. H. Kinzl, Begleitworte zur Karte 1:100.000 der Cordillera Blanca (Peru) Südteil. Zusammen mit F. Ebster, E. Gotthardt, K. Heckler und E. Schneider mit einer Kartenanlage 1:100.000, 1 Abbildung und 2 Kärtchen im Text sowie mit 4 Abbildungen auf 2 Bildtafeln. Preis für Mitglieder S 60.—.
18. Das Hölloch bei Riezlern im Kleinen Walsertal (Allgäu-Vorarlberg). Mit neun Einzelbeiträgen. 116 S., 8 Abbildungen im Text, 8 Bildtafeln, 1 Beilage. 1961. Preis für Mitglieder S 80.—.

Die Reihe wird fortgesetzt.

Alpenvereinsführer (AVF)

(nur über den Buchhandel zu beziehen!)

Allgäuer Alpen (Ernst Zettler/Heinz Groth), 5. Auflage 1962. 392 Seiten, 18 Bildtafeln mit Anstiegsskizzen, 6 Abbildungen, Übersichtskarte 1:100.000. Flexibler Plastikband, S 102.10.

Ferwall-Gruppe (Franz Malcher), 1961. 206 Seiten mit 10 Bildern und 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 59.20.

Glockner-Gruppe (Vera Lienbacher), 4. Auflage 1962. 224 Seiten mit 8 Tafeln, mehreren Anstiegsskizzen und Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 94.70.

Kaisergebirge (Dr. Georg Leuchs/Franz Nieberl), 1963. 304 Seiten, 16 Abbildungen mit Anstiegsskizzen, 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 79.90.

Karwendelgebirge (Dr. Heinrich Klier und Fritz März), 7. Auflage 1961. 493 Seiten, 16 Bildtafeln mit Anstiegsskizzen, 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 109.50.

Ötztaler Alpen (Dr. Heinrich Klier und Dr. Henriette Prochaska), 3. Auflage. 480 Seiten, 16 Bildtafeln, 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 116.90.

Rätikon (Günther und Walther Flaig), 4. Auflage 1962. 416 Seiten, 32 Bildtafeln, 3 Zeichnungen, 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 124.30.

Silvretta (Walther Flaig), 6. Auflage 1962. 600 Seiten, 32 Bildtafeln, mehrere Skizzen und Kärtchen, 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 124.30.

Stubaier Alpen (Dr. W. Rabensteiner und Dr. H. Klier), 1963. 460 Seiten, 12 Bildtafeln, 11 Karten im Text, 2 Übersichtskarten. Flexibler Plastikband, vergriffen, Neuauflage Frühjahr 1967.

Zillertaler Alpen (Dr. Heinrich Klier und Dr. Henriette Klier), 1960. 429 Seiten, 16 Abbildungen mit Anstiegsskizzen, 1 Übersichtskarte. Flexibler Plastikband, S 87.30. Neuauflage in Vorbereitung.

In Vorbereitung: Bregenzerwald- und Lechquellgebirge (W. Flaig), Dachsteingebirge (W. End), Venediger-Gruppe (H. Hanke).

Lehrschriften

Das Bergseil (W. Mariner). 2. Auflage 1965. Ein völlig neu bearbeiteter und auf den modernsten Stand gebrachter Leitfaden, der neben den wichtigsten Anseilarten und -knoten Ausführliches über das Seil als Sicherung, Kletterhilfe und Rettungsgerät bringt. Preis für Mitglieder S 9.—.

Kleine Wetterkunde (E. Arnberger). 2. Auflage 1965. Sie bringt all das, was der junge Bergsteiger vom Wetter wissen soll. Besonders interessant sind die 30 Wetterregeln für den Bergsteiger. Preis für Mitglieder S 4.—.

Lawinen (A. Gayl). Was der Bergsteiger wissen soll: von den Schneearten bis zur Entstehung von Lawinen und zur Rettung aus ihnen. Preis für Mitglieder S 8.—.

Erste Hilfe im Gebirge (G. Neureuther). Alles Wichtige über Erste Hilfe am Unfallort für alle denkbaren Verletzungen, Erkrankungen und andere Schädigungen. Preis für Mitglieder S 6.—.

Orientierung im Gebirge (W. Rabensteiner). Was der Bergsteiger von Orientierung wissen soll, was ihm an Hilfsmitteln zur Verfügung steht und wie sie zu gebrauchen sind. Preis für Mitglieder S 10.—.

Neuzeitliche Bergrettungstechnik (W. Mariner). Die 3. verbesserte und erweiterte Auflage mit einem vom IKAR-Präsidenten Dr. Campbell überarbeiteten Anhang über Erste Hilfe. (Zum offiziellen IKAR-Lehrbuch erklärt.) Preis für Mitglieder S 15.—.

Hilfeleistung bei Unfällen im Gebirge (H. Angerer). Leitfaden zur Ersten-Hilfe-Leistung bei Bergunfällen im Sommer und Winter. Preis für Mitglieder S 9.60.

AV-Liederbuch „Kein schöner Land". Texte alter und neuer Lieder unserer Jugend für Bergfahrt und Heimabend. Preis für Mitglieder S 9.—.

Die Bergfotografie (K. Kolar, Leiter der Bergfotokurse). Ein Leitfaden zur alpinen Landschaftsfotografie. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Preis für Mitglieder S 20.—.

Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten

		Preise für Mitgl.	Nichtmitgl.
2/1	Allgäuer Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000	27.—	36.—
2/2	Allgäuer Alpen, Östliches Blatt, 1:25.000	27.—	36.—
3/2	Lechtaler Alpen, Arlberggebiet, 1:25.000, mit Skirouten	25.—	33.—
3/3 *	Lechtaler Alpen, Parseierspitze, 1:25.000	—.—	—.—
3/4 *	Lechtaler Alpen, Heiterwand, 1:25.000	—.—	—.—
4/1	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Westliches Blatt, 1:25.000	27.—	36.—
4/2	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000	27.—	36.—
4/3	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Östliches Blatt, 1:25.000	27.—	36.—
5/1	Karwendelgebirge, Westliches Blatt, 1:25.000	25.—	33.—
5/2	Karwendelgebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000	25.—	33.—
5/3	Karwendelgebirge, Östliches Blatt, 1:25.000	25.—	33.—
8	Kaisergebirge, 1:25.000	25.—	33.—
9/1	Loferer Steinberge, 1:25.000 (auch wissensch. Ausg.)	15.—	18.—
9/2	Leoganger Steinberge, 1:25.000	15.—	18.—
10 *	Berchtesgadener Alpen, 1:50.000	—.—	—.—
14	Dachstein, 1:25.000	25.—	33.—
15/1 *	Totes Gebirge, Blatt Wildenkogel, 1:25.000	—.—	—.—
15/2 *	Totes Gebirge, Blatt Prielgruppe, 1:25.000	—.—	—.—
15/3 *	Totes Gebirge, Blatt Warscheneckgruppe, 1:25.000	—.—	—.—
16	Gesäuseberge, 1:25.000	19.—	24.—
18 *	Hochschwab, 1:25.000	—.—	—.—
26	Silvrettagruppe, 1:25.000, mit Skirouten	27.—	36.—
30/1	Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, mit Skirouten, Papier	27.—	36.—
	Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, mit Skirouten, Syntosil	44.—	60.—
	Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Papier	35.—	48.—
	Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Syntosil	52.—	72.—
30/2	Ötztaler Alpen, Blatt Weißkugel, 1:25.000, mit Skirouten	25.—	33.—
	Ötztaler Alpen, Blatt Weißkugel, 1:25.000, ohne Skirouten	25.—	33.—
30/3	Ötztaler Alpen, Blatt Kaunergrat—Geigenkamm, 1:25.000	25.—	33.—
30/4	Ötztaler Alpen, Blatt Nauders, 1:25.000, mit Skirouten	21.—	27.—
31/1	Stubaier Alpen, Blatt Hochstubai, mit Skirouten, Papier	27.—	36.—
	Stubaier Alpen, Blatt Hochstubai, mit Skirouten, Syntosil	44.—	60.—
	Stubaier Alpen, Blatt Hochstubai, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Papier	35.—	48.—
	Stubaier Alpen, Blatt Hochstubai, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Syntosil	52.—	72.—

		Preise für Mitgl.	Nichtmitgl.
31/2	Stubaier Alpen, Blatt Sellrain, 1:25.000, mit Skirouten	25.—	33.—
35/1	Zillertaler Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000	25.—	33.—
35/2	Zillertaler Alpen, Mittleres Blatt, 1:25.000	25.—	33.—
35/3	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, ohne Skirouten	25.—	33.—
	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, mit Skirouten, Papier	27.—	36.—
	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, mit Skirouten, Syntosil	44.—	60.—
	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Papier	35.—	48.—
	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Syntosil	52.—	72.—
36	Venedigergruppe, 1:25.000, mit Skirouten	27.—	36.—
39	Granatspitzgruppe, 1:25.000	21.—	27.—
40	Glocknergruppe, 1:25.000	27.—	36.—
41 *	Schobergruppe, 1:25.000	—.—	—.—
42	Sonnblick, ohne Skirouten	27.—	36.—
	Sonnblick, mit Skirouten, Papier	29.—	39.—
	Sonnblick, mit Skirouten, Syntosil	44.—	60.—
	Sonnblick, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Papier	35.—	48.—
	Sonnblick, mit Skirouten und mit Skiführer, auf der Rückseite Syntosil	52.—	72.—
44 *	Ankogel—Hochalmspitzgruppe, 1:25.000	—.—	—.—
45	Schladminger Tauern, 1:50.000, mit Skirouten	15.—	18.—
49 *	Adamellogruppe, 1:50.000	—.—	—.—
51 *	Brentagruppe, 1:25.000	—.—	—.—
52/1	Dolomiten, Westliches Blatt, 1:100.000	13.—	15.—
52/1 bb	Sellagruppe, 1:25.000, Sommerausgabe	21.—	27.—
	Sellagruppe, 1:25.000, Winterausgabe	21.—	27.—
52/1 c *	Marmolatagruppe, 1:25.000	—.—	—.—
52/1 cc	Palagruppe, 1:25.000	21.—	27.—
52/2	Dolomiten, Östliches Blatt, 1:100.000	13.—	15.—
56	Lienzer Dolomiten, 1:25.000	25.—	33.—
57/1	Karnische Alpen, Umgebung Obstanzer See, 1:25.000	8.—	10.—
57/2	Karnische Alpen, Steinkar—Reiterkar, 1:25.000	8.—	10.—
	Schutzhüttenkarte des Österreichischen Alpenvereins und des Deutschen Alpenvereins, 1:600.000	19.—	24.—
	Skikarte Innsbruck und Umgebung, 1:25.000 (auf der Rückseite Skiführer), Papier	35.—	48.—
	Syntosil	52.—	72.—
	Expeditionskarten:		
	Cordillera Blanca/Süd, 1:100.000	33.—	45.—
	Cordillera Huayhuash, 1:50.000	33.—	45.—
	Cordillera Blanca, 1:200.000	33.—	45.—
	Mahalangur Himal (Chomolongma—Mount Everest), 1:25.000	37.—	52.—

---

* Dzt. nicht erhältlich, teilweise in Bearbeitung für Neuauflage.

Für Mitglieder zu beziehen durch die Sektionen des OeAV.

Für Nichtmitglieder zu beziehen durch den Verwaltungsausschuß des OeAV, Innsbruck, Wilhelm-Greil-Straße 15, und den Buchhandel.